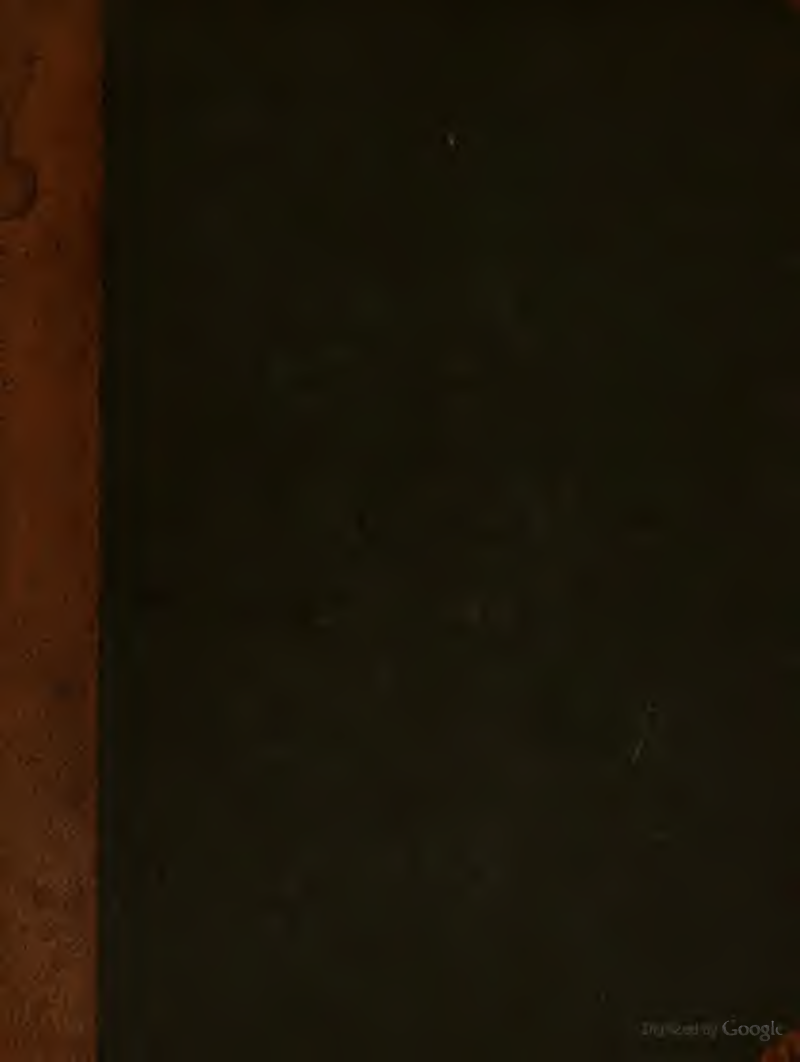






J. Schnorr del. C. Muller

Verl. v. J. D. Sauerländer

Rheinisches Taschenbuch

auf das Jahr 1845.

Herausgegeben

von

E. Dräxler-Manfred.

Mit 10 Stahlstichen.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Miniatur-Salon.

Ausstellung 1845.

Zu Friedrich Overbeck's Porträt.

„Die Apostelgeschichte ist ein herrliches Werk; mich zieht sie außerordentlich an, sowie die ganze Bibel, und ihr hab' ich mich vorzüglich gewidmet. Vor einem Jahre schwankte ich immer zwischen dem Griechischen und Biblischen; jetzt habe ich mich mehr für eins entschieden. Die Bibel wird wohl mein Hauptfach werden und aus dem Homer werd' ich nur so dann und wann an Festtagen etwa naschen. —

Das habe ich mir zum festen Grundsatz gemacht, strenge bei der Natur zu bleiben; antike Formen in seinen Akten anbringen zu wolleu, wie das hier (in Wien) so recht Mode ist, führt auf Manier, und überdies zeichnet man ja keine Akte, um schöne Figuren zu machen, sondern nur, um zu studiren; sobald ich aber die Form, die ich vor mir sehe, nicht ganz so mache, wie sie da ist, sondern ändern und verschönern will, so kann ich schon nicht mehr daran studiren. —

Ich kehre mich an keinen Menschen; ich halte dafür, daß dieses der beste Weg sei, denn nur durch Selbstmachen kommt man vom Flecke."

Fr. Overbeck, im Jahre 1808.

Mit Overbeck, dessen Bildniß diese vierte Ausstellung unsers Miniatur-Salons ziert, ist der Kreis der erhabenen deutschen Künstler geschlossen, die unter günstigen Auspicien in Rom zusammengetroffen und durch die innigsten Bande gleichen Strebens und gleicher Gesinnung unauflöslich verbunden, in gemeinsamer Wirksamkeit zu Heroen emporwuchsen und die Regeneratoren der Kunst, die Schöpfer der neuen Kunstperiode genannt werden müssen. Wir verweisen zur besseren Würdigung des Gesagten auf die ausführlichere Darstellung dieser Verhältnisse, welche wir zu Veit's Bildniß in der ersten Abtheilung dieser Skizzen gegeben

haben. Hier sei nur angeführt, was nöthig ist zum Verständniß Overbeck's und seiner Kunstleistungen. Overbeck und Cornelius sind gleich starke Persönlichkeiten; sie überragen beide ihre Zeitgenossen und haben beide durch Werke und Unterweisung einen entschiedenen Einfluß auf ihre Kunst ausgeübt. Sie sind aber entgegengesetzte Pole, in beständigem Widerspruch und Flucht vor einander; und doch gehören sie zusammen; denn, da eben jede entschiedene Richtung, je kräftiger ausgesprochen, desto leichter zur Einseitigkeit führt, dienen sie sich zu gegenseitiger Ergänzung. Es liegt eben in dem Wesen alles Menschlichen, in seiner nothwendigen Beschränkung, daß sich in keinem Individuum das Ganze, das Vollkommne einer Kunst oder Wissenschaft repräsentirt, und die Erfahrung bestätigt es, daß einer großen Erscheinung immer eine zweite als Gegensatz zur Seite tritt. Und ist denn der Mensch nicht selbst erst in Mann und Weib vollkommen repräsentirt? Ist nicht dieser Dualismus das Grundgesetz alles Werdens? Wir möchten wohl das Verhältniß des Männlichen und Weiblichen übertragen auf unsre beiden Künstler. Wenn auch die Vergleichung im Hinblick auf Overbeck's festen, unbeugsamen, ja starr-consequenten Kunstcharakter schwer durchzuführen sein mag, so trifft sie um so schlagender den Menschen, der bei Overbeck am allerwenigsten vom Künstler zu trennen ist. Cornelius ist ein Mann des Lebens, ein Mann der That. Wie sich auch das Leben in seinen Erscheinungen gestalte, es zieht ihn an und regt seinen schöpferischen Geist zur Darstellung auf, wenn sich nur eine große, gewaltige Kraft dabei entwickelt. In Overbeck regiert das Herz, das Gemüth; nicht von außen her sucht und

bedarf er Anregung; der stillen Entfaltung des Gemüthes lauscht er mit Andacht in seinem Innern, und nur eine Quelle kennt er, die ihm Nahrung spendet, reine, unvergängliche: das ist die Religion, nicht, wie sie sich im Gedanken immerdar ändert und erneuert, sondern wie sie in immer gleicher Gestalt das Gemüth ergreift und in das Gefühl des Ewigen, Einigen versenkt. Er fühlt, daß der menschliche Geist unvermögend ist und ewig bleiben wird, in Worten zu erfassen und auszudrücken den Gedanken des Ewigen, und schließt sich daher ein in die Welt heiliger Bilder, die, wie süß-duftende Blumen, den innerlichen Menschen mit dem Odem des Ewigen anwehen, obgleich sie, nur Bilder einer heiligen Phantasie, irdische Strahlen einer himmlischen Sonne, das Ewige selbst nie darzustellen vermögen. Overbeck, als Protestant geboren, hat sich zum Katholicismus, der Religion des Gefühls, gewendet; Cornelius, obgleich Katholik von Geburt, zeigt in Wesen und Streben einen durchaus reformatorischen Geist, der sich seine innere Freiheit nicht nehmen läßt. Das Leben in allen seinen großen und herrlichen Erscheinungen ist für Cornelius der erhabne Tempel, in dem er Gott dient; darum war er stets bereit, dahin seine Kraft zu wenden, wo sich ihm ein großer Wirkungskreis eröffnete, wo er die Kunst mit dem Leben verschmelzen oder vielmehr dieses mit dem heiligen Funken durchdringen konnte. Freudig zog er nach Düsseldorf, nach München, nach Berlin, und was er da schuf, Alles trug das Gepräge des großen, gewaltigen Meisters. Overbeck hat sich in den Tempel eingeschlossen, den die heilige Schrift erbaut hat, in den Tempel, wie ihn die Jahrhunderte fromm-gläubiger Anbetung mit symbolischer

Herrlichkeit ausgestattet haben. Er findet Gott am strahlendsten in dieser Offenbarung, und wie sein Leben nur Leben ist in der Kunst, und Kunst und Religion bei ihm verschwistert sind, so jedoch, daß die Kunst, verklärt von der Religion, nur im Dienste derselben gedeihen mag: so hat er sich auch mit frommem Glauben und kindlicher Hingebung und festester Ueberzeugung in den Symbolismus der katholischen Kirche geflüchtet. Hier nur konnte das innige Gefühl wieder erweckt werden, wie es der heiligen Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ihre Glorie verlieh und zu den unübertroffenen Meisterwerken jener Zeit begeisterte. Man muß gestehen, es wäre dieß der einzige Weg, einen neuen Raphael erstehen zu sehen, alle andern führen zu dürftiger Nachahmung und sind eines edlen Künstlergeistes unwürdig. Ob aber selbst auf diesem richtigen Wege das Ziel erreicht werden könne, das ist eine andre Frage, und es will uns bedünken, daß unser Jahrhundert eben so wenig dazu der Boden sein könne, wie zu der Reproduktion der heiligen Musik und Poesie jener Zeiten. Der Zeitgeist ist mächtiger, als der Wille eines Einzelnen, und mag dieser auch noch so kräftig sein, er wird doch nicht der Kunst oder irgend einer Thätigkeit des Geistes eine Bahn vorschreiben, auf der der Zeitgeist nicht wandelt. Overbeck verschmähete es, an den großen Kunstschöpfungen Deutschlands Theil zu nehmen, weil sie ihn aus seinem innerlichen Wesen herausgetrieben hätten. Ihm war es nur wohl, wo Eine Heerde und Ein Hirte war, wo Alle Eines Glaubens lebten, auf dem heiligen Boden, wo die erhabnen Vorbilder ihre leuchtenden Spuren zurückgelassen hatten. So schreibt er in seinem ersten

Briefe von Rom (1811) an seinen geliebten Lehrer Peroux: „Wenn ich Ihnen sage, daß ich in Rom bin, so brauche ich nicht mehr hinzuzusetzen, daß ich glücklich bin. Denn ein Künstler, der übrigens nur Freiheit und Gesundheit hat, kann sich in Rom wohl nicht anders, als glücklich fühlen; an dem Orte, wo Raphael und Michel-Angelo und alle die herrlichen Männer ihrer Zeit lebten und noch immer fortleben in ihren vortrefflichsten Werken — in der Nähe der sixtinischen Kapelle, der Schule von Athen, des Disputes, des Parnasses, kurz, des ganzen, über Alles herrlichen Vaticanes; auf dem Boden, der getränkt ist mit dem heiligen Blute der Apostel und Märtyrer und Heiligen; — welcher Künstler, welcher Christ, welcher Mensch wird nicht da sich glücklich fühlen?" — Aber auch hier blieb sein Streben nicht ohne Nacheiferung, und er kann wohl mit dem meisten Rechte sich den Aufschwung des Künstlergeistes in Italien selbst zuschreiben. Alle seine Freunde zogen weg; Cornelius nach Düsseldorf, dann nach München, Schadow nach Düsseldorf, Veit, der vielleicht am meisten geeignet war, die Gegensätze seiner beiden Freunde zu versöhnen, der aber in seinem neuen Wirkungskreise einen zu unfruchtbaren Boden fand, zog nach Frankfurt; mehrere Freunde, wie der talentvolle Frankfurter Pforr, starben; er blieb in seiner Einsamkeit, von Wenigen gesehen, versenkt in sein innerliches, beschauliches Leben und Schaffen. In dieser Einsamkeit, die nur einzelne seiner geliebteren Schüler, wie Eduard Steinle, theilen durften, hält er sich in abgeschlossner Subjektivität und schafft nur, was in seinem Innern lebendig geworden ist. Dieß gibt seinen Werken das eigenthümliche Gepräge der Innigkeit und

Wahrhaftigkeit. Seine Gestalten sind alle wie wahrhaftige Menschen, denen man auf dem Gesichte lesen kann, von welchem Geiste, von welcher Gesinnung sie beseelt sind. Wie er selbst ein wahrhaft verehrungswürdiger Mensch ist, ein Mensch ohne alles Falsch, ein Mensch, in dem nichts Unächtes, Unedles Wurzel gefaßt hat, der Jeden gewinnt, der ihm naht, weil er selbst voll Wohlwollen und edler Menschenliebe ist; so sind seine Werke der klare Spiegel seines Gemüthes, seines Lebens. Mensch und Künstler streiten in ihm um den Vorrang; man muß beide verehren — wahrlich eine seltne Erscheinung in einer Zeit, wo man nur zu oft den Menschen von dem Künstler oder Dichter oder Gelehrten trennen, und oft den einen bewundern, den andern betrauern muß. Wie Overbeck Das geworden ist, wollen wir in einigen Zügen zu skizziren versuchen.

Friedrich Overbeck ist geboren in Lübeck am 3. Juli 1789. Sein Vater, als lyrischer Dichter durch seine heiter-kräftigen, idyllischen Poesien bekannt und beliebt, war Senator, zuletzt Syndicus des Domcapitels und Bürgermeister, und starb im Jahr 1821, 66 Jahre alt. Eine gediegene Schulbildung läßt sich unter solchen Verhältnissen voraussetzen. Seine Liebe zur Kunst führte ihn unter die Leitung des damals in Lübeck lehrenden, verdienstvollen Peroux, eines Würtembergers; dieser hatte dort einen angenehmen Wirkungskreis, bis die traurige Katastrophe vom 5. und 6. November 1806, wo Blücher das schlecht gerüstete, neutrale Lübeck besetzte, aber schon am folgenden Tage dem stürmenden Bernadotte weichen mußte, dem Künstler Vermögen und Stelle raubte und ihn nöthigte, anderwärts sein Unterkommen zu suchen. Peroux kam nach Frankfurt, wurde

mit Städel bekannt und arbeitet mit Erfolg am Städel'schen Kunstinstitut, wo er besonders in der Bibliothek mit seiner reichen Erfahrung thätige Unterstützung leistet. Overbeck blieb diesem seinem ersten Lehrer immer mit inniger Dankbarkeit zugethan, und die vielen schönen Briefe, die letzterer besitzt, geben ein gutes Zeugniß für Beide, Lehrer und Schüler. Ein schönes, altdeutsches Gemälde von Hemling, das Overbeck in seiner Vaterstadt sah, gab ihm die erste Kunstanregung, die sein wackrer Lehrer zu erhöhen wußte. Auf seinen Antrieb und von ihm mit Briefen versehen, besonders auch an Franz Pforr, den Sohn des Thiermalers, von Frankfurt a. M., der sich schon an der Wiener Akademie aufhielt, wanderte er im Jahre 1805 nach Wien, wo Füger aus Heilbronn (geb. 1751, † 1818) der Akademie präsidirte. Aber das idealistisch-manierirte, alle Natur verachtende Streben, das Effekthaschen durch theatralisch-bewegte Compositionen, die Neigung zum Heidnisch-Antiken vertrug sich sich nicht mit dem wahren, innigen Gemüthe Overbeck's. Er ward der Führer einer Reaction zurück zur Natur und zu den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts; ihm schloß sich mit besondrer Innigkeit Pforr an. Die Akademie hielt dieses Streben ihrem Ruhme gefährlich, und Overbeck sah sich genöthigt, wollte er in Frieden seiner Kunst leben, die Kaiserstadt zu verlassen. 1810 im Mai wanderte er mit Pforr, Wintergerst und Vogel aus Zürich, nach der Heimat der religiösen Kunst, nach Rom. Dort wurde ein ganz neues Leben begonnen, und an die Stelle der Mengs-Carstens'schen Schule trat die Richtung, die Overbeck mit seinen Freunden und den bald hinzukommenden

Veit, Schadow und Cornelius angab. Die Benutzung des Modells zu einem bestimmten Gegenstande wurde verworfen; nur im Allgemeinen wurde die Natur studirt, gemeinschaftlich zeichneten sie Akte; die Compositionen mußten aber ohne solche, vom Ideal abführende Beihülfen gemacht und auch ausgeführt werden. Seinem großen Talente genügte dieses allgemeine, nicht auf die speciellen Gegenstände angewandte Studium vollkommen. Er verstand, ohne unmittelbare Benutzung der Natur, lebendig zu bilden; aber bei den schwächeren Talenten zeigte sich bald der Mangel der Schule. Daher hat er auch nur wenige Schüler, die durch ihr eignes, großes Talent diese Bahn selbstständig betreten und verfolgen konnten. Von Overbeck's fernerem Leben ist wenig zu sagen. **1811** trat er mit mehreren Freunden zur katholischen Kirche über, nachdem vorher sein Vater und auch sein früherer Religionslehrer Geibel mit allen ihren Gründen nicht vermocht hatten, ihn in seiner innersten Ueberzeugung wankend zu machen. Sein Leben war die Kunst; seine Kunst lag aber in der Religion, und zwar in der Religion, zu der er sich nun mit innigem Glauben gewandt hatte. Nur selten verließ Overbeck sein Asyl, seine heilige Werkstätte in Rom. Keine noch so glänzenden Aufforderungen vermochten ihn zurückzuziehen in seine Heimat. Als er im Jahre **1831** mit Cornelius zum Besuche nach München kam, war sein Einzug ein Triumph; alle Stände suchten ihm ihre Huldigung zu bringen. Am Stahremberger See ward ihm von den Künstlern ein großes Fest bereitet und auch in Frankfurt a. M. feierte man hoch seine Anwesenheit. Er zog aber in seine liebe Klause zurück und hat sie auch seitdem nicht wieder verlassen. Aber kein Fremder besucht

Rom, ohne ihm seine Huldigung dargebracht zu haben; herzlich, milde empfängt ihn der Künstler; aber ernst und abgeschlossen bleibt er in seiner Kunst, und er wird es von Tag zu Tage mehr, je ferner ihm die Freunde stehen, deren Einfluß mildernd und vermittelnd hätte wirken können.

Wenn wir zum Schlusse dieser Skizze die hauptsächlichsten seiner Werke anführen, dürfen wir als bekannt voraussetzen, was Overbeck im Verein mit Cornelius, Veit, Schadow, Schnorr in der Villa Bartholdy und Massimi al fresco ausführte. Bis auf die wenigen Fresken aus „Gerusalemme liberata," in der Villa Massimi, und die Zeichnung des berühmten Alexanderzuges von Thorwaldsen, der einmal ausgeführt die Sammlung des Grafen Sommariva in seiner Villa am Comer See schmückt, zum zweiten Male vom König von Dänemark bestellt, nach Christiansburg gekommen ist (Amsler hat ihn gestochen), hat er nur Stoffe aus dem Gebiete der christlichen Religion genommen, und unter allen deutschen Malern, die religiöse Gegenstände in unsrer Zeit mit Erfolg behandelten, steht er am meisten würdig der Zeit da, in welcher Religion der einzige Gegenstand künstlerischer Begeisterung, gleichsam die Lebensluft des Künstlers war. Er hat mit seinem kindlich-reinen Herzen Wunder darin gethan, während viele Andere gescheitert sind. Sein erstes großes Werk ist: der Einzug Christi in Jerusalem; jetzt in Lübeck, es ist lithographirt von Otto Spekter. Dieses Bild gründete den Ruf des Künstlers; es ist eine bewunderswerthe Composition, der Jubel eines innig-gläubigen Gemüthes. Ihm folgte: „Die Anbetung der drei Könige," das er für die Königin Caro-

line von Baiern malte (jetzt in Würzburg). Für seinen Freund Vogel malte er „den Besuch Christi bei Maria und Martha," eine äußerst zarte, geistige Composition, die Vogel mit in seine Vaterstadt Zürich nahm und dort von Öri lithographiren ließ. In der Villa Bartholdy übernahm er aus der Geschichte Joseph's „den Verkauf Joseph's," lithographirt von Nicolaus Hoff in Frankfurt (den Carton besitzt Herr Philipp Passavant in Frankfurt), und in der Lünette die Allegorie: „die sieben magern Jahre," eine trauernde Mutter mit sieben dem Hunger erliegenden Kindern, (von der Allegorie, „die sieben fetten Jahre" von Philipp Veit, besitzt die Städel'sche Kunstsammlung in Frankfurt den herrlichen Carton, der sich, gestochen von Müller, in des Grafen Raczinsky großem Werke über jetzige Künstler und Kunstsammlungen findet). Beide sind al fresco gemalt. In der Villa Massimi wurden ihm die Fresken aus Tasso's befreitem Jerusalem zugetheilt. Besonders bekannt ist: der Tod Gildippens und Odoardo's (Tass. Gerus. lib. Cant. XX. 94 — 99) und Chlorinde, wie sie Olinth und Sophronie befreit (Cant. II.), dessen Carton Herr von Quandt in Dresden besitzt.

Vor allen gerühmt wird seine Freske: „die Vision des heiligen Franziskus," in der Kirche Santa Maria degli Angeli auf der Landstraße zwischen Feligno und Perugia. Von Koch in Hamburg ist es lithographirt und findet sich auch als Holzschnitt bei Raczinsky. Hier ist das Höchste geleistet in Darstellung des gläubigen Vertrauens, welches das Wunder mit den Rosen bewirkt.

Weniger zart und schön, doch in der Composition durchaus edel ist: „des heiligen Joseph's Tod." Joseph liegt im Schooße Jesu, Maria kniet vor dem Sterbenden, Engel umschweben die Scene aus der Höhe: beati mortui, qui in Domino moriuntur steht auf dem Bande, das sie halten, und unten die Verdeutschung: Selig die Todten, die in dem Herrn sterben. Dieses Bild ist in der Sammlung einer Dame in Basel.

Eine „Auferweckung des Lazarus," die er 1822 für Herrn Philipp Passavant, einen der Direktoren des Städelschen Instituts in Frankfurt, malte, ist in Hinsicht der Farbengebung weniger erfreulich. Mit mehreren Freunden, Veit, Olivier, Schnorr, entwarf er neun Bilder aus dem Leben Jesu, von denen eines: „Christus im Tempel" von Ruscheweyh gestochen ist. Die große Kunstausstellung auf dem Capitol im Jahre 1819 verherrlichte er durch eine „Flucht nach Aegypten" und eine „Madonna." Auch der kunstliebende Graf von Schönborn besitzt in seiner ausgewählten Galerie bei Reichardshausen im Rheingau eine herrliche „Madonna mit dem Kinde." In der letzten Zeit beschäftigte ihn während zehn Jahre das große allegorische Bild: „der Einfluß der Religion auf die Kunst," das das Städelsche Kunstinstitut für 20,000 Gulden angekauft hat. Da es seit einigen Jahren in der Galerie aufgestellt ist, dürfte wohl ein Auszug aus des Künstlers eigner Erklärung hier nicht unwillkommen sein. Zuvor seien noch die übrigen, uns bekannten Oelbilder und Handzeichnungen des Künstlers erwähnt.

In der Galerie des königlichen Schlosses Schleißheim

bei München findet sich das Oelgemälde, das unter dem Namen: „Italia und Germania“ durch die Lithographie von Nic. Hoff bekannt geworden ist; zwei sitzende Jungfraun, fast in ganzer Figur, die eine blond, die andre brünett, die sich traulich zu unterhalten scheinen. Es sind eigentlich allegorische Figuren, darstellend das Verhältniß zweier sich ausschließenden und doch unzertrennlichen Neigungen im Künstler selbst. Für den kunstliebenden Buchhändler Wenner in Frankfurt, der auch die Zeichnungen zum Goethe'schen Faust von Cornelius besaß, war das Bild ursprünglich gemalt und wurde aus dessen Nachlaß vom König von Baiern angekauft. König Ludwig, in Sachen der Kunst gewiß eine nicht unbedeutende Autorität, der so großartig den neu erwachenden Künsten Boden und Nahrung geboten, verglich einst treffend die beiden Kunstheroen mit den zwei größesten Aposteln, Cornelius mit Paulus und Overbeck mit Johannes.

Ein andres, in dem Raczinsky'schen Werke in Holz geschnittenes Oelbild: „die Vermählung der heiligen Jungfrau,“ das im Besitze des Grafen Raczinsky ist, erinnert sehr an Raphael und die italienischen Meister. Auch Lord Hatfield besitzt ein Oelbild: „Moses steht den Töchtern des midianitischen Priesters gegen die Hirten bei,“ das auch in Kupfer gestochen ist. Ein andres Bild, das Ruschewey gestochen hat, stellt „die Himmelfahrt des Propheten Elias“ dar. In Ungewitter und Sturm leiten zwei Engel den Wagen mit den vier schnaubenden, stampfenden Rossen. Der Prophet sitzt mit ausgebreiteten Armen und nach oben gewandtem Antlitz, von Lichtglanz umgeben; der Mantel fällt von seinen

Schultern, ein Zeichen für den tief unten auf der Erde knieenden, im Gebete harrenden Elisa.

Außerdem existiren noch viele Zeichnungen von Overbeck, herrlicher, vollendeter, als die meisten ausgeführten Gemälde. Es liegt in der Richtung des Künstlers, daß er das Höchste gerade in der Composition und Zeichnung leistet. Er will ja nur Empfundenes, nichts Studirtes, und sein großes Genie läßt ihn seine innerlichen Gesichte, wie man wohl die Compositionen nennen möchte, mit Leichtigkeit gleichsam niederschreiben. Er ist vollkommen Meister der Form, und sein inneres Schauen so kräftig und klar, daß es unmittelbar die Hand leitet. Geht er nun aber zur Ausführung in Farben, so verblaßt die innere Erscheinung je mehr und mehr. So rasch er den Entwurf gemacht hat, so langsam rückt die Ausführung vor. In dem Bestreben, wahr zu sein, wird er ängstlich, und weil es ihm nicht um sinnliche Täuschung, sondern nur um geistiges Verständniß zu thun ist, wird er in der Färbung zu zart, oft matt und leblos. Am wenigsten gelingt ihm Darstellung der Leidenschaft. Seine Zeichnungen aber sind alle voll Adel, bestimmt, feingefühlt und im Ausdrucke frommer Hingebung und stiller Seelengröße übertrifft ihn kein Meister.

Von seinen Zeichnungen ist das herrliche Blatt: „Christus läßt die Kinder zu sich kommen“ — die Krone aller Compositionen. In der schönen Lithographie von Winterhalter ist es überall bekannt geworden. Unvergleichlich schön ist der verschiedene Ausdruck in den Kinderphysiognomieen; Unschuld, Vertrauen, Blödigkeit, Alles ist ausgedrückt, was als Wirkung der Rede des

Kinderfreundes ein Kinderherz berühren kann. Man kann nichts Freundlicheres, Rührenderes sehen.

In andrer Weise vollendet und tief ergreifend ist: „Die Predigt Johannis des Täufers;“ die Zustände der Pharisäer, Spott, Hohn, Aerger, Gewissensbisse u. s. w., sind mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens gezeichnet. Auch diese Zeichnung ist in Lithographieen vervielfältigt von Völlinger. Andre Zeichnungen befinden sich im Besitz einer Dame in Basel, von denen besonders: „Christus als Knabe im Tempel“ und „die Erweckung des Töchterleins des Jairus“ zu erwähnen sind, beide lithographirt von Koch. In letzterem ist eine wunderbar feine Charakteristik; die Hoheit des Heilandes, die Wiederkehr des Bewußtseins im todten Mädchen, die staunende dankbare Freude der Aeltern, die verschiedne Theilnahme der Jünger, Alles unübertrefflich wahr und empfunden. Eine kleinere, zart-sinnige Zeichnung: „Maria mit dem Kinde, Lilien pflückend,“ hat Overbeck dem Grafen Raczinsky für sein Werk überlassen, wo sie als Holzschnitt aufgenommen ist.

Zwei große Aufträge beschäftigen jetzt den Künstler: „Die Grablegung,“ die er für seine Vaterstadt Lübeck mit acht Figuren ausführt; und „Die Krönung der Jungfrau Maria“ für die Stadt Köln.

Was nun das allegorische Bild in der Frankfurter Galerie betrifft, so hat es allerdings nicht die Aufnahme gefunden, die sich bei dem Namen des Künstlers und dem großen Aufwande von Zeit und Mitteln erwarten und wünschen ließ. Es kamen viele Gründe zusammen, die es vor andern Gemälden in Hinter-

grund treten ließen. Vor allem die nicht zu verkennende, und selbst in Einzelheiten zutreffende Nachahmung der Raphael'schen Schule von Athen. Dann das mangelhafte Verständniß einer Allegorie, die einer langen Erklärung bedarf und also unmöglich im Bilde wirken kann, wenn nicht eine dramatische Lebendigkeit, wie bei Raphael, den Beschauenden fesselt. Endlich die matte Farbengebung, die, selbst wieder zum Theil symbolisch, nicht wohlthut und in ihrer trocknen, freskenartigen Manier gar sehr verliert neben der kräftigen, tiefen Färbung der neueren Schulen ebensowohl, wie der alt-italienischen. Das Bild kann nur Künstlern und Kunstliteraten Interesse abgewinnen, und auch wieder nur denen unter ihnen, die dieser einseitig religiösen Richtung huldigen. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Composition viel Herrliches enthält.

Der obere Theil des Bildes verhält sich zu dem unteren, wie eine Vision, die dem Geiste der unten versammelten Künstler vorschwebt. In der Mitte des Himmels thront mit dem Christuskinde Maria, ihr Magnificat schreibend, umgeben von den Heiligen des alten und neuen Bundes. Sie ist hier die heilige Poesie, die Sonne aller Kunst. Die vier vordersten Gestalten zu beiden Seiten haben eine besondere Beziehung zu den Künsten: David zur Musik, Salomon zur Sculptur, Lucas zur Malerei und Johannes, der Dichter der Apokalypse, zur Architektur durch seine Beschreibung des himmlischen Jerusalems. Auf der alttestamentlichen Seite sind noch dargestellt: Moses, Aaron, Josua, Melchisedek, Joseph, Abraham, Sarah und Isaak, Adam und Eva; auf der neutestamentlichen Seite: Petrus, Paulus und

Stephanus, die Kirchenväter Augustinus, Hieronymus und Thomas von Aquino, die Märtyrer Sebastian, Papst Fabianus, Cäcilia und Agnes, und die Kaiserin Helena, die Finderin des heiligen Kreuzes.

Im unteren Theil des Bildes deutet der Springbrunnen auf das zwiefache Element der Kunst, indem der obere Wasserspiegel mit dem himmelan strebenden Strahl die himmlischen, das untere Becken die irdischen Gegenstände abspiegelt. Diese doppelte Sphäre findet sich auch vertreten durch die um den Brunnen gruppirten Meister. Auf der einen Seite nämlich betrachten die Venetianer Giovanni Bellino und Titian im Spiegel des unteren Beckens das Bild zweier über dasselbe gelehnter Knaben, deren einer auf die in ihrer Schule hervortretende Freude an schöner Carnation und Farbenpracht, der andre auf die naiven Lebensbilder derselben anspielt. Carpaccio und Pordenone schließen sich dieser Gruppe an, im Gespräch mit Correggio, der durch seine reizenden Lichtwirkungen mit ihrer Richtung verwandt ist. Auf der andern Seite dagegen ermuntert Leonardo da Vinci seine Schüler, sich zur höheren Region des Idealen zu erheben. Neben ihm steht Holbein, der selbst der Bildnißmalerei durch Beziehung auf das Ewige höhere Weihe verliehen hat. Weiter links umgeben die älteren Toscaner den Dante, der durch seine **Divina commedia** so wesentlich ihre Kunstrichtung bestimmt hat. Ihm zunächst stehen seine Zeitgenossen Giotti, Orgagna, und zwischen Beiden Simon aus Siena; dann Raphael in der Mitte aller derer, die auf ihn besondern Einfluß ausgeübt: Pietro Perugino, Ghirlandajo und Massaccio auf

der einen, Fra Bartolomeo und Francesco Francia auf der andern Seite; er selber im weißen Mantel, die Universalität seines Geistes symbolisch darstellend, in welchem sich eben so Alles, was man an Andern einzeln bewundert, vereinigt findet, wie der Lichtstrahl alle Farben in sich faßt. Zuletzt schließt den Halbkreis, auf antiken Bau-Fragmenten sitzend, Michel Angelo mit Lucas Signorelli, dem Vorgänger in seiner Richtung, der ihn auf Dante's Gesang aufmerksam macht. Wie nun auf dieser Seite Dante's begeisterte Dichtung, so vereint auf der andern das Bestreben, die Religion zu verherrlichen, die Künstler des Südens und Nordens zur Begrüßung in schöner Eintracht. Zunächst den Venetianern befinden sich Maler, die auch Kupferstecher gewesen: Lucas von Leyden reicht dem Mantegna die Hand, Albrecht Dürer ragt zwischen Beiden hervor, von Martin Schöngauer geführt, von Marc Anton gefolgt. Eine zweite Gruppe bildet Fra Angelico da Fiesole, die beiden Brüder van Eyck herzlich bewillkommnend; bei ihnen stehen ihre Schüler Benozzo Gozzoli und Hemling nebst dem unbekannten Meister des Kölner Dombildes. Schoreel, der Pilger aus dem heiligen Lande, kommt mit einem spanischen Maler auf sie zu, während etwas ferner zwei weibliche Gestalten an die seltnen Fälle erinnern, wo auch Frauen mit Erfolg die religiöse Kunst geübt haben.

Auf den Stufen der Terrasse sitzen zwei Klostergeistliche in Betrachtung von Miniaturen vertieft, der lieblichen Frucht ihres andächtigen Fleißes, aus welchem sich so viel Herrliches in der Kunst entwickelt hat.

Im Vordergrunde rechts und links gruppiren sich Bildhauer und Baumeister um Kaiser und Papst, als Repräsentanten der geistlichen und weltlichen Gewalten, unter deren Pflege und Schutz die herrlichsten Werke der Kunst entstanden sind. Bei der Gruppe der Bildhauer links ruht auf den Trümmern eines antiken Bildwerkes ein Sarkophag aus der früheren Periode der christlichen Kunst, mit dem Relief der beiden zum Grabe des Auferstandnen wandelnden Frauen, darauf anspielend, wie aus der untergegangenen antiken Kunst eine neue christliche entstanden ist, wie denn auch bekannt ist, daß Nicolo Pisano sich an einem antiken Sarkophag zu größerer Vollkommenheit herangebildet hat. Er und einige deutsche Bildhauer umgeben den Sarkophag, ihn betrachtend, und ihnen zugesellt ist ein schöner, knieender Knabe, welcher das Wohlgefallen der Skulptur an Anmuth der Form und Bewegung versinnlichen soll. Die drei Meister im Gespräch hinter dieser Gruppe sind Luca della Robbia, Lorenzo Ghiberti und Peter Vischer als Repräsentanten geistiger Gewalt und frommer Sinnlichkeit, Schönheit der Form und treuer Naturauffassung, welche drei Elemente in der christlichen Skulptur nie getrennt gedacht werden können.

Auf der Seite rechts, der geistlichen Gewalt zugesellt, stehen die Baumeister. Sich herabbückend erklärt Puchspaum, der Erbauer des Stephansthurmes in Wien, seinen Schülern aus einem auf einem antiken Kapitäl liegenden Grundriß einer Basilika, wie aus antiken Elementen sich die früheste Form der christlichen Kirchen gebildet und wie dieser Keim aus den Bedürfnissen der frühesten christlichen Zeiten hervorgegangen, selbst bei der origi-

nellen Entwicklung der germanischen Baukunst als Grundform ist beibehalten worden. In den Schülern sind fünf Nationen repräsentirt, die sich im Mittelalter besonders durch großartige Bauten ausgezeichnet haben, die französische, die italienische, die maurische in Spanien, die englische und die deutsche. (Der junge Engländer ist das Bildniß von Overbeck's früh verstorbnem Sohne.) Die deutsche Nation ist außer durch Puchspaum in Beziehung auf den Spitzbogenstyl noch besonders vertreten durch Erwin von Steinbach, den Baumeister der Vorderseite des Straßburger Münsters, deren Plan er dem Papste vorzeigt. Dieser, mit Musiknoten in der Hand, blickt begeistert empor; er erinnert an den Gedanken, der die germanische Kirchenbauweise mit einer in Stein gefesselten Kirchenmusik verglichen hat. Der dabei stehende Brunelleschi dagegen, der zuerst den neuen Baustyl veranlaßte, betrachtet den Plan mit kritischem Auge, während Bramante im Gespräch ist mit den Baumeistern des Ulmer Münsters und einem jener andern unbekannten Meister, die unser Vaterland mit ihren erhabnen Münstern verherrlicht haben.

Die drei Köpfe links im Hintergrund sind die Porträte Overbeck's und seiner beiden Freunde Cornelius und Veit.

Die heilige Familie.

Gemalt von Friedrich Overbeck.

(Eigenthum des Herrn Grafen von Schönborn.)

Bedenkt man, wie durch den Genius Raphael's die Geschichte der heiligen Familie in ihren Hauptmomenten erschöpft ist und die einzelnen Personen in ihrer geistigen und körperlichen Schönheit sich dem Kunstsinne als Ideale eingeprägt haben, so kann man sich vorstellen, welche Schwierigkeit der Künstler überwinden muß, wenn er ohne bloße Nachahmung, den Anforderungen des gesteigerten Kunstgeschmackes genügen will. Overbeck's Meisterhand, geleitet von seiner innigen Pietät und glühenden Begeisterung hat, wenn auch nicht frei von Raphael'schen Eindrücken, doch eine bewunderungswürdig reine, in Composition vollendete Gruppe geschaffen; soviel Größe und Innigkeit in der Gestalt der Madonna, soviel Demuth und Anbetung in der Elisabeth, soviel Grazie in den beiden Kindern. Das Gemälde ist eine seltene Spur des wiedererstandenen sechzehnten Jahrhunderts, auch in der Farbenausführung eines der gelungensten Werke des Künstlers. Der jüngst verstorbene Graf von Schönborn, ein Kenner des Schönen, besitzt diese Perle neuerer heiligen Kunst und hat gewußt, ihr eine würdige Stelle zu geben in einer Kapelle seines Schlosses bei Reichardshausen im Rheingau. Der Kupferstecher Felsing in Darmstadt hat schon vor längerer Zeit einen gediegenen Stich geliefert, den er jetzt dem bibliographischen Institut von Meyer in Hildburghausen überlassen hat. Auch unser Stahlstich von W. Otto ist eine sehr fleißige Arbeit.



v. F. Overbeck

Druck v. W. Maas

Ave Maria.

Gemalt von Christian Ruben.

(Eigenthum des Herrn Franz Bernus in Frankfurt.)

Abend ist's! Die Sonne ist gesunken; die fernen Berge schwimmen noch im Glanze der verschwundnen Königin des Tages und spiegeln sich klar in der reinen, glatten Fläche des Sees. Des Mondes schmale Sichel tritt aus unbewölkter Luft mit sanftem Lichte hervor. Das ferne Kloster im See ruht schon in Dämmerung gehüllt. Sanft gleitet der Nachen über die ruhige Fläche und trägt den frommen Mönch zurück aus den Mühen und dem Gewühle der Welt in den Frieden seines Klosterlebens. Schiffer und Schifferin rudern emsig und verdienen sich den Gotteslohn von dem frommen Bruder. Da tönt durch die klare Luft das Vesperglöcklein wie eine Stimme der Engel aus der Höhe. Das Ruder sinkt; die Hände der Schifferin falten sich von selbst zum Gebet und Ave Maria tönt innig von ihren Lippen. Der ernste Mönch, abgewandt von dem lieblichen Weibe, dessen Reiz er nicht kennen soll, versinkt in schweigende Anbetung und auch der kräftige Schiffer, dem wohl das mühevolle Leben schon manchen Sturm beschieden hat, steht, das Haupt entblößt, am Ruder und lauscht dem Klange, der auch an seine gestählte Brust nicht vergebens dringt und ihn emporzieht aus der Leidenschaft des Tages. Ein unendlicher Zauber ruht in der Färbung dieses Bildes. Es ist, als schwebe der Geist Gottes über den Wassern und grüße den Ort mit dem segnenden Gruße des Friedens. Die Menschen, das Wasser, das stille Kloster und die fernen Berge, Alles ist so klar,

so verständlich, so in sich harmonisch, wie ein Gemüth, in dem Gott seinen heiligen Tempel erbaut hat. Man kann es nicht ohne Wehmuth anschauen; denn wer hat diesen Frieden ganz und immerdar in sich?

Eine Lithographie hat dieses Bild bereits bekannt gemacht, und es wird auch für unsern Salon eine werthvolle Bereicherung sein. Wir lassen eine kurze biographische Skizze des Künstlers folgen.

Chr. Ruben, geb. am 13. Nov. 1805 in Trier, machte, unterstützt vom Präsidenten Delius von Trier seine Studien unter Cornelius in Düsseldorf seit 1823, und begleitete ihn nach München. Dort blieb er bis 1841 und ging dann als Direktor der Kunstakademie nach Prag. Ruben ist eine äußerst sinnige, lyrische Natur, mehr zum Ernsten, Schwermüthigen, als zum Heiter-Idyllischen geneigt. Seine Neigung zu Scenen aus dem Klosterleben verräth seine durchgehende Stimmung. Die ihn kennen, behaupten, daß er leicht Muthlosigkeit in sich aufkommen lasse; und doch hat er so köstliche Gaben. Uebrigens hat er auch schon gar Manches Ausgezeichnete geleistet. Eine „Kreuzabnahme," eines seiner ersten Bilder, besitzt eine Kirche in Westphalen. In München erweiterte sich sein Wirkungskreis. Für den Regensburger Dom führte er in Farben Zeichnungen zu den Glasfenstern aus: sechs kleinere Bilder aus dem Leben des ersten Märtyrers, Stephanus, die Anbetung der Hirten, die Predigt des Johannes und die vier Kirchenväter. Seine Cartons zu den Glasfenstern in der gothischen Kirche der Vorstadt Au in München: die Krönung der Maria, die Kreuzigung



und die vier Evangelisten gehören zum Schönsten, was München besitzt. Im Bilderhefte zu des Grafen Raczinsky Werke ist ein kolorirter Abdruck der Krönung der Maria. Durch die Aufträge, die er für mehrere Säle des Schlosses Hohenschwangau erhielt, ward seine Neigung zum Romantischen befriedigt. Er malte al fresco Schilderungen des Frauenlebens im Mittelalter und die poetische Sage vom Schwanenritter, Scenen voll Leben und Wahrheit. Seine späteren Bestrebungen waren der Oelmalerei gewidmet, und er wußte durch feinen Ausdruck der Gesichtszüge, sowie durch die überaus zarte Luftstimmung und die charakteristische Ausführung der Lokalitäten seinen lyrischen Farbengedichten eine vollendete Harmonie zu geben. Und vor Allem gelangen ihm, als seiner eignen Grundstimmung am meisten entsprechend, Darstellungen der mannichfaltigen Lebensverhältnisse, in denen der Geist der Wehmuth vorherrschend ist. Wer erinnert sich nicht mit Rührung des Bildes: „der Karthäusermönch." Am Ausgange eines Klostergartens, über welchen Rebenzweige hereinranken, in denen ein muntrer Vogel pickt, lehnt rechts am Pfeiler der Mönch, eine edle, noch jugendliche Gestalt, im weißen Ordenskleide, das in schönem Faltenwurfe bis zu den Füßen niederwallt; auf dem wehmüthig gesenkten Haupte, das nur ein schmaler Kranz von Haaren umgibt, liegt geschlossen die rechte Hand, deren Ellenbogen ihn an der Säule stützt. So wendet er dem Beschauer den in Schatten gehaltenen Rücken, die linke Seite und das Profil seines schwermüthigen Antlitzes zu, während die linke Hand, auf dem Rücken hinabgleitend, nachlässig ein Buch hält. Die Sonne ist untergegangen, der ganze Horizont mit einem warmen, milden

Farbenton umhaucht, dessen Widerschein sich in dem kummervollen, blassen Antlitze des Mönches spiegelt. Er schaut über den tiefliegenden Kirchhof hinaus in die noch geröthete weite Landschaft nach der See hin; ein Schiff in weitester Ferne will mit seinen Segeln eben unter den Horizont hinabgleiten. Die Jugend entschwindet mit dem verschwindenden Schiffe und mit ihr die goldnen Träume, die der kalte Ernst des Klosterlebens zerstört hat. Wie Mancher, auch außer dem Kloster, mag in stillen Augenblicken innerer Einkehr so dem entschwindenden Leben nachschauen nnd das Glück betrauern, das er gehofft — und nicht erreicht hat. Das Bild erregte 1835 auf der Münchner Ausstellung innige Theilnahme und ward noch öfter vom Künstler ausgeführt, auch durch Lithographieen verbreitet.

Das Gegenbild, „eine ins Kloster eintretende Jungfrau,“ ist in gleichem Geiste gehalten.

In einem dritten Bilde: „der Räuber,“ hat er einen wunden Fleck unsrer Civilisation berührt. Der Räuber, an die Ruinen eines Bergschlosses gelehnt, schaut hinab auf sein heimathliches Dorf, das, beschattet von der Abenddämmerung, im stillen Frieden ruht. Er darf nicht wieder öffentlich die Wiege seines Lebens begrüßen, und doch treibt ihn unendliche Sehnsucht nach dem Frieden der Jugend, nach dem Orte seiner unschuldigen Kinderspiele zurück. Er ist ein Räuber geworden, von den Menschen gemieden, vom Schwerdte der Gerechtigkeit gesucht. Und doch — wer weiß, ob nicht Mitleid mehr, als Abscheu ihm gebührt? Wer weiß, durch welche dunklen Gründe des Unglücks und Elends und der Verführung sein Weg ihn zu der Höhe des Verbrechens führte?



In diesen Kreis von wehmüthig-ernsten Scenen gehört auch unser Bild, das die Ausstellung von 1840 schmückte. Seine meisterhafte Ausführung hat es unter Bildern, wie „Genovefa," in den ersten Rang gestellt und er ist ein Liebling unsres Publikums geworden. Der Fremde versäume nicht, sich bei dem liberalen Eigenthümer des Bildes den Anblick zu verschaffen; er wird doppelt belohnt werden, da er noch andre vortreffliche Bilder dort findet, z. B. „die beiden Marien am Grabe," von Philipp Veit.

Die junge Witwe.

Gemalt von Heinrich Rustige.

„Du nimmst den Odem weg — ein Hauch — so fallen sie!" So ist das Glück dieser Erde! ein Windstoß stürzt den ganzen Bau in Trümmer. Da steht sie nun, die allein Gelassene. Draußen tragen sie Den, der ihr einziges Glück, ihr Reichthum, ihr Leben war, sie tragen ihn zur ewigen Ruhe; und sie kann nicht mit ihm ruhen. Ihr öffnet sich ein Leben voll einsamer Stunden, voll bittrer Erinnerungen an das so schnell entschwundene, kaum genossene Glück, ein Leben voll Mühseligkeiten, die doppelt drücken, da sie allein sie tragen muß, voll Armuth und bittrem Mangel, die nur vereinte Liebe und Kraft tragen kann. Draußen verkündigt der anbrechende Morgen den vollen, hellen Tag, die Allerfreuerin Sonne; aber bei ihr ist's Nacht geworden; ihre Sonne ist untergegangen — für immer. Gewacht hat sie noch bei der theuren Leiche, hat gebetet, Ruhe und Fassung erfleht vor dem

Kreuze des Heilandes; aber — wie der Sarg die geliebten Züge verschloß, wie die stummen Träger hinauszogen, da ist auch ihr Trost entwichen; Trauer und Schmerz haben auch die ewige Sonne ihr umschleiert. Lege sich die Zeit, die sonst dem Menschen raubt, was er gern halten möchte, lindernd um dein wundes Herz, du junge Verlassene, und Madonna, die geprüfte, duldende, die Trösterin der Verwaiseten, wird segnend dich umschweben. —

Das Bild, eines der ältern von H. Rustige, dessen Bekanntschaft wir schon in der ersten Ausstellung gemacht haben, ist eines seiner gelungensten. Der hiesige Kunstverein hat es im Jahre 1835 angekauft und später auch als Nietenblatt für die Aktionäre von Müller stechen lassen. Die Composition ist sehr durchdacht. Alles Krasse, die Beschauung verbitternde ist vermieden worden. Die junge Trauernde lehnt, tiefe Wehmuth im Antlitz, mit aufgelöstem Haar an der weit geöffneten ländlichen Thür, aus der eben der Sarg getragen wurde. Den Sarg selbst sieht man nicht; nur der Chorknabe mit dem erhobnen Kreuze und die vordersten Leidtragenden deuten das traurige Ereigniß an. Es ist die erste Morgenstunde, wo noch Stille im Dorfe herrscht und das Leben des Tages noch nicht begonnen hat. Das geöffnete Gebetbuch mit dem darüberliegenden Rosenkranz, die Lampe mit dem verlöschenden Lichte und mangelnden Oele, die auf dem Boden zerstreuten Splitter, Alles deutet Wehmuth, Trauer, Verlassenheit, Untergang. Und diesen Eindruck machen auch die sanften, matten Farben, der ärmliche Lampenschimmer und die kalte Frühmorgenbeleuchtung.



Sauerländer.

Die Kuchenhüterin.

Gemalt von August von der Embde.

Der Feiertag ist vor der Thür; Haus und Straße werden zugerichtet für den Empfang des lieben, seltnen Gastes. Da darf der Kuchen, die Lust der Jungen und die Freude der Alten nicht fehlen. Das herzige Mädchen hält Wacht, daß die lauernde Katze nicht die Lust zerstöre. Schlau hat das Kind den Stecken unter der Schürze verborgen; seine Gedanken aber schweifen von dem Kuchen zum Genuß, den er bereiten wird, zur Freude des Festtages hinüber, unter die Linde, auf die Wiese, wo sie sich fröhlich umhertummeln wollen. Das unschuldige, treuherzige Gesichtchen mit dem Anfluge von schalkhaftem Amtseifer und Gewissenhaftigkeit macht einen so freundlichen, idyllischen Eindruck, daß man glaubt, den ganzen Festtag mit seinen stillen und lärmenden Freuden an sich vorüberziehen zu sehen. Der Moment ist sehr klar ausgesprochen, es ist der Nachmittag vor dem Feste, wo es stille in der Straße ist, weil die Leute im Hause zu sehr beschäftigt sind, die festliche Umwandlung vorzunehmen. Stille Erwartung herrscht in der Scene.

Das Gegenbild zu diesem, meisterhaft ausgeführten Genrebild: „Er liebt mich nicht," haben wir in der vorjährigen Ausstellung gesehen und besprochen, und daselbst die Notizen über des Künstlers Leben und Richtung beigebracht.

Unsre Kuchenhüterin hat sich eines eben so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, und man findet das Bild in der fleißigen Vogel'schen Lithographie aller Orten. In den letzten Jahren

ist uns kein neues Werk von der Embde's zu Gesichte gekommen. Er hat freilich nicht nöthig, seine Bilder auf Ausstellungen zu schicken, da sie wohl meistens auf Bestellung gemalt werden; jedoch wäre es erfreulich, wenn er, anderen Künstlern nachahmend, dem größeren Publikum den Genuß der Anschauung nicht vorenthielte.

Hessische Dorfschmiede.

Gemalt von Friedrich Jakob Dielmann.

Vor dem Ambos sitzt, ernst-gravitätisch, auf sein Werk gerichtet, der invalide Schmied. Im Feldzuge hat er das eine Bein lassen müssen, und ist jetzt mit um so ausschließlicherem Eifer seinem Handwerk zugewendet. Er muß wohl viel Erfahrungen gemacht, viel zu erzählen haben, vielleicht viel Anecdoten und Schnurren wissen; drum kehren die Dirnen gern in seiner Werkstatt ein. Die zwei runden, kräftigen, in Gesundheit strotzenden Mädchen, die, von der Mahd ruhend, in der schattigen Schmiede, am Fenster, fern von der Gluth des Ofens, lehnen, mögen wohl auf einen Spaß lauern oder lächeln über die Gravität, mit der der zitternde Arm, den Hammer erhoben, auf das glühende Eisen zielt. Es ist eine humoristisch-gemüthliche Scene. Die gründliche Bedächtigkeit des Werkmeisters, der mit der Brille sich bewaffnen muß, um auf dem kurzen Weg zum Eisen nicht zu fehlen; dagegen das frische, kecke Wesen der Dirnen bilden einen wirksamen Contrast, der aber doch nicht aus den Grenzen des Gemüthlichen führt. In so fern trägt auch dieses Bild die



Die Dorfschmiede

Eigenthümlichkeit des Künstlers, obgleich es eigentlich nicht ganz zu seinem Genre gehört.

Friedrich Jakob Dielmann von Frankfurt a. M., geb. 1809, in Verhältnissen aufgewachsen, die keine Ermunterung zur Kunst geben konnten, wurde durch befreundete Familien, die sein Talent erkannten, aus den Kreisen des niedrigen Lebens hervorgezogen. Prestel war sein erster Lehrer und die damals begründete Sonntagsschule sein erster Kunsttempel. Jedoch beschränkte sich hier sein Unterricht auf das, was das gewöhnliche Leben von der Kunst des Zeichnens benutzt. Und Dielmann mußte das denn auch gleich anwenden, um sich selbst seinen Unterhalt zu schaffen. Später wurde er im Städel'schen Kunstinstitut von dem verstorbnen Inspektor Wendelstädt der Kunst zugeführt. Doch verdiente jene Anstalt damals noch kaum den Namen eines Kunstinstituts. Der größeste Vortheil war der Anblick der alten, zum Theil vortrefflichen Bilder. Die Nothwendigkeit, für's Geld zu arbeiten, ließ ihn aber noch nicht zu gediegnem Kunststreben kommen. Seine eigentliche Künstlerperiode begann, als er 1834 in seinem fünf und zwanzigsten Jahre mit seinem Freunde J. Becker nach Düsseldorf zog. Dort entwickelte sich sein großes Talent ungemein rasch, und sein glücklicher Charakter, der alles für ihn Ungehörige von sich wies, ließ ihn in seinem Kreise die Vollendung in Darstellung und Ausführung erreichen. Seit Becker als Professor an dem hiesigen Institut wirkt, arbeitet auch Dielmann wieder in seiner Vaterstadt.

Dielmann ist der Darsteller des heitern, genießenden Landlebens; die ruhigen, freundlichen Zustände der Landleute schildert

er in seinen Bildern, während Becker, der in demselben Lokal sich bewegt, die Bewegung, die ernsten, erschreckenden Scenen, das Dramatische und Tragische dieses Lebens vorzieht. Dielmann's Bilder sind wie Gestalten froher Landleute, die nach der Woche Mühen am Sonntag in gemüthlicher Ruhe genießen. Der Reiz des ländlichen Lebens ruht aber in der Verschmelzung mit der Natur. Eine Bauernscene im Zimmer hat für uns immer etwas Qualmiges, Beengendes. Daher muß das Lokal, das er wählt, — und seine Bilder sind im eigentlichsten Sinne Lokalitätsstücke, bei denen Alles Hauptsache ist — die freie Natur zulassen. Blauer Himmel, Gras und Gebüsche, dürfen nicht fehlen, und der liebe Sonnenschein muß seinen poetischen Schimmer über das Alltägliche ausbreiten. Wer hat nicht schon auf Wanderungen bei ganz gewöhnlichen Scenen, am Brunnen des Dorfes, auf der holperigen Straße, im armseligen Hofe, den überall Unvermögen und Zerbröcklung umgibt, in einzelnen Momenten eine unendliche Poesie gefunden? Und wenn er dann wiedergekommen, war's, als wäre Alles, wie verwandelt, so arm und bloß und drückend! Solche Momente, deren Reiz zum Theil in der Stimmung des eignen Gemüthes, zum größeren Theil aber in der äußeren Beleuchtung, zufälligen Zusammenstellung, in dem geheimen Weben der Natur, kurz in der ganzen augenblicklichen Harmonie der äußeren Scene liegt, weiß Dielmann, der in der Natur lebt und webt, herauszufinden und mit bewunderungswürdiger Treue und Sinnigkeit aufzufassen. Man kann sein Kunstleben ein beschauliches Naturschlendern nennen. Absichtslos zieht er durch die Dörfer, spricht und scherzt mit dem Landvolk

und ohne einen bestimmten Zweck, ohne eine Idee, zu der er nur die Gestalt suchte, überläßt er sich mit sinnigem, warmem Gemüthe den Eindrücken der Natur und ihrer Menschen, bereit aufzuthun, wenn es an's Herz klopft und aufzunehmen, was ihm geboten wird. So findet er denn Dinge, die hundert Andern entgehen, reizend, werth der Darstellung und hat das Geheimniß, sie so darzustellen, daß sie jedem reizend erscheinen müssen. Aus einem solchen Leben mag sich's vielleicht erklären, warum er so wenig Großes, viel Zeit und Mühe erheischendes, geschaffen hat. Er kann sich nicht daran gewöhnen, eine Scene, deren innere Composition das Werk eines Augenblicks war, so lange vor sich zu sehen; er verlangt immer nach Neuem und liebt daher am meisten kleinere Bilder, oder Aquarellzeichnungen, in denen er Meister ist. Doch möchten wir ihm rathen, zu seinem eignen Vortheil, seine eigne Natur ein wenig zu zwingen und nicht so lange sich vor Aufträgen zu sperren, deren Ausführung ihm nur ehrenvoll und ersprießlich sein können. Aus diesem Grunde wird es auch schwer, besondere Bilder hervorzuheben. Der Rhein und das schöne Oberhessen mit seinen kräftigen Bewohnern, besonders im Schwalmthale, ist seine Kunstheimat, der auch B e c k e r seine meisten Figuren und Gegenden entlehnt hat. Die malerische Tracht jener Gegenden, die großen, stolzen Gestalten, die meist hellblonden Haare mit den frischen Gesichtern; das lebensfreudige im Charakter sind vortreffliche Gaben für den Genremaler. Bald malt er, wie ein Kunstfreund neulich bemerkt hat, „e i n e P r o c e s s i o n“ in einem stillen, friedlichen Dorfe, wo zwischen alten Häusern und grauem Gemäuer der Flieder und die Rose blüht

und man über dunkle Giebel und frischbelaubte Obstbäume auf ferne grüne Berge und graue Schloßruinen schaut, während an ihrem Fuße der Rhein mit bewimpelten Kähnen sonntäglich dahin fließt. Bald bringt er „den Dorfplatz," den die hohe, alte Linde überwölbt, in deren Schatten die Greise und Weiber des Dorfes plaudernd sitzen. Dann sind wir beim „Kirchweihfeste," das seinen Anfang des Morgens nach der Hochmesse auf dem Platze vor der Kirche nimmt. Vogelschützen sind schon in ihren grünen Kleidern da, der fabelhaft costümirte Tambourmajor fehlt nicht und rings umher stehen die festlich gekleideten Bauern und Bäuerinnen des Dorfes mit ihren Gästen. Dann befinden wir uns an stillen Wiesenplätzen, „ein Schäfer hütet seine Heerde," Bauern stehen schwatzend oder wandeln mit den Dirnen vorüber. Bald ist es auch nur eine einzelne Figur, die mit der Landschaft das Bild macht. Besonders bekannt ist das auch lithographirte Bild: „das Bauernmädchen unter der Thüre." Behaglich steht die junge, frische Dirne unter der Thüre des Hauses, das nur bis über die Thüre ins Bild aufgenommen ist; die Beine nachlässig übergeschlagen, mit dem Strickstrumpf in der Hand, schaut sie vergnüglich auf die Katze, die in lustigen Sprüngen mit dem Garnknäuel spielt. Eine ihm ganz eigne Virtuosität hat er in Darstellung von Kinderscenen; es kann nichts Naiveres, Lieblicheres, auch Drolligeres geben, als seine Bauernkinder. Reizend ist die Kindergruppe, welche, in gemüthlichem Kreise spielend, vor einem Heiligenhäuschen sitzt, während ein älteres Mädchen den kleinsten Knaben auf dem Arm emporgehoben hat und dieser sein Brod mit dem Christuskinde theilen will. Naiv sind

die Kinder, die, in der Kirche knieend, plaudern statt zu beten, ein gleicher Contrast, wie die weite, helle Landschaft zu der kleinen, düstern Kapelle. Solcher Scenen hat der Künstler eine Fülle und er bedürfte nur der Ausdauer, um Bedeutendes hervorzubringen. So hat er bei Gelegenheit des Gutenbergfestes 1841 für seine Sachsenhäuser Weingärtner die Fahne mit einer ganz vortrefflichen Charakterscene geschmückt, die werth wäre, in ähnlicher Weise in Oel ausgeführt oder wenigstens durch eine Radirung vervielfältigt zu werden. Das bunte Treiben der Weinlese ist hier in Art einer Arabeske geschildert. Da singen und schneiden Winzer und Winzerinnen, da lärmen und schießen und trinken die Burschen und fröhlich wird die goldne Traube in die Tonne gebracht. Es wäre schade, wenn diese köstliche Composition mit der Fahne vergraben bleiben sollte. Eines seiner größesten, ausgeführten Bilder, sind „die schlendernden Bauernmädchen.“ Drei, vier lustige Dirnen wandeln auf der Chaussee vor dem Dorfe, plaudern und singen. Hier ist die wahre Gemüthlichkeit. Sie haben kein Ziel; ihre Freude ist das Ruhen im Freien, im Festsonnenschein. Ihr Genuß ist nicht außen, denn sie gehen ja nicht von dem Wege, den sie tagtäglich betreten; innerlich sind sie froh und vergnügt und feiern den Sonntag ohne Essen und Trinken, ohne Putz und Geräusch, nur in Gespräch und Gesang. Möchte Dielmann nicht in Kleinigkeiten seine Kraft zersplittern; er ist zu Ausgezeichnetem berufen und wird es leisten, da er seine Grenzen gewiß nie überschreitet.

Der spanische Spion.

Von Heinrich Rustige.

Ein Spion, wenn er vom Feind ausgeschickt den Vortheil auszuspähen kommt oder gar am eignen Vaterland Verrath übend dem Feinde den Vortheil in die Hand gibt, ist ein Gegenstand des Abscheu's. Aber in Sachen der Politik, wo kaum zu entscheiden ist, auf welcher Seite Recht und auf welcher Unrecht liege, wo Thronstreitigkeiten die Brüder eines Vaterlandes feindlich einander gegenüber stellen und individuelle Ansichten, Sympathieen und Antipathieen verwandte Menschen entzweien, da ist auch schwer ein Urtheil fällen über Den, der seiner Partei den Vortheil zu erringen strebt, der vielleicht aus wahrer Anhänglichkeit sein Leben um der Rache willen in Gefahr setzt und sich in's Verderben stürzt. So natürlich es nun auch ist, eine solche That mit den ärgsten Strafen zu belegen und keine Gnade zu gewähren, so sehr man auch die äußerste Strenge in Kriegszeiten billigen muß, so kann man doch nicht dem Opfer seines Eifers, dem Diener, wie er glaubt, der guten und gerechten Sache sein Mitleid versagen, um so mehr in einer Sache, die von jeher so zweifelhaft war, wie die spanische. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet muß die Scene, die der Künstler zur Darstellung wählte, unsre volle Theilnahme gewinnen. Aber auch abgesehn von allen politischen Reflexionen und Parteilichkeiten ist das einfache Faktum, wie es hier dargestellt ist, hinreichend, unser Gemüth zu ergreifen, selbst wenn der Gefangene um Geldgewinn lediglich die gefahrvolle Bahn betreten hätte. Erschüttert uns doch der Verbrecher aus verlorner Ehre,



gem. v. H. Rustige — Gest. v. W. Otto

DER SPANISCHE SPION.

Verl. v. J. D. Sauerländer.

wie ihn Kaulbach den harten, stolzen, gefühllosen Richtern gegenüber dargestellt hat, auf's Tiefste, obgleich verabscheuenswerthe Thaten, durch die er dem Gericht unrettbar verfallen ist, jedes Gemüth von ihm abgewandt haben; wie sollte es uns nicht ergreifen, einen politischen Verbrecher in seinem kräftigsten Leben dem Tode verfallen zu sehen? Es ist Abend; im Golde der untergehenden Sonne erglänzen Thürme und Mauern und Paläste der spanischen Stadt, die durch die fremdartige Bauweise charakterisirt ist. Der traurige Zug, der den gefangenen Spion zur Richtstatt führt, ist schon aus den engen Straßen an's Thor gelangt. Da stürzt jammernd das junge Weib mit den unmündigen Kindern in den Weg; den Mann, ihre einzige Stütze, umklammernd, fleht sie Gnade von dem Anführer der zur Execution beorderten Truppenabtheilung. In sich gekehrt, Rührung beim Anblick des geliebten Weibes und Schmerz über das Mißlingen seines Anschlages verbeißend, steht der Gefangne, das Haupt trotzig gesenkt. Er weiß, es ist umsonst, daß sie fleht; er selbst ist zu stolz, Gnade zu erflehen von Denen, die er haßt. Der Anführer hält betroffen, er darf seinem Gefühl keine Folge geben, nur einen Augenblick zaudert er, während die Menge, halb theilnehmend auf ihn schaut. Dann geht's weiter dem Ziel entgegen; in wenig Minuten stürzt er, von den Kugeln durchbohrt, und Weib und Kind, nun verlassen, gehen trostlos in die dunkle Stadt zurück. Der Mönch, der doch wohl zur letzten Tröstung mit dem dem Tode Verfallenen wandelt, sieht nicht wie ein Tröster aus. Freilich ist der Parteihaß auch diesem Stande nicht ferne geblieben, und er hat wohl viel zur ärgeren Entflammung des Bürgerkrieges beigetragen. Aber den-

noch hätten wir, im Interesse des Bildes, eine mildere Auffassung gewünscht. Dem Künstler muß die Harmonie seines Werkes das Wichtigste sein, und die wird offenbar durch den schadenfrohen, boshaften Charakter in dieser Figur verletzt. Außer diesem Bilde hat Rustige in den letzten Jahren, besonders, seit er seinen Wohnsitz in Mainz aufgeschlagen hat, mehrere größere und kleinere Bilder geliefert. Eines seiner größesten Gemälde, das er noch hier vollendete, „die goldne Hochzeit," überraschte durch die vollendete Behandlung der Stoffe und mannichfaltigen Geräthschaften. Das großälterliche Paar, umspielt von Enkeln und Urenkeln, und ringsum schmausende Verwandte von nah und fern, bildeten eine lebensvolle Scene. Eine andre Gruppe erfreute durch die humoristische Auffassung. „Ein Taschenspieler" ist in eine Bauernschenke gekommen und hat da seinen Herapparat ausgekramt. Mit der solchen Leuten eignen insolenten und den Effect belauernden Miene producirt er seine Stückchen; in allen Abstufungen zeigt sich die Theilnahme in den ihn umdrängenden Jungen und Alten. Gaffendes Erstaunen, furchtsames Erschrecken, stupides Verblüfftsein, pfiffiges Aufspüren und Errathen, gelehrt-dummes Gleichgültigthun vereinigt sich in diesem Bilde zu einer interessanten Erscheinung im gewöhnlichen Leben. Im Auffassen und Charakterisiren solcher Volkszustände ist Rustige besonders befähigt. Ein kleineres Bild: „Künstlers Erdenwallen," ist auch in diesem Genre. Eine Künstlertruppe auf der Wanderung von einer Scheune zur andern wird von einem furchtbaren Wetter überfallen. Der elende Wagen gewährt keinen Schutz mehr; in den komischsten Situationen sind Künstler und Künstlerinnen vor und

hinter und neben dem Wagen gruppirt, ein wahres Bild einer ächten Lumpenwirthschaft, wie sie uns jetzt nur noch selten vor die Augen tritt. Man denke sich die Blüthezeit der Abällino, Toni und ähnlicher Stücke, die wie oft mit donnerndem Applaus in den Dorfscheunen und Speichern von Helden producirt wurden, die kaum ihren Namen schreiben oder richtig in ihrem Dialekt sprechen konnten, und doch die Rollen der ersten Helden für sich in Anspruch nahmen.

Spielende Kinder.

Gemalt von Johann Kirner.

Jubelnde, glückliche Kinder mitten in der Dürre und Einförmigkeit der Armuth. Die kleine, wenig Aufmerksamkeit erheischende Ziegenheerde ruht am Abhang und die sorglosen Kinder können sich ganz ihren selbsterfundenen Spielen überlassen. Sie sind auf sich beschränkt; denn einsam steht ihre kunstlose, nur zum Schutz gegen Sonnenbrand und Nachtfrost dienende Hütte in der Campagna nahe am Meeresufer; wenig Bäume und des Weinstocks zierliche Ranken schmücken sie; ringsum sind dürftige Grashügel; nur des Meeres reizender Spiegel und die sanften Conture der fernen Berge beleben die Einsamkeit der Gegend. In ihrer Beschränkung sind die Kinder so glücklich und finden in dem Kreis ihrer kleinen Familie mehr Freuden, als oft der Ueberfluß der Städte darzubringen vermag. Man denkt an Platen's zarte, innige Idylle: „die Fischer auf Capri," und an die Worte:

> Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde,

und:

> Mög' euch Segen verleihen ein Gott sammt jeglichem Tagwerk,
> Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls.

Der Vater mag wohl auch ein solcher Fischer sein, der hinausgefahren ist, der Woge ihren Reichthum abzugewinnen. Die Mutter, im Schatten vor der Hütte sitzend, ist emsig beschäftigt für die Kleinen, während diese in inniger Liebe die Zeit sich verkürzen. Auf dem Boden kriechend, mit dem Zaum im Munde, läßt der ältere Knabe das jüngste seiner Geschwister reiten und



Gem v Johann Kirner

Gest v S Lichtenstein

SPIELENDE KINDER.

Verl v J D Sauerländer

Druck v W Maas

blickt schalkhaft freundlich zu dem innig vergnügten Kleinen auf, während die Schwester, ein schön heranblühendes Mädchen, mit dem Laufbande das Kleine vor dem Falle bewahrt. Es ist ein reizend anmuthiges Bild, so recht dem gemüthlichen Volksleben abgelauscht. Abgesehen von dem Lande, finden wir uns hier in der Region wieder, die Dielmann mit so glücklichem Talente auszubeuten versteht.

Johann Kirner, ein Badenser, geb. 1806 zu Furtwangen, machte vom Jahr 1822 seine Studien in München und kehrte nach mehrjährigem Aufenthalte in Rom, dorthin zurück. Mehrere ernste Bilder, besonders eine heilige Familie, die er 1829 zur Ausstellung brachte, waren, wenn auch lieblich gruppirt und zart gemalt, doch nicht seiner Eigenthümlichkeit angemessen. Heitrer Scherz in Darstellung von Volksscenen gelingt ihm am besten. So das Innere einer Wirthsstube, ein sehr gelungenes Gemälde voll originellem Leben. Die Gäste haben sich um einen herumwandernden Krämer versammelt, der seine Siebensachen auf dem Tische ausbreitet. Ein Gast läßt einen beweglichen Hanswurst tanzen und die Uebrigen freuen sich königlich an dem zappelnden Gliedermann, der ihrem dicken Wirthe so frappant gleicht. Sehr charakteristisch und in ächtem Volkshumor gehalten ist die durch Lithographieen bekannte „Schweizerstube." Ein Gardist, der sich glücklich aus der Pariser Julirevolution gerettet hat, erzählt seinen Landsleuten von den gräulichen Auftritten. Währenddem hat sich ein kleiner, kecker Junge des Säbels und Tschako's bemächtigt und stolzirt komisch-gravitätisch mit diesen Trophäen einher, indem er sein Brod verzehrt. Im Charakter

unsres Bildes sind „die italiänischen Wallfahrerinnen.“ Knieend, sitzend sind die Frauen im Gebet um ein Madonnenbild am Wege vertheilt. Mehrere beschäftigen sich mit ihren Kleinen; ein Kind ist krank und empfängt besondre, liebende Theilnahme. Stehende Frauen schließen den lieblichen Kreis ein. Verschiedne Gemüthsstimmung charakterisirt sich auf den Gesichtern.



Die Abdankung Kaiser Karl's V.

Gemalt von **Louis Gallait** aus Tournay.

Zum Beschluß unsrer Ausstellung in diesem Jahre geben wir die Zeichnungen zweier großer historischer Gemälde von belgischen Künstlern, die in vergangenem Jahre die Runde in Deutschland gemacht und überall ungetheilten Beifall geärntet haben. Aus Belgien, wo sie das Rathhaus zu Brüssel schmücken, sind diese Gemälde, durch die Liberalität des Gouvernements, in mehrere Städte Deutschlands gekommen. Belgier sind die beiden Künstler; sie haben, obgleich noch jung, Erstaunliches geleistet, mehr als in der letzten Zeit unser Land im Fach der Historie geliefert hat. Mag der verschiedene politische Zustand der Länder, die verschiedene geistige Richtung oder der Mangel an großen Vorbildern in Deutschland die Schuld tragen, entschieden ist's, daß diese Bilder als besonders hervortretende Erscheinungen überall in Deutschland begrüßt wurden. Das erstere der beiden Gemälde, die Abdankung Karl's V. von **Gallait**, ist das bedeutendere, hervorgegangen aus dem Studium der **Ruben's**, deren Belgien so viele besitzt. Eine meisterhafte Behandlung der Farben und des Lichtes verleiht ihm ein alterthümliches Gepräge und die großartige Scene ist vortrefflich verbunden und abgerundet. Wir dürfen die Bekanntschaft mit dem Gegenstande voraussetzen und wollen für Diejenigen, die das Gemälde nicht sehen konnten, nur die einzelnen Gruppen erklären.

Unter dem Thronhimmel steht in der Mitte Kaiser Karl V. in vollem Ornate, mit dem goldnen Vließe angethan. Vor ihm

knieet sein Sohn, Philipp II. von Spanien, dem er die Herrschaft der Niederlande übergeben will. Die Hand auf sein Haupt legend, fleht segnend der Kaiser um den Schutz des Himmels. Um das linke Bein trägt Philipp den Orden des Hosenbandes, als Gemahl der englischen Maria der Katholischen. Mit der Linken stützt sich Karl auf den neben ihm stehenden Wilhelm von Oranien, den Schweigsamen. Viel galt dieser bei dem Kaiser, als einer der Edelsten und Tapfersten in den Niederlanden; aber Wilhelm hat kein Vertrauen auf den Schritt, den der Kaiser eben thut; er kennt den heuchlerischen Philipp und schaut ernst auf ihn herab, als wollte er ihm sagen, daß er nicht ohne Widerstand die Rechte der Niederlande kränken werde. Zur Rechten des Kaisers sitzt Maria, seine Schwester, verwittwete Königin von Ungarn, seit 26 Jahren Statthalterin der Niederlande. Viel Gram ist über ihr Herz gekommen und die Leiden haben ihre Züge frühzeitig gealtert (sie ist 53 Jahre alt, drei Jahre jünger als der Kaiser). Neben ihr steht die stattliche Eleonore von Oesterreich, älteste Schwester Karl's, Wittwe des Königs Franz I. von Frankreich. Ihr zur Seite, geneigt das gramgebeugte Haupt, die unglückliche Christine, Nichte Karl's V., Gemahlin des wegen seiner Grausamkeiten von den eignen Unterthanen bis zum Tode gefangen gehaltenen dänischen Christian's II. Die jüngere, stolz emporgerichtete Fürstin ihr zur Seite, in rothen Sammt gekleidet, ist Karl's Tochter Maria, die Gemahlin Maximilian's von Böhmen, nachmaligen Kaisers Maximilian's II. Eine reizende Frauengruppe füllt den Grund hinter ihnen; der zur einen gewendete junge Mann ist das Bildniß des Malers. Im Vordergrunde, auf der-

selben Seite stehen Cardinäle, Ritter, Edelleute, verschiedenartig bewegt durch die Eröffnung des Kaisers; zuvörderst von ihnen Philibert von Brüssel, einer von den geheimen Räthen, der vorher die Versammlung mit dem Entschluß des Kaisers bekannt gemacht hat.

Zur Linken vom Kaiser, nahe bei Oranien, steht Maximilian von Böhmen, der Gemahl jener stolzen Maria, mit dem goldnen Vließ bekleidet und neben ihm Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, einer der Helden der späteren Kämpfe gegen Philipp. Rechts zwischen dem Kaiser und der sitzenden Maria ist der Beichtvater und Leibarzt des Kaisers, Andreas Vesalius; den Rosenkranz hält er in den gefalteten Händen.

Rechts vom Beschauer im Vordergrunde die hohe Gestalt mit der Purpurmütze, ist Karl's erster Minister Granvella, der später verwünschte Haupturheber der grausamen Maßregeln Philipp's gegen die Niederlande. Edelknaben tragen die Schleppe seines Gewandes; die Papierrolle enthält gleichsam die Thronrede Philipp's, die dieser nicht selbst sprach, weil er weder französisch noch flämisch reden konnte. Der knieende Greis mit der Krone auf dem Kissen ist der gelehrte Jurist Vigilius von Zuichem. Hinter demselben, nur halb sichtbar, durch den Orden des Vließes ausgezeichnet, steht der edle Graf Egmont, eines der Opfer des Aufstandes der Niederlande. Auch sein junger Freund und Schicksalsgenosse, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, ist nicht weit hinter ihm; er schaut mißtrauisch hinüber nach dem spanischen Gefolge Philipp's hinter Granvella, besonders auf den Beichtvater des Königs, den Dominikaner mit gesenkten Augen. Der hinter

dem weinenden, das Gesicht verhüllenden Alten stehende Ritter mit dem Vließe ist Philipp de Croy, Herzog von Aërschot. Die Gruppe von Bischöfen, Aebten und Edeln enthält noch manche geschichtlich wichtige Person, deren Name aber für den Ueberblick, den unsre Zeichnung doch nur geben kann, durchaus überflüssig ist. Der Cardinal am Rand des Bildes, der seine Hand auf die Schulter eines Knaben legt, ist der Legat des Papstes.



Das Compromiß der Niederländischen Edeln.

Gemalt von Eduard de Bièfve aus Brüssel.

Auch hier haben wir nicht nöthig, uns bei dem Ereigniß zu verweilen. Die Protestation des niederländischen Adels gegen die Eingriffe Philipp's in die Gewissensfreiheit war das Signal zum Aufruhr und Abfall der Niederlande. de Bièfve, noch sehr jung, hat in Paris Studien gemacht. Sein Gemälde, wenn auch schön und edel, läßt doch nicht die effektsuchende französische Manier, das theatralische Element verkennen. Das reiche, lebhafte Colorit, die schönen, männlichen Gestalten haben die Mehrzahl des Publikums für dieses Bild gewonnen.

Im Saale des Palastes von Cuylemburg wird die Schrift an Philipp unterzeichnet. Im Vordergrunde sitzt am Tische in weißer Rüstung, fast den Rücken wendend, der Verfasser der Protestation, Philipp Marnix von S. Aldegonde, gespannt auf die Unterzeichnung. Graf Hoorn ist der erste Unterzeichner, eine ernste, entschlossene Gestalt. Hinter ihm, die Hand schon in Bereitschaft, ist der Marquis von Bergen, der Baron von Montigny neben ihm, mit dem Barret auf dem Haupte, zieht den Handschuh von der Hand, und auch der zwischen beiden nur kaum sichtbare Anton von Lalainy ist entschlossen. Der aufmerksam empor schaut zu Brederode, welcher von den Stufen herab die Edelleute zur Unterzeichnung auffordert, ist Wilhelm von Oranien; auch sein Bruder hinter ihm in der Rüstung, Ludwig von Nassau, merkt auf den Sprecher. Im Vordergrunde sitzt der Graf von Egmont in schwarzem Gewande, vertieft in Gedanken.

Ueber dieser Hauptgruppe streckt Graf Karl von Mannsfeldt seinen Freunden, den Brüdern von Battenburg, die Hand hin und sucht sie zur Theilnahme zu bewegen; drei andere Edelleute, die Grafen von Liedekerke, von Rouck und von Hooghe, bezeugen sich umarmend und die Hand zur Betheurung emporstreckend, daß sie bereit seien, für die Ehre des Vaterlandes zu kämpfen und zu fallen.

Der Edle, rechts von Brederode, der das Antlitz emporwendet, ist der geheime Sekretär Egmont's, Johann Casembrot, Herr von Beckerseel, der, seinem Herrn treu, auf dem Schaffot endete.

Im Vordergrunde rechts, hinter Egmont, steht Graf Philipp von Delannoy, im Mantel, mit Stiefeln; hinter ihm Johann von Marnix, Bürgermeister von Antwerpen; van Straelen, nur mit dem Kopfe sichtbar, und ein ehrwürdiger Geistlicher, der, wie mehrere in jener Zeit, auch an der allgemeinen Bewegung Antheil nahm.

Im Vordergrunde links, hinter Philipp Marnix von S. Aldegonde, neigt sich Herr von Cuylemburg, der Besitzer des Palastes, zu den sitzenden Grafen von Holle und von Schwarzenberg, und der alte Herzog von Cleve mit dem kahlen Haupte hört stehend auf ihre Rede. Der emporgerichtete am Rande des Bildes ist Nicolaus Hammes, der Wappenkönig vom goldnen Vließe, ein eifriger Beförderer der Conföderation. Der jugendliche, nach Brederode gerichtete Mann über ihm soll der Maler des Bildes sein.

Der Fürst von Tarent.

Novelle

von

Eduard Duller.

I.

Mondnacht! Feierstille liegt über der Bucht; leise rauschen die Wellen zum Gestade heran und weichen zurück, als wollten sie den heiligen Gottesfrieden des Schlummers auf Erden nicht stören. Das stolze, prächtige Meer, das dem kühnen Herrschertroß des Menschen so leicht zürnt, — besänftigt ruht es jetzt unter dem versöhnenden Zauber des Lichtes, ein unabsehbares Feld voll Millionen leuchtender Blumenkelche, die sich heben und senken; wie ein Schwan schwebt ein weißes Segel drüberhin näher und näher zum Strande. Zeugen vergangener Herrlichkeit, ragen auf den Uferhöhen die schlanken Säulen der Tempel, deren Wände längst eingesunken. Mild verhüllet der Schutt die Götterbilder; aber die Blumen, mit denen sie einst bei heiteren Festen von Jungfrauenhänden geschmückt wurden, blühen noch jetzt auf diesen Gräbern. Und wie ein treuer Wächter, der voll sichern Vertrauens auf den Augenblick wartet, welcher den Bann lösen und den holden Dienst erneuen soll, so sitzt dort auf den Marmorstufen, an eine einsame Säule gelehnt, ein Greis, in den dunklen Mantel gehüllet, und blickt auf die weite schimmernde See hinaus.

Das Schiff landet; ein silberhäuptiger Mann eilt in voller Hast an's Gestade; ein Jüngling und eine Jungfrau folgen ihm nach. Der treue Wächter hat sich mit dem leisen Ausruf: „Er

ist's!" von seinem Sitz in den Ruinen erhoben und dem Fremden genähert. Doch dieser bemerkt ihn nicht, sondern stürzt auf die Kniee nieder und unwillführlich thun der Jüngling und die Jungfrau — es sind seine Kinder — desgleichen; der Vater betet und kann in seiner vollen Inbrunst lange kein lautes Wort finden für all das, was er empfindet, bis er endlich die Arme weit ausstreckt und mit bebender Stimme in die Nacht hinausruft: „O Gott, Gott, mein Gott! du bist barmherzig, bist mit mir! Ich fühle deinen Arm! Hier lieg' ich wie ein Kind, weinend und lachend, und küsse die Erde!" Leise rauschen die Wogen zu seinen Füßen heran und küssen ihm den Saum seines Mantels und die Sohlen. Ein kräftiger kühlender Nordwind durchhauchte jetzt die heiße Sommernacht und bewegt die Wipfel der Bäume und Sträuche am Ufer, die weißen Spitzen der Wellen. Da wendet der Bootsmann rasch das Segel, und schnell treibt das Schiff, das die drei Fremden hieher gebracht, wieder in die offene See hinaus.

Noch lang lag der Vater im stillen Gebet, das entblößte Haupt tief zur Erde geneigt. Endlich erhob er sich, und wie er nun aufrecht dastand und auf das herrliche Land hinblickte, das im Mondenschimmer verklärt vor ihm dalag, nahm sein ganzes Wesen einen neuen Ausdruck an. Es war, als sei die Last des Alters von seinen Schultern abgestreift, und frische Jugendkraft, die seine Seele durchströme, spanne seine Nerven und Sehnen. „Heimische Erde, auf der wir stehen," sprach er zu seinen Kindern, indem er sie umschlang und fest an sich preßte; „o seht, welch ein Paradies! Willkommen, ihr hohen Säulen, noch steht ihr wie alte Freunde, deren Treue kein Sturm erschütterte; willkommen,

ihr Wipfel, die ihr mir treulich wie einst entgegenrauscht! Willkommen, ihr Blumen, die ihr mir süße Düfte als Gruß zusendet! O Gott! Rings um mich Alten ist Alles Jugend und Lenz und Hoffnung! Dies Rauschen der Wipfel, dies Grüßen der Blumen, alle diese Hoffnung und Herrlichkeit, dies ganze Paradies — für euch, für euch, meine Kinder! Für mich nur die Erde, die mütterliche Erde! Was brauch' ich mehr! Ich bin reich genug, jetzt, da ich sie wieder küssen kann, und einst, wenn sie mich bedeckt!"

Verwundert blickten die Kinder den Vater an; es rannen ihm Thränen in den Bart. Da nahte sich ihm der Greis, sank ihm zu Füßen und sprach ehrfurchtsvoll: „Gelobt sei Gott, der Euch in's Land der Väter zurückführte! Seine treue Hand sei über Euch! Nun, Herr, sterb' ich gerne, nun laß mich gleich sterben, so im vollen Freudendrang!"

„Du! Du! Burello!" rief der Fremde, indem er den Treuen aufhob und an's Herz drückte. „Ich wanke, wie auf hoher See im Sturme; fest halt' ich mich an Dir! Ich wußte es, daß ich Dich finden würde, und doch ist's mir nur wie ein Traum, als wär' ich noch in Byzanz, am Grabe meines Weibes, die Kinder um mich, und sähe deinen Schatten durch die Cypressenzweige schwanken. O Burello, lache meine kindische Schwäche nicht aus; wie der Verdürstende, der plötzlich einen Becher voll alten Weins erhascht und an die Lippen setzt, vom Dunste desselben taumelt, so betäubt mich die langentwöhnte heimische Luft. So, . . . o mein Gott!"

„Um des Heilands willen!" rief Burello erschrocken, indem

er den Wankenden in seinen Armen aufrecht hielt; „kommt, es sind nur wenige Schritte bis zu einem Obdach dort in den Ruinen."

„Laß, Burello," erwiederte der Fremde, der sich wieder erholte, mild; „es ist vorüber; ich bin gesund! Deine Hand, die das Schwert für mich hob, noch kann ich sie kräftig drücken!" Und indem er dies that, sprach er, seine Linke stolz auf Burello's Schultern legend, zu seinen Kindern: „Seht, dies ist der treueste Mann auf Erden, und wenn Alles biegt und bricht; so hält er aus. Der wird euch bleiben, wenn ich nicht mehr bin!"

„Das verhüte Gott, daß ich Euch überleben soll," erwiederte Burello; aber wollt Ihr mir denn nicht zu dem Obdach folgen?" fügte er nach einer kleinen Weile mit sichtbarer Unruhe hinzu, und seine Frage war schon eine Bitte, war bald ein ängstliches Drängen. — „Ihr seid ermüdet, Ihr müßt Euch laben! O, ich habe heimlich ganz gut für Speise und Trank gesorgt. Nur ein paar Schritte, lieber Herr! ist eine längst verlassene Schifferhütte, die kein Menschenauge in dem verwachsenen Gebüsche so leicht entdeckt, und ein Gang führt draus in eine alte Halle hinab; da seid Ihr sicher! So kommt doch, lieber Herr! Rasch rollen die Stunden der Nacht dahin; und wenn Euch am lichten Morgen Menschen hier fänden!" . . .

Ruhig lächelnd blickte ihn der Fremde an und versetzte: „Nun, glaubst Du, daß sie mich wirklich erkennen werden? Freilich, das Auge der Liebe sieht scharf, aber nicht Jedem ist's ja von Gott gegeben, wie Dir, Burello! Ich hoff' es nicht, daß sie mich wieder erkennen; ich hoff' es nicht, das heißt: ich fürcht' es. Das

Alter verwischt ebenso die Züge, wie das Glück, und wer diesen Scheitel von weitem kannte, als ihn noch Gold umschimmerte, der kennt ihn in seinem jetzigen Silberschmuck wohl nicht mehr."

„Ich beschwöre Euch, mein theurer Herr," flehte Burello mit steigender Bangigkeit, — „folgt meinem Rath! Bei Gott, seht hin! Der Morgen graut, der Tag bricht an. Kein Säumen mehr! O, mir ist, als müßt' ich Euch mit meiner ganzen Seele inbrünstig umklammern und in die sichere Freistätte tragen."

„Wie prächtig!" sprach die Tochter; „sieh Vater, der ganze Himmel eine Glut!"

„Und das Meer," rief der Sohn, — „erst noch ein schwarzes Bahrtuch, jetzt ein Purpurmantel."

„Beides!" sprach Burello ernst. Der Vater schritt leuchtenden Auges den Strand hinauf und blickte, von seinen Kindern und dem Treuen umgeben, auf die Wunderpracht. In voller Herrlichkeit stand er, vom Lichte des Morgens umflammt, und die Glut der aufgehenden Sonne in allen Pulsen. Purpurn war jetzt im Morgenroth sein schlechter Mantel, — das Silber auf seinem Scheitel wieder Gold. „Willkommen, du junger Tag!" rief er, „Dich nehme ich zum Bundesgenossen, Du sei mein Zeuge! Ich verlange mein Recht, es ist so klar, wie hier der Tag, und wie dieser über die Nacht siegt, solls siegen!"

„Herr! was wollt Ihr beginnen?" fragte Burello erschrocken. „O ich ahn' es jetzt, bis zu diesem Augenblicke war ich blind. Herr! Ich beschwör' Euch bei allen Heiligen, sprecht das Wort nicht aus. Es weckt nur den alten Fluch und sprengt das Blutsiegel, unter dem er seit Jahren gebannt liegt."

„Du träumst, Alter,“ versetzte der Fremde mit hehrer Ruhe, „sag' mir: was kann nach dem, was bereits geschah, noch Ungeheures geschehn? Du blickst mich angstvoll an? O, Du weißt nicht, was ich gelitten, Du weißt nicht, wie ich mit mir gerungen und alle Selbstsucht besiegt und wie ich in heißer Inbrunst meinem Gott dafür gedankt, und wie ich jetzt, rein und lauter, gleich der Sonne, die da aus dem Schooße des Meeres auftaucht, meine Hände zum Ewigen emporhebe und ohne Lüge, ja ohne Selbsttäuschung zu ihm rede, wie ein Kind zum Vater, wie ich im Rauschen der See und der Wipfel seine Stimme vernehme, — o Freund, mir ist's, als fühlt' ich in der heimischen Luft seinen Odem und meine ganze Seele jauchzt ihm entgegen. Was willst Du, Burello, mit diesen Blicken, mit diesem Zittern? Mir ist so leicht und doch so feierlich ums Herz, als sollt' ich vor Gottes Thron treten, und sollt' ich's zur Stelle, — ich verlangte nichts als mein Recht, — und bei Gott, Burello, nicht um meinetwillen, denn ich bin reif!“

Burello flehte und warnte: „Es ist Euer Untergang. Ich glaube an Gott, aber es gibt kein Recht mehr auf Erden, und Euer Opfer ist fruchtlos. Ich kann nicht anders, ich muß die Wahrheit sprechen. Ich ahnt' es nicht, daß Ihr kommen wolltet, um Euer Recht heimzufordern; ich glaubte bloß, Ihr wolltet die liebe Heimath wiedersehn; ich wußte nicht, daß Ihr wieder jung geworden; das ahnt' ich nicht. Recht! Recht! Es ist eine neue Ordnung der Dinge hier, alles gefestet, und wir und das alte Recht schweben wie wesenlose Schatten mitten im Menschengewühl; wir sind verschollen, ja, Ihr hattet recht: es kennt

uns Niemand mehr. Was wollen wir in dieser frischen, neugestalteten Welt?"

„Wir beide?" entgegnete der Vater lächelnd; — „o sieh hieher!" Und mit vollem Wohlbehagen strich er seinem Sohne die dunklen Locken aus der Stirne und sprach dazu: „Mein Sohn!"

„Auch Roger hat einen Sohn," versetzte der treue Burello finster; „Roger ist ein milder Herr!" . . .

„Ich bin der ächte!" unterbrach ihn der Fremde mit hehrer Würde; überrascht blickten die Kinder zu ihm hinan. „Das Elend vermag viel zu tilgen, nur nicht das Recht. Kann es meine Geburt ungeschehen machen? O sieh diesen Bettlermantel, er gibt so warm wie ein Purpur, und ist mir lieb. In diesem Mantel, meine Kinder, saht ihr den armen Laskaris so oft, wenn er vom Tagewerke heimkehrte, in diesem Mantel brachte er euch so oft süße Früchte heim; diesen Mantel breitete ich über eure Mutter, als sie die Augen geschlossen. . . ." Er hielt inne, lange, lange, und rief dann: „Breitet ihn einst auch über mich! Auch in diesem Mantel bin ich noch heute, was ich einst war, Antonio, der Fürst von Tarent, und dies Land, das wir betreten, nenn' ich mein Reich!"

„Vater!" riefen die Kinder zitternd; es überkam sie wie Grausen, war's vor dem fremden Namen, den der Vater genannt, war's vor der neuen Würde, die sie aus starren Augen ansah? War's der Hauch der Mutter, die sie in diesem Augenblick unsichtbar umschwebte und den Kuß der Treue wie die erste Huldigung auf ihre Stirnen drückte, wovon sie bebten? Alle Drei wandelten zu den Säulen hinauf, und keines vermochte jetzt ein

Wort zu sprechen; gesenkten Hauptes und gepreßten Herzens folgte ihnen der alte Burello. Als sie sich auf den Marmorstufen niedergelassen hatten, mit der Aussicht auf das in heller Tagespracht strahlende Meer, brach Leonardo, Antonio's Sohn, zuerst das Schweigen.

„Nun weiß ich," sprach er, „die Bedeutung des Mährchens von der verlornen Krone, das Du uns einst, — am Ufer des Meeres saßen wir wie jetzt, — erzähltest; wir konnten uns dran nicht satt hören. Nun ist mir's klar."

„Von den zwei Brüdern," unterbrach ihn seine Schwester Beatrice, — „die auf zwei Schiffen nebeneinander fuhren, so nah, daß sie sich die Hände reichen konnten . . ."

„Da griff der jüngere nach dem Haupt des älteren, das die Krone trug mit dem wunderbaren Stein, der in der Nacht wie ein Stern funkelt. Er faßt darnach, er hat sie geraubt und plötzlich reißt der Sturm die zwei Schiffe von einander und dem jüngeren Bruder die Krone, die er geraubt, vom Scheitel und schleudert sie in die tiefe See . . ."

„Da liegt sie unten im Grunde an einem Korallenriff und der Stein leuchtet wie ein Stern durch die Wasser herauf. Und der jüngere Bruder fuhr, von dem Zauber überwältigt, immerfort auf der See umher, um die verlorene Krone wieder zu finden. Er ließ seine Taucher auf den Grund hinabtauchen, aber keiner brachte sie wieder; er setzte Preis an Preis, er drohte und grollte, — es fand sie keiner, bis daß er endlich im wilden Verlangen selbst hinabsprang zu dem wunderbaren Stein, da ward er unten selbst versteinert, Aug' und Hand von Korallen; so sitzt er tief im

Meeresgrunde, und blickt starr durch die Wasser hinauf an's Tageslicht und die Krone ist doch nicht sein."

„Und der Andre zog rastlos am Ufer auf und ab; er ward alt und grau; aber seine Sehnsucht blieb jung und seine Hoffnung, der versunkene Stern müsse eines Tages aus der Tiefe emporsteigen . . . ."

„Der alte, heilige Liebesstern!" rief Antonio.

„Und müsse ihn verjüngen," fuhr Leonardo fort; „dann ist der Bann gelöst, dann schlagen die Bäume wieder aus, und die versiegten Quellen stürzen in voller Lust wieder aus den Felsen hervor; die schlafenden Vögel erwachen in den Zweigen, ein Jubiliren erklingt in der weiten Welt, Alles ist wieder jung und schön geworden . . ."

„Und der Alte stirbt!" fügte Antonio hinzu. „Nun, es ist ein Frühlingstod, Sonne und Blüten vor Augen! So stirbt sichs schön. Was soll ich euch die Wirklichkeit berichten, liebe Kinder? Ihr kennt sie aus dem Mährchen, und fast wie ein solches dünkt sie mir selbst."

Burello, welcher sich unbeachtet entfernt hatte, kam jetzt wieder und brachte aus seinem unterirdischen Zufluchtsorte Wein und Imbiß mit. „Den Willkommstrunk, lieber Herr!" sprach er, „kennt Ihr den Becher?"

Antonio faßte ihn zwischen die gefalteten Hände. „O mein Vater!" rief er, „Du trankst den letzten Zug daraus, als Du todeswund aus der Schlacht heimgetragen wardst. Willkommen trink' ich jetzt Dir daraus, Du mein Volk! Gesegne Dir's Gott für alle Zeiten! Auf daß Du mich wieder erkennst, so wie ich

diesen Becher! Auf daß Du ihn einst meinem Sohne mit Feuerwein füllst. Auf Euer Glück, o meine Kinder! Auf Deine Treue, o Burello!"

„Ich habe das Kleinod gerettet," sprach dieser; „mehr konnt' ich nicht retten, als Alles in Trümmer ging, — nicht einmal die Erinnerung der Menschen! O Herr, in jener unseligen Stunde nach der bittersten Schlacht, die ich je gekämpft — Du weißt's: Ich liebt' euch ja Beide, aber ich stand für Dich, wie Du für Dein Recht, — nach jener Schlacht, in der Alles verloren ward, Du flohst vor dem Bruder über Meer und der barmherzige Gott hat Dich erhalten! .... O verzeih's meinem Alter, ich menge Alles durcheinander. Du warst aller Guten Stolz und Schild, und doch war's ein Bruderkrieg, und ich mußt' es überleben!"

Tiefbewegt hatten Leonardo und Beatrice den Worten Burello's gehorcht; Antonio gedachte der Vergangenheit, in deren Mitte ihn jene leidenschaftlichen Worte des Alten versetzt hatte, mit jener milden, weichen Wehmuth, die seinem ganzen Wesen während des langen Exils an der Seite einer treuen, mit ihm duldenden Gattin eigen geworden war. „Vernehmt auch den Rest!" sprach er zu seinen Kindern. „Nach jener Schlacht, in welcher mein Bruder die Krone erstritt, die er längst so heiß erstrebt hatte, floh ich, von einem einzigen Dienstmann begleitet, an den Meeresstrand, und drei Tage sprengten wir längst desselben weiter, bis wir endlich einen griechischen Kauffahrer fanden. Eben war er im Begriffe die Anker zu lichten; wir riefen den Patron, sprangen von den Rossen, warfen uns in die Wogen und schwammen bis

zu dem Schiffe, das uns an Bord nahm. Es brachte uns glücklich nach Byzanz. Ich dankte Gott aus voller Brust; ich erkannte seine Güte. „Ihr grüßt mich, thessalische Lüfte," rief ich, „das Wort der Liebe rauscht ihr mir zu." Und bräutlich erschien mir, dem Bräutigam ohne Braut, der tiefdunkelblaue Himmel, der über mir und der vor mir in Wogen, und in beiden, o meine Kinder, sah ich das Bild eurer Mutter, bald so groß und blendend, wie Sonnenglanz, bald so still und friedlich, daß eine unsägliche Andacht sich wie Engelsgruß durch mein ganzes Herz ergoß. So dacht' ich an die heilige Jungfrau, so war ich reich und groß ohne Krone und Land. Es war ein wunderthätiges Bild, und ich der Pilger, der zu demselben wallfahrte und sich doch nicht in nächste Nähe zu ihm wagte. Wie selig durchschauert es uns, hören wir diese oder jene Legende, wie das Heiligenbild, das für Tausende starr auf dem Altare steht, dem Einen Frommen, der es mit voller Inbrunst verehrt, die Hand entgegenstreckt, die reine, schneeweiße Hand mit dem goldnen Ringlein. O Kinder, ich hatt' es nicht geahnt, nicht verdient. Nichts nannt' ich mein Eigen mehr als das Schwert, ich trug's für den Kaiser und schlug ihm seine Schlachten; dies Schwert, sieglos, als ich's für meine Krone, für mein Recht, aber gegen den Bruder schwang, siegreich war's für den fremden Herrn. In seiner Gunst rasch von Stufe zu Stufe steigend, stand ich bald als Oberfeldherr zunächst an seinem Throne, und wie einst bei meinem Volke, so neigten sich jetzt wieder Häupter, wo ich ging und stand; mein Name lebte im Munde der Sänger, der Höfling achtete auf mein Lächeln und von geschäftigen Schmeichlern wimmelte mein Marmorpalast. Er

war des Kaisers Geschenk, und noch ein andres ward mir, die Adoption im Geschlecht der im Purpur Gebornen mit dem Namen Laskaris. Das reichste Geschenk stand noch aus; das konnte mir der Kaiser nicht geben, wie er den Tag und das Licht nicht geben kann; es gab sich selbst, es war das Herz eurer Mutter, o meine Kinder. Als ich noch Fürst von Tarent war, nannt' ich das thessalische Fürstenkind meine Braut. Jetzt ward Helena meine Gattin. In jenem Marmorpalaste, unter Düften arabischen Gewürzes und beim Schalle von Siegesliedern habt ihr das Licht der Welt erblickt."

Antonio hielt inne und schwelgte im Anschauen seiner Kinder. Die Erinnerung an jene Zeit erneuerter Macht und frischen Glanzes erfüllte ihn deßhalb mit freudiger Genugthuung, weil die fürstliche Herkunft der Mutter den Anspruch der Kinder auf das Kronenrecht bekräftigte, das er heimzufordern entschlossen war.

In diesem Augenblicke erschollen ganz in der Nähe lustige Fanfaren und bald zeigte sich ein stattlicher Zug von Jünglingen zu Roß. Es war eine Lust, sie anzusehen, wie sie in ihren reichen Gewändern, die Falken auf der Faust, heranritten; die kostbar geschirrten Rosse wiegten beim Hörnerklange stolz die Köpfe und hoben zierlich die Vorderfüße, als wüßten sie, welche edle Reiter sie trügen. Die Jünglinge ritten im lustigen Gespräche, nur Einer, der auf einem muthigen, schwarzen Hengste der Schaar voranzog, blickte ernst und verdrießlich vor sich hin. „Heiliger Gott!" flüsterte Burello seinem Gebieter zu, „es ist Roger's Sohn — Eugenio!"

Ein junger Edelmann sprengte jetzt auf seinem Falben an

die Seite Eugenio's. „Wie?“ rief er dem Fürstensohne zu, „noch immer der Alte, oder vielmehr ein Neuer; denn wer konnte bis heute auf Eurer Stirne eine Falte entdecken? In ganz Tarent ist für keine Krone (und wär's sogar die Eures Vaters!) ein finsteres Gesicht zu finden. Leben wir nicht in der goldnen Zeit, und wer sich gestern noch mit dem Griesgram dutzte, macht es heute wie ein Emporkömmling, der den alten Freund nicht mehr kennt. Haben wir nicht Frieden mit Salerno? Und bringt Euch der Friede nicht eine Braut?“

„Und sprichst Du nicht wie ein Sittenprediger?“ fuhr Eugenio spöttisch in demselben Tone fort, „und sind Sittenprediger nicht sehr ehrwürdige Leute? Und ist die Ehrwürdigkeit nicht zuweilen ein Schild der Langweile? Und kleidet sich ein Nichts nicht oft wie ein Etwas? Ich bewundre die Mühe, die Du Dir gibst, Lorenzo, um mir zu beweisen, daß die Sonne hell macht und daß eine Mücke keine Tarantel ist. Gib acht, ich will Dir den Grund meiner üblen Laune sagen, aber behalte ihn für Dich: Ich bin verdrießlich.“

„Ich aber will Euch den Grund sagen, warum Ihr verdrießlich seid,“ entgegnete Lorenzo.

„Nun?“

„Weil der Himmel ohne Wolken und die See ohne Sturm ist!“

„Getroffen, mein Wahrsager! Oder weil die Staubwolken nicht aufwirbeln und die Schwerter nicht draus hervorblitzen, und die Banner nicht segelgleich wehn. O all diese Falken, so kostbar sie sind, fliegt einer so schnell wie der schlechteste Pfeil?“

„Und alle jene Pfeile, — trifft einer so tief wie ein Blick?“

„Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer“ war Eugenio's Antwort. „Nimm Dich in Acht, Lorenzo, nimm Dich in Acht!“

„Wovor, mein Prinz?“

„Daß man Dich bei Hof für keine Olive halte! Sie pressen Dich, Schale und Kern, alles zusammen, und taufen Dich das Oel der Geschmeidigkeit. — Ah, Ruhe ist mein Grab!“

„Ruhe ist im Grabe!“ entgegnete Lorenzo.

„Ja, dahin wirst Du mich noch bringen, wenn Du so mit Sylbenstechen fortfährst. Warum soll ich vor der Zeit alt werden? O über diese Salbaderei von Staatswissenschaft, die doch nur die Gelegenheitsmacherin spielt! Nichts weiter davon, Lorenzo! Ich werde mich fügen, ich muß mich fügen; aber wenn ich über dies Mährchen nicht lachen kann, daß zwei Völker glücklich werden, wenn der Prinz von Tarent die Prinzessin von Salerno heirathet, — nun gut, so laßt mir doch wenigstens das Recht, verdrießlich zu sein.“

„Meinetwegen!“ sprach Lorenzo trocken, „was geht's mich an, wenn Ihr mit offnen Augen die Schönheit nicht seht.“

„O all ihr heiligen Mächte des Himmels, steht mir bei!“ rief Eugenio in demselben Augenblick. Sein Hengst bäumte sich und fast wäre er gestürzt, hätte nicht Lorenzo rasch in die Zügel gegriffen. „Was ist Euch widerfahren?“ fragte er dann besorgt.

„Heil oder Tod, oder beides!“ erwiederte Eugenio leise. Er hatte zufällig zu den Ruinen hinaufgesehen und Beatricen erblickt. Unwillkührlich gab er seinem Hengste die Sporen, daß dieser dahin sprengte; aber ebenso rasch riß er am Zügel, wandte um und stand plötzlich wieder bei Lorenzo und den Uebrigen, und sein Gesicht erglühte wie das eines Mädchens. „Auf, nach dem Kastell!“

rief er seinem Gefolge zu, „laßt die Hörner erschallen, ihr lustigen Jagdgesellen! Gebt den Rossen die Sporen!“ Und doch hielt er das seinige an, während die Edelleute im Galopp dahinsprengten. Sie waren ihm voraus, er allein. Er flog die Höhe hinan; Burello zitterte. Grüßend hob er sich im Bügel und sprach den kleinen Kreis fragend an.

„Arme Leute von Monte Scaglioso,“ erwiederte Burello, rasch gefaßt; „sind die Nacht durch gegangen und wollen nach Tarent. Dies meine Kinder und dies mein Bruder, und wir all' zu Euren Diensten, edler Herr!“ Den alten Becher hatte er klug versteckt und bot dem Fürstensohn die von Korbgeflecht umfangene Flasche.

„Gott segne euren Weg!“ rief Eugenio, indem er Bescheid that, „segne euch Wein und Brot, Laub und Gras, Erd' und Luft!“ Und mit diesem Wunsche war er rasch wieder fort, die Uferhöhe hinabgesprengt; und bald erreichte er seine Genossen.

Seine unerwartete Erscheinung hatte auf alle drei einen mächtigen Eindruck hervorgebracht; stumm saßen sie sich noch lang gegenüber, als er bereits ihren Blicken entschwunden war. „Sein Anblick,“ hob Antonio endlich an, „gemahnt mich an meine eigene Jugendzeit. Wie er vor uns stand in seiner stattlichen Schöne, trat mich der Gedanke an: ach, auch diese Kraft verdorrt, diese Glut im Aug' erlischt. Mich jammerts! Wechsel heißt das scharfe Schwert, das am Haar befestigt über unserm Scheitel hängt. Seht mich, meine Kinder; ich lebte den Wechsel vollaus. Jener Kaiser, dessen Wink den Bettler zum Krösus machen konnte, all seine Milde schützte ihn nicht vor dem Verrath, all seine stolzen Titel

deckten sein Herz nicht so gut wie der schlechteste Harnisch, all seine Schmeichler behüteten das Licht seiner Augen nicht. Es war ein heißer Tag in Byzanz, eine erdrückende Schwüle, das Volk kniete in den Kirchen und betete zu Gott und allen Heiligen um Regen. Auf einmal erhebt sich überall dumpfes Gemurmel, und Grausen erstickt die Litaneien, die Gesänge. Ein Moment des Schweigens, als streife die Pest über's gesträubte Haar! Dann ein tausendstimmiger Aufschrei des Entsetzens, der Verwirrung, des Durcheinanderrennens! Flüchtende Mütter, die ihre Kinder fest an sich pressen, als wären sie bedroht; dazwischen jagende Reiter in allen Straßen und Trompetengeschmetter. Endlich Gewißheit: Das, was Niemand glauben wollte, ist doch wirklich geschehn! Der Kaiser gefangen in seinem eignen Palast, von seinem eignen Sohn, der Gesalbte des Herrn in Ketten, geblendet! Beim dröhnenden Schall der Posaunen steht auf jedem Markt ein Herold, der dem Volke die Huldigung für den neuen Herrscher gebeut. Vergeblich ruf' ich das Heer zur Pflicht: die bestochenen Führer verweigern den Gehorsam, nur mit einem kleinen Häuflein von Treuen, die mir folgen, brech' ich mir Bahn bis zum Palast; aber die Uebermacht siegt, wir werden entwaffnet und gefesselt. Schon ist mein Todesurtheil gesprochen, und ein Wunder nenn' ich's, daß der Spruch in Verlust meiner Ehren und Würden, meines Hab und Guts verwandelt ward. Nackt und bloß, wie ich nach Byzanz gekommen war, stand ich nun wieder da, und doch reicher als der Reichste in diesem neuen Babylon; denn ich hatte mein Weib, hatte auch meine Kinder; mächtiger als der ruchlose Sieger, der den furchtbarsten Feind in sich trägt, denn meine Seele war rein. O meine

Beatrice, wie gleichst du deiner Mutter! Wie viel größer und herrlicher als im Glanz und Glück war sie im Leid! „Du lebst ja!“ Dies war alles, was sie sprach, als ich ihr sagte: „Helena, jetzt sind wir Bettler!“ Sie hatte euch beide auf den Armen, hob euch mir entgegen und zeigte mir's, in Thränen lächelnd, wie ihr nach mir langtet; „könnten die Kinder schon sprechen,“ meinte sie, „so würden sie Gott danken, weil du lebst, und ich, und Er! Aber Er nimmt statt alles Gebets auch mit ihrer Freude vorlieb, wie sie Dich wiedersehen.“ Wir drückten einander die Hände und Gott verstand uns. Das Andre wißt ihr, liebe Kinder, wie ich für geringen Lohn Lasten trug, wie ihr mich allabendlich in der kleinen Hütte am Meer erwartetet, wie uns der alte Mario besuchte, der treue Dienstmann, der mit mir von Tarent geflohn war. Auch Dir, Burello, sind diese Verhältnisse ja bekannt, und zwar besser, als meinen Kindern, die bis zu der Stunde, als wir in dieser Nacht die heilige, heimische Erde wieder betraten, mich bloß als den Bettler Laskaris und Byzanz als ihre Vaterstadt kannten.“

„Der brave Mario!“ sprach Burello wie in Träume verloren dazwischen; „er kam hin und wieder, brachte dies und das. Und doch ist alles umsonst. Gott hab' ihn selig!“

„Was ist verloren?“ rief jetzt Antonio feurig. „Nein, Burello, wahrhaftig: deine Besorgniß geht zu weit! Was ist denn verloren? Doch nicht der alte Gott und das alte Recht?“

„Nein, mein Fürst,“ versetzte Burello; „der alte Gott lebt wohl noch, aber wir selbst sind begraben. O glaubt mir endlich, was ich Euch längst nicht verhehlen konnte und was ich Euch nun

2*

in aller Freude des Wiedersehens doch selbst wieder sagen muß, o glaubt einem Mann, der jetzt, da er Euch noch einmal sah, vom Leben nichts mehr hat, einem Mann, dem Ihr, wär't Ihr wieder Fürst, nichts geben und nichts nehmen könnt, o glaubt mir; ich beschwör' Euch, glaubt mir, der hier, wo Ihr nicht wart, grau geworden. Es ist alles anders geworden, seit Euer Bruder starb. Wäret Ihr damals heimgekehrt . . ."

„Damals war ich nach dem Kaiser der Erste in Byzanz!" unterbrach ihn Antonio.

„Damals," fuhr Burello fort, „wäret Ihr für Tarent der Einzige gewesen und jedes Herz hätte Euch entgegengejauchzt! Aber Ihr galtet für todt, und was nützte es, daß ich hier von Haus zu Haus schlich und überall die Hoffnung weckte: Ihr lebtet noch, Ihr kämt jede Stunde? Ihr gabt kein Lebenszeichen, Ihr vergaßet die Heimath und die Krone. O verzeiht, Herr, ich wollte Euch gewiß nicht kränken, und es kam mir nur ohne mein Wissen über die Zunge, aber ich kanns nicht verhalten, wenns auch ein Vorwurf ist. Bei Gott, wärt Ihr gekommen, wie ich Euch durch Mario so dringend bitten ließ, — Ihr trüget die Krone wieder. Ach, es war kein Halt und kein Rath. „Wir müssen doch einen Herrn haben," rief das Volk, und so griff es in der Eile nach dem nächsten besten, dem eine entfernte Verwandtschaft doch irgend ein Geburtsrecht zu verleihen schien, — nach Roger. Nun herrscht er seit fünfzehn Jahren über Tarent, mild und gerecht, und wahrhaftig hier in Eurem Reich ist kein Herz, das über ihn klagen möchte. Alle alten Wunden hat er geheilt; für jede frische Noth hat er ein frisches Herz, für alle Wünsche eine Hoffnung, seinen

Sohn; — Ihr sah't ihn. Während fünfzehn Jahren, da Ihr — anfangs im Glück an uns nicht dachtet, und später im Elend wart, und verschollen, — während dieser Zeit ist, wie ich Euch schon sagte (glaub' ich) hier alles jung und frisch geworden, Fürst und Volk sind so innig mit einander verwachsen, daß die Erinnerung an die Vergangenheit sie nicht mehr zu trennen vermag. Fragt nach Roger von Hütte zu Hütte, lieber Herr, — und das ist sichrer als wenn Ihr in den Palästen früget, — und Ihr werdet überall hören: „Unser Leben für ihn! Er ist uns mehr als ein milder Herr, er ist gerecht!“ O mißdeutet mir meinen Eifer nicht! Laßt uns ruhig erwägen, wie's unsern Jahren ziemt! Was könnt Ihr Eurem Volke mehr bieten, als jenes Glück, das es schon besitzt, das es in der Gerechtigkeit seines Fürsten findet?“

„Du hast Recht, Burello!“ erwiederte Antonio; „aber dann sage mir auch, warum soll ich selbst, ich, der ächte Fürst, bei meinem Volke keinen Anspruch auf Gerechtigkeit haben? Wie ich von Gott zu der Pflicht berufen ward, dem Geringsten zu seinem Recht zu verhelfen, weßhalb soll ich geringer sein, als der Geringste und von meinem Recht ausgeschlossen werden? Recht und Pflicht sind in diesem Fall Eins, Burello, sinds jetzt wie immer.“

„Ich kann Euch freilich nicht widersprechen, und doch . . . .“

„Und doch? Gibt's hier ein doch? Nur ein Entweder-Oder gibts hier, Wahrheit oder Lüge, Leben oder Sterben. — Burello! was liegt mir am Leben? Ich hab' es ausgekostet; ich stürbe auch jetzt gern, da ich die Heimath wiedergesehen. Aber meine Kinder! Hier wird mein Recht zur Pflicht! Nichts für mich! Alles für sie!“

„Nichts für Euch! Nichts für Sie!“ entgegnete Burello scharf und bestimmt. „Haltet mich nicht für treulos, da ich dies sage. Erkennt meine volle Treue, weil ich's sage.“

„Was willst Du beginnen?“ fragte Leonardo den Vater.

„Was ich muß!“ war die Antwort. „Ich sags mit Zuversicht, mit voller Ueberlegung. Hier in diesem Lande gibt es noch ein höchstes Gericht, und dies höchste Gericht, vor das ich hintreten kann, um mein Recht zu offenbaren, ist die Reichsversammlung. Lebt von allen edlen Baronen, die mit mir jung waren, keiner mehr? Sie werden mich erkennen! Auf sie beruf' ich mich; sie mach' ich verantwortlich! Der Erste meines Volks ruf' ich sein Heiligstes an, das auch den Letzten schützt, — das Gesetz!“

„O mein Vater!“ nahm jetzt Leonardo, von seinem Gefühle hingerissen, das Wort, ein edles Feuer leuchtete aus seinen Augen; „Du prägtest es mir von früh auf ein, stets die Wahrheit zu sprechen, drum zürne mir nicht, wenn ich es jetzt thue! O wohl ist dies Land gesegnet und herrlich und werth, daß man's liebt. Es ist glücklich und hoffnungsreich. Und Du, o Vater, der Du es liebst, willst seinen Frieden stören? Ich sah den Fürstensohn; und bei Gott, mächtig zog es mich zu ihm hin, und gerne trät' ich ihm als Waffenbruder zur Seite, trüg' ihm den Schild und hielte sein Banner hoch empor . . . .“

„Leonardo!“ rief Antonio schmerzlich; Burello's finstere Miene erheiterte sich bei diesen Worten des Jünglings.

„Warum soll ich's läugnen?“ fuhr Leonardo lebhaft fort, „ist's denn eine Schande, sich unter Tausenden den Freund zu

suchen, für den man athmet, das zweite Herz, das bessere, den Sporn alles Strebens, den Handdruck des Treuen als höchsten Lohn der Treue, den Talisman, den man mit dem wachsamen Auge der Liebe behütet, nicht bloß weil er uns schützt, nein, weil wir ihn besitzen? Ich kann nicht anders. So ward mir zu Muth, als ich Eugenio sah, und erfüllt sich diese Hoffnung auch nicht, — Vater, nie und nimmer kann ich ihm doch als Nebenbuhler, als Feind gegenübertreten. Du sprichst vom Gesetz! Was verlangst Du von ihm? Eine Ordnung, die es zu stützen bestimmt ist, soll es umstürzen; aufschrecken soll es den friedlichen Bürger aus der Sicherheit seines Vertrauens. Mir graut, denk' ich, weßhalb dies Alles! Damit wir, — fremde Gäste auf diesem Boden, unbekannt, unbeachtet, — Herrenrecht üben; damit der Landmann uns den Boden pflüge, den wir selbst pflügen können, damit wir in fürstlichem Müßiggange den Preis fremder Thätigkeit einziehen, und bei Gott: haben wir nicht eigene Kraft genug, zu schaffen und zu wirken? Lernten wir's nicht? Schmeckt uns das Brot nicht gut, das wir selbst verdienten?"

„Leonardo, Du weißt nicht, wie tief Deine Worte in mein Herz einschneiden," sprach Antonio aufseufzend. „Glaubst Du, dies Alles, was Du sprachst, hätt' ich selbst nicht viele lange Nächte hindurch kummervoll erwogen? Nicht leichtsinnig riß ich mich und euch aus dem engen Kreise. Es ist geschehn; es mußte geschehn; und nun ist kein Rückschritt mehr möglich. — Wollen wir denn das Schwert aus der Scheide ziehen? Wir haben kein Schwert; dieser Bettelstab ist meine einzige Waffe; ich pflanz' ihn in die heimische Erde, und durch Gottes Kraft wird er Keime

treiben und Blüten und zum mächtigen Baume werden; sieh: so fest vertrau' ich auf den höchsten Schirmherrn alles Rechts."

„So hoffst Du wohl," fragte Burello finster lächelnd, „daß, wenn Dich die Reichsversammlung wirklich als den verlornen Herrn erkennt, Roger vom Throne niedersteige und Dir den Fürstenhut, den Scepter freiwillig gebe? Er wird's nicht, denn er darf's nicht; er hat's dem Volke geschworen, ihm als getreuer Fürst auszuharren in Noth und Tod."

„Ich sehe; Ihr beide fasset mich nicht," erwiederte Antonio ruhig; „hier die frische Jugend meines Sohnes und da das bedächtliche Alter meines Freundes, — Beiden erscheint das letzte Werk meines Lebens wie ein stolzer, flüchtiger und kindischer Traum. O zu Dir wend' ich mich, Du Ebenbild Deiner Mutter, in deren stiller Seele sich alle meine Hoffnungssterne wie in der tiefen, ruhigen See hell abspiegelten, — sprich Du Beatrice, hoffest Du nichts?"

„Nichts!" Sie sprach dies Wort so leise, als wär's ein Hauch, der letzte Hauch des Sterbenden. Und dabei lächelte sie still verklärt.

„Auch Du?!" seufzte der Vater, indem er vor sich hinstarrte und das Haupt neigte. So saß er eine Weile, in Gedanken verloren. Endlich erhob er sich und sprach, mild, aber mit fester Stimme, die seine ganze Entschlossenheit ausdrückte: „Kinder und Freund gegen mich; Gott für uns! Ihm hab' ich's gelobt, ich werd' es halten. Mein Entschluß ist unwiderruflich; ich thue meine Pflicht. — Kommt, nach Tarent!"

Schweigend schritt Burello voran, schweigend folgte ihm Antonio mit seinen Kindern auf dem Pfade, der nach Tarent führte.

II.

Eugenio und Lorenzo saßen am Schachbrett, — Eugenio zerstreut, Lorenzo voll Muthwillen. Lachend rief er, indem er ein Roß, das Eugenio auf's nächste Feld geschoben hatte, auf den alten Fleck stellte: „Gott erhalte Euren Vater noch lange auf dem Thron! Das sind keine Fehlzüge mehr, sondern tolle Streiche, und sitzt Ihr in einer solchen Stimmung auf dem Throne, so seid ihr so matt wie der schlechteste Witz, den ich je gemacht oder eben mache. Ja, blickt mich nur an! Matt sag' ich Euch! Laßt Ihr heute nicht Eure Thürme wie die flinksten Läufer hin und her eilen, als hättet Ihr ihnen Botschaften anvertraut? Und Eure Läufer stehen so steif, so leichenbittermäßig da, wie der lange, dürre Gesandte von Salerno, als er den Friedensvertrag unterzeichnete und Euch mit einem Gesicht, welches bewies, daß er vier Wochen vorher gefastet hatte, die Feder anbot, um den Verlobungsbrief zu unterschreiben."

„Allen Respekt vor Deiner guten Lunge, Lorenzo!" erwiederte Eugenio; „aber ich wünschte, Du wärst etwas weniger lustig und etwas mehr vernünftig. Du bist ein wahrer Nimrod nach Witzen, und da begegnet es Dir zuweilen, daß Du ein Mondkalb statt eines Edelhirsches erlegst. Auch begnügst Du Dich nicht mit gewöhnlichen Jagdhunden, sondern bietest alle Racen von Kötern auf, Pudel und Möpse. Ich bitte Dich, verschone mich heute! Ich bin wirklich nicht in der Laune."

„Ich weiß: Ihr seid in der Laune, Eure Königin zu verlieren,

durchlauchtigster Mann! Die Prinzlichkeiten sind so verschieden wie die Launen, und Eure jetzige Laune stimmt gerade zu Eurer immerwährenden Prinzlichkeit. Seht nur Eure arme Königin an! Es ist zum Erbarmen. Da macht ihr ein plumper, unverschämter Bauer den Hof; und hier duftet ihr's wie Stallgeruch entgegen, zwei Rosse aus meinem Marstall, die sie, die Vorderbeine fest aufgestemmt und mit den Hinterhufen ausschlagend, frech anstarren. Hüben mein Läufer mit seinem Narrengesicht, der sie bittet, sich gefälligst gefangen zu geben, und drüben mein Thurm, der ihr ankündigt, er habe bereits Quartier gemacht. Kurz: Schach, edelster Prinz, Schach, und noch einmal Schach der Königin!"

„Und meinetwegen matt!" rief Eugenio, indem er aufstand und mit der Hand über die Figuren streifte, daß sie durcheinander stürzten. „Ein unerquicklich, armseliges Spiel, diese schale Nachahmung des Lebens und Krieges! Laß uns leben! . . . Heda! Wein herbei!" — Der Page erschien, ging und brachte, und Lorenzo rief, während er mit Eugenio anstieß: „Heda! Lenz herbei! Die Knospen springen und alle Vöglein singen! Ich beschwör' Euch, Eugenio, bei Eurer Prinzlichkeit, schafft mir von Eurem Vater den längsten Titel in ganz Tarent für mein Verdienst . . ."

„Welches Verdienst?"

„Für das Verdienst, daß ich den Keim Eurer Krankheit entdeckte. Und entdeckte ich den, so läßt sich schon eine respektable Kur anfangen, und gelingt die, so werd' ich ein großer Mann, und bin ich einer . . . ."

„So wirst Du ein Narr!" unterbrach ihn Eugenio.

„Pah," rief Lorenzo; „das theil' ich mit manchem Doktor. Aber, um es nur herauszusagen: Ihr seid verliebt."

„Schweig!" gebot ihm Eugenio, plötzlich ernst.

„Bei meiner Lunge, deren Tüchtigkeit Ihr anerkennt, schwör' ich's Euch zu: Ihr seid's und ich werde reicher — an Titeln. O diese Welt ist schön, denn sie ist der Tummelplatz der Narrheit; der Himmel schüttelt allen Spaß, der ihm oben gefriert, als Schnee auf uns herab, die reinste krystallisirte himmlische Narrheit, die wir dann mit unseren plumpen Fäusten zusammenballen, um sie uns an die Köpfe zu werfen. Wahrhaftig, Prinz, es ist ein rechtes Glück, daß der Himmel zuweilen Spaß macht, sonst würden wir auf Erden zu starren Götzen des Ernstes, und alles Leben der Erde hörte dann plötzlich auf, es wäre kein Frühling mehr, wir Alle blickten uns langweilig an, wie Leichen von Menschen, die während des Gähnens den Geist aufgaben. Und ein solcher himmlischer Spaß ist's, daß Ihr verliebt seid. . . . Zuckt nicht mit den Wimpern! Läugnet nicht. Ihr seid's. Und zwar nicht in die Salernitanerin, Ihr habt sie noch nicht gesehen; also habt Ihr Recht. Aber Ihr habt ein schönes Kind mit schwarzen Augen und Haaren gesehen, und diese Haare waren Schlangen, die sich um Eure ganze Prinzlichkeit ringelten, und diese Augen sagten: Es gibt eine Liebe im Himmel und auf Erden. Warum solltet Ihr also nicht lieben? Dies Kind ist arm; — gut! Es ist schön; — noch besser. Ihr wißt nicht, wie es heißt und von wannen es kommt; — auch gut. Und dennoch liebt Ihr es eben mehr, als die Prinzessin von Salerno; — vortrefflich! Was soll ich dazu weiter sagen, als daß die Sonne

heiß macht, wenn sie scheint, und daß ich eben so gut Recht habe, wie der Frühling nach dem Winter Recht behält. Was liegt daran?"

„Du legst es darauf an, die Rechthaberei zu Ehren zu bringen, Lorenzo! Aber was soll ich darauf sagen? Du hast Recht! Doch Du sprichst von diesen Dingen so leichtfertig, wie ich's nicht ertragen kann. Sieh, Lorenzo, Du könntest mir die abscheulichsten Dinge in's Gesicht sagen, ohne daß ich Dir böse würde; aber alle meine Zuneigung zu Dir stirbt vor Frost, wenn Du über diesen Gegenstand leichtfertig reden kannst. Weißt Du, in unsrer Kirche ist ein rother Stein, wo man alle zwölf Säulen mit den Apostelbildern auf einmal sieht; sieh, so ein Punkt ist's, auf dem ich jetzt stehe und alle Säulen meines Lebens erblicke, und wehe dem, der mich zurückzieht! Du stießest einen Mißton aus in dem Ausdruck: verliebt! Ich liebe! „Verliebt!" Pfui! das ist eine Sünde an der Liebe; sieh, zu einem solchen Sylbenstecher hat mich die Liebe schon gemacht, und doch lieb' ich ohne eine Sylbe von Gegenliebe, ja ohne zu wissen, wie der Gegenstand meiner Liebe heißt."

„Beatrice heißt sie!" sprach Lorenzo lächelnd, und an Eugenio's Überraschung sich weidend. „Was haltet Ihr jetzt von meinen Talenten?"

„Du sahst sie wieder? sprachst sie?" frug Eugenio mit bebender Stimme, indem er hastig die Hand des Freundes erfaßte und festhielt.

„Weder das Eine noch das Andre. Aber die zwei alten Leute sah ich, die wir in den Ruinen gewahrten, als wir zur Jagd ritten. Glaubt Ihr: ich hätte damals bloß auf Euren

Hengst geachtet, wie er sich bäumte? Prinz, ich wette meinen Degen gegen ein Liebeslied, wenn ich nicht einem Geheimnisse auf der Spur bin, und ich will verdammt sein, bis an mein Lebensende keinen Tropfen Wein mehr zu trinken, wenn ich es nicht erfahre."

„Zur Sache! zur Sache!"

„Erlaubt mir Euren Puls! In der That: bedenklich. Das Fieber nimmt zu. Eure Krankheit heißt Ernst, und Ihr müßt die Dosis Leichtsinn verdoppeln; sonst seid Ihr geliefert. Kurz: ich ging aus der Kirche, die Messe war zu Ende und ich Einer der Letzten, die zum Thore heraustraten. Neben mir schritten die beiden Greise, und ich hörte, wie der Eine zu dem Andern bekümmert und niedergeschlagen sprach: „Du hattest Recht; es kennt mich Niemand mehr." — „Doch," bemerkte ich scherzend; „ich kenne Euch noch ganz vollkommen!" Der Eine erschrack sichtlich über diese Worte, der Andere blickte mir starr in's Gesicht und sprach, während wir weiter gingen: „Es ist unmöglich!" — „Warum denn?" rief ich, „wie viele Tage ist's denn her, daß wir von Weitem Bekanntschaft machten? Der Himmel hat mich mit einem so vortrefflichen Gedächtniß gesegnet, wie nicht leicht ein andres Menschenkind in Tarent, und ein gutes Gedächtniß, meine Herrn, ist eine unschätzbare Eigenschaft für jeden Stand. Was sollte z. B. ein armer Edelmann anstellen ohne ein gutes Gedächtniß, welches ihm die schmalsten Bissen mit allem Gewürz seiner Ahnen schmackhaft macht? Und da wir gerade vom Essen sprechen, so bitt' ich euch: sagt selbst, wäre ein Schmarotzer nicht verloren, wenn ihm sein Gedächtniß plötzlich untreu würde?

Das Gedächtniß eines Schmarotzers ist sein Kapital und die Mahlzeiten seiner Freunde sind die Zinsen, wovon er lebt." Bemerkt übrigens hiebei, mein Prinz, daß auch die Geschwätzigkeit, ungeachtet Eurer vorgefaßten Meinung gegen dieselbe, zuweilen nicht ohne Nutzen ist; denn an dieser Kette von Redensarten schleppte ich die beiden alten Herrn, wie zwei Gefangene, bis vor die Hütte, wo sie wohnten, und obwohl sie, wie ich wohl bemerkte, anfangs allerlei Kreuz- und Querwege hatten einschlagen wollen, so bestimmte sie doch bald der Überdruß, ihre Wohnung auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Der Himmel bewahre jeden ächten Edelmann vor der Unritterlichkeit, ohne Einladung eine fremde Schwelle zu überschreiten. Somit empfahl ich mich denn vor der Thüre, und als diese geöffnet wurde, eilte die Jungfrau dem einen Greis entgegen, der sie als seine „liebe Beatrice" begrüßte und zärtlich an die Brust drückte."

„Du kennst also das Haus?" rief Eugenio leidenschaftlich. „Du geleitest mich hin. Ich muß sie seh'n! Nur Einen Ton von ihren Lippen will ich erhaschen, nur noch Einen Blick aus ihren Augen."

„Das werdet Ihr nicht!" bemerkte Lorenzo trocken. „So wahr ich leichtsinnig war wie ein Page und unbesonnen wie ein Vogel, der ein glimmendes Reis in sein Nest unterm Dach trägt und das ganze Haus dadurch in Brand steckt, — so wahr seid Ihr verlobt und sollt Eure Ehre unbefleckt erhalten!"

„Wer wagt's, d'ran zu zweifeln?" rief Eugenio; „aber noch einmal s e h ' n muß ich Beatricen, und wär's mein Untergang! Nicht heimlich wie ein Dieb, offen und ehrlich vor den Augen

des Vaters und des Jünglings, an dessen Seite ich sie damals erblickte . . ."

„Und Euer Zweck?" unterbrach ihn Lorenzo. „Ihr seht: ich bin alles, was Ihr wollt, zusammen, Weisheits- und Thorheitsprediger, Schwätzer und Pendant, Sporn und Zügel, Roß und Reiter. Also: Euer Zweck?"

„Weiß ich's selbst? Weiß das Auge, warum es sieht? Das Herz, warum es schlägt? Weiß die Lerche, warum sie emporfliegend ihre Lieder hinausschmettert? Das Urmächtige treibt mich, das Unbegreifliche, nicht der Aufruhr der Sinne, — o ein heiliger Gottesfrieden, in dem jeder Mißklang schweigt. Ich weiß nicht, was kommen kann; ich mag's nicht ergrübeln. Was kommt, Glück oder Leid, soll mich fertig finden."

„Dann bin ich dabei," sprach Lorenzo. „Ich schillre zuweilen wie ein Chamäleon, aber das hat nichts zu bedeuten, es ist bloß auswendig, und auf das Inwendige könnt Ihr Euch verlassen, so wahr ich Lorenzo heiße und diesen Becher leere. Also wann?"

„Jetzt!"

„Rasch wie ein Falke! Der Abend ist herrlich. Prinz, ich bin bereit!"

Die kleine Familie befand sich in Burello's gastlicher Hütte in einer Stimmung, die so drückend war wie die Schwüle des Tages. Burello, so treu er auch an seinem Fürsten hing, war völlig rathlos. Er betrachtete Antonio's Vorhaben als ein zweck-

loses, ihn selbst als verloren, wenn er seine Herkunft entdecke und seine Ansprüche offen erhebe, und doch beharrte Antonio mit einer Festigkeit darauf, daß jeder wohlgemeinte Rath vergeblich blieb. Burello machte sich Vorwürfe, Antonio's Rückkehr in die Heimath gefördert zu haben, und doch war er froh, ihn wiederzusehen, und was er auch gegen dessen Plan sagen mochte, in tiefster Seele wünschte er dennoch, ihn wieder auf dem Throne zu sehen. Auch in Antonio's Seele war Kummer. Zwar hoffte er mit fester Zuversicht auf den Sieg seines guten Rechts, mit so innigem Glauben, wie der Wallfahrer auf das Wunder des Gnadenbildes, zu dem er aus weiter Ferne gepilgert ist. Dieser Glaube war um so schöner, da Antonio nur das Glück seiner Kinder, nicht sein eignes, im Auge hatte, und anderseits um so verderblicher, da er ihn alle Hindernisse übersehen ließ, welche der Erfüllung seiner Hoffnung im Wege standen. Er war noch jung, aber nur für die alte Zeit, nur in ihr lebte er, und zwar ganz. Er hatte gedacht: sie sei noch ungestört vorhanden in aller ihrer Frühlingspracht, und er, der plötzlich aus derselben herausgetreten, stehe jetzt wieder mitten in ihr. Und nun — außer Burello, dieser Ruine aus jener alten Zeit, — Niemand, der ihn erkannte! Kein Auge, das ihn beachtete; bei Keinem, dem er begegnete, auch nur ein Stutzen, ein Ahnen und Besinnen, als hätten sie dies Gesicht schon einmal im Leben gesehen. Sie gingen gleichgültig an ihm vorüber, wie an jedem Andern. Sein Loos war das des jungen Hirten, der, wie die Sage erzählt, eine Nacht im Zauberberge zubrachte, eine Nacht, die sieben und siebzig Jahre dauerte, und der, als er wieder heraustrat an's

Licht der Sonne und nach seiner Braut, nach seinen Ältern und Brüdern fragte, als ein Wahnsinniger betrachtet wurde, denn Niemand wußte ihre Namen mehr und sein ganzes Geschlecht war längst ausgestorben. Unwillkührlich fiel ihm eine andre Sage ein, die er einst in Griechenland gehört, von Ahasver, dem ewigen Juden, der nach tausend Jahren wieder nach Jerusalem kam, und bei einem weisen Rabbi anklopfte. „Wer ist vor der Thür?" fragte der Rabbi, und als Ahasver zur Antwort gab: „Mach auf und laß mich ein! Ich bin's, der nicht sterben kann bis zum Tag des Gerichts, ich, der Jesum am Kreuze und Jerusalem fallen sah!" da rief der Rabbi: „Weiche von hinnen, du Lügner! Nie hat ein solcher Mann in unserm Volke gelebt!" Und Ahasver schlich still von dem Hause weg auf den Ölberg, setzte sich hin und sprach seufzend: „Ich lebe und Niemand glaubt's! O wo ist ein Jammer dem meinigen gleich?" Die Erinnerung an diese Sage flog jetzt wie Wolkenschatten über Antonio's Hoffnung. Aber kräftig erhob ihn wieder der Gedanke: die rechte Stunde müsse erscheinen, wie der Morgen auch nach der längsten Nacht, — ein Gedanke, so unabweislich, alle andern so ganz und gar durchdringend und beherrschend wie eine fixe Idee, die dem Wahnsinnigen der einzige Stern in seinen Nächten ist. Und wie geringen Anklang fand Antonio's höchster Wunsch bei den eigenen Kindern! Leonardo sehnte sich nach Thaten; die Würde, die er nicht erringen konnte, hatte keinen Reiz für ihn, und das Erringen schien ihm ein Frevel wider ein glückliches Volk, wider einen edlen Fürstensohn, unter dessen Fahnen er lieber ritterliche Ehren verdienen wollte. Mit Spannung sah er

der Entwicklung entgegen; denn wie konnte er, blieb seine Herkunft unbekannt, hoffen, den Ritterschlag zu erhalten, und wurde sie bekannt, so war's eine Herausforderung, ein ungleicher, kurzer Kampf! Beatrice allein war in diesem kleinen Kreise heiter, ruhig, sicher. Sie dachte nicht an die Krone, nicht an die Zukunft. Ihre Seele war licht und rein wie ein Engel, der mit leisetönenden Schwingen, einsam, Frieden verkündigend über Land und Meer schwebt. Ein einziger Blick und ihr ganzes Leben war neu, — die weite, unabsehbare Zukunft ihr ein einziger, nimmer endender Augenblick. Sie liebte, und die Wonne, die sie empfand, war wie wenn sie betend dem Schöpfer das Buch ihres Herzens aufschlug und jedes kleine verborgene Wort nun warm und sonnig ward. Es war eine Liebe, rein und groß, frei von eigennützigen Gedanken an Besitz des Gegenstandes, reich und selig durch sich selbst.

Ein Pochen an der Thüre, und ehe sich noch der erschrockene Burello erhob, standen Eugenio und Lorenzo in der Kammer. Mit edlem Anstand trat Eugenio zu den beiden Greisen und sprach: „Willkommen mit dem besten Gruß auf Erden, mit der Wahrheit! So komm' ich, freilich als ungebetener Gast, und so, — bitt' ich Euch, — nehmt mich auf.“

„Seid gegrüßt,“ erwiederte Burello, „und sprecht frei, was verlangt Ihr in meinem geringen Hause?“

Eugenio erfaßte die Hand des Alten und versetzte: „Hier bin ich, weil ich hier sein muß.“ Er erblickte Beatricen, und seine ganze Fassung war dahin. Verwirrt vermochte er nicht weiter zu reden, denn in demselben Augenblick schien es ihm, daß

er ein Unrecht begangen, in den fremden Kreis einzudringen, dem er nicht angehören konnte. Der leichtsinnige Lorenzo, welcher seine Verlegenheit bemerkte, ohne deren Grund zu fassen, nahm für ihn das Wort: „Ihr erinnert Euch wohl noch des Reiters am Strande? Hier ist er, wie er leibt und lebt, der beste Edelmann in ganz Tarent, das darf ich sagen; ein Schuft, wer auf seinen Freund nicht stolz ist!“

„Das glaub' ich gern!“ rief Leonardo, indem er auf Eugenio zueilte; „laßt Euch's offen gestehen. Wohl dem, der mit Euch als treuer Dienstmann in die Schlachten reiten darf!“

„Das thut mir leid!“ erwiederte Lorenzo, „der Krieg ist nämlich jetzt aus, und wir haben Zeit genug, um die Wissenschaft des edlen Müßiggangs gründlich zu studiren, Falken zu beizen, Lieder zu singen, den Mond zu beobachten, ob er ein lustiges oder verdrießliches Gesicht macht, und der holden Thorheit den ernsthaftesten Mantel anzupassen, den je ein Doktor getragen. Zum Schluß gibt es eine Hochzeit, denn der Krieg zwischen Tarent und Salerno, müßt Ihr wissen, war der Polterabend dazu.“

„Genug,“ unterbrach ihn Eugenio, der sich mittlerweile gefaßt hatte und den Ausbruch seiner Leidenschaft niederkämpfte. „Wir sahn uns kürzlich, und ich weiß selbst nicht, was mich trieb, euch wieder aufzusuchen: doch das schwör' ich euch bei meiner Fürstenehre — und ich bin der Sohn des Fürsten, ich heiße Eugenio — es war nichts Unritterliches, — nichts, was der Mann dem Manne nicht offen gestehen dürfte,“ fügte er schärfer betonend hinzu; denn er war entschlossen, einem der

Greise seine Leidenschaft, aber auch sein Versprechen zu vertrauen, daß er Beatricen nur noch dies Eine Mal gesehen habe und nie wieder haben erblicken wollen.

„Ihr seid der Sohn des Fürsten von Tarent," sprach jetzt Antonio, indem er zu ihm trat und ihn mit Wohlgefallen fest in's Auge faßte; „nun so wißt: ich selbst bin der Fürst von Tarent, der ächte, alte, der verschollene Antonio. Ich bin's, so wahr Gott lebt, und dies ist mein Sohn Leonardo, und dies meine Tochter Beatrice, und ihre Mutter war die Fürstin von Thessalien."

„Erbarmer im Himmel! was habt Ihr gesprochen!" rief Burello.

„Nichts, was ich nicht vor Gottes Angesicht verantworten kann," versetzte Antonio. „Unerforschlich und wunderbar sind die Wege des Herrn. Aus mehr als Einer Noth hat er mich errettet mit seiner starken Hand, und im Elend wie im Glück bet' ich ihn dankbar an und rufe: O Herr, du hast es wohl gemacht. Seine Güte und Weisheit erkenn' ich im Sturm und Sonnenschein, im Keim und im Sandkorn, in Allem, was wir Zufall nennen, ist seine heilige Fügung geborgen. Euer Willkommsgruß — die Wahrheit! Sie ist auch der meinige; mein ganzes Leben hindurch war sie mein Wahlspruch, und Gottes Fügung erkenn' ich darin, daß er Euch, eben Euch, mir zugeführt hat. So vernehmt den Grund, der mich bestimmte, nach so vielen Wechselfällen des Lebens in mein Vaterland zurück zu kehren, und wenn mich mein Vertrauen auf Euch nicht täuscht, wenn Ihr so edel, ritterlich und ehrenhaft von Wesen seid, als Euer Aeußeres mir verkündigt, dann werdet Ihr selbst Eurem Vater jenen Grund mittheilen!"

„Haltet ein," flehte Burello angstvoll, „was wollt Ihr beginnen! Bei den Häuptern Eurer Kinder, bei der Asche Eurer Gemahlin, beim Blut des Erlösers beschwör' ich Euch: haltet ein!"

„Ich ehre Deine Sorge und danke Dir dafür, denn sie ist das Siegel Deiner Treue. Aber Du machst mich in dem, was ich beschlossen habe, was ich mir vor Gott zu verantworten traue, nicht irre," sprach Antonio mit Festigkeit; „sei getrost und denke: es fällt kein Sperling vom Dach, ohne daß Er will und alle Haare unsers Hauptes sind gezählt." Dann wendete er sich zu Eugenio und fuhr fort: „Ich wußte, wer Ihr seid, und darum freute ich mich, als ich Euch hier eintreten sah; es ist ein günstiges Vorzeichen. Roger ist im Besitz, ich bin im Recht, das nicht verjährt. Dies Recht anzusprechen und geltend zu machen, kehrt' ich heim."

Tiefergriffen und unfähig ein Wort zu erwiedern, hatte Eugenio die Rede des Greises angehört und so gefaßt, als ihm irgend möglich war, erwiederte er: „Ihr gabt keinen Beweis für die Wahrheit Eurer Worte, und doch — ich gesteh's — übermannt es mich wie die Gewalt der Wahrheit. Ich kann Euch nichts entgegenstellen als dies: Nicht durch Verrath, List oder Unrecht irgend einer Art geschah's, daß mein Vater die Krone trägt. Das Volk berief ihn durch freie Wahl; er schwur dem Volke, Gerechtigkeit zu üben an Gottes Statt über Jeden, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, und die alten Freiheiten zu schützen. Da schwur es ihm wieder und durch solchen Wechselschwur der Treue sind beide Eins geworden. Er hat seinen Schwur gehalten und wird ihn auch ferner halten. Bei Gott: Sein Herz ist rein und ohne

Falsch, und klagt der Geringste wider ihn, so stellt er sein gesalbtes Haupt gern unter das Höchste, das über Allen heilig und unantastbar waltet, unter das Gesetz. Ihr klagt wider ihn um Recht. Er wird es nicht weigern, die Krone hinzulegen und barhäuptig vor den Schranken zu erscheinen, mit Euch zu rechten. Er wird nicht zagen noch klagen, wenn der Spruch der Richter lautet: Du darfst sie nicht wieder aufs Haupt setzen! Aber wer soll in dieser Sache Richter sein?"

„Gott ists!" sprach Antonio, „und seine Stimme — das Volk!"

„Ganz recht," scherzte Lorenzo, — „man sagt ja: Volksstimme — Gottesstimme! Aber es ist, verzeiht, ihr Herrn Fürsten, eine kitzliche Sache, und am Ende bekommen wir da die schönste Vielgötterei, die man sich denken kann. Der Teufel studire das Volk aus! Heute roth, morgen gelb, — sie schwören auf's Eine wie auf's Andre. Abgötterei wird mit Fürsten genug getrieben; die Vielgötterei könnten wir auch noch brauchen. Meiner Treu, gegen die Opfer, die man all diesen tausend Götzen bringen müßte, wären am Ende die Steuern, über die sie sich jetzt so unvernünftig beschweren, eine Bagatelle. Eigentlich sollten sich einmal die Fürsten, verstünden sie nur ihren Vortheil recht, alle zusammen verschwören, abzudanken, es wäre ein Hauptspaß. Aber was geht's mich an? Nichts für ungut!"

Lorenzo's muntre Laune verfehlte diesmal ihre Wirkung; Niemand hatte auf seine Worte geachtet, und Antonio fuhr ernst also fort: „Es ist ein Gottesurtheil, Eugenio! Mißkennt mich nicht, aber achtet um so schärfer auf den Sinn meiner Worte, denn er

betrifft Euch! Ich bin ein Greis; ich habe keinen Anspruch mehr auf's Leben; ich hab' es durchlitten. Eine Krone trug ich, froh und glücklich wie ein Kind, froh in dem Gedanken, mein Volk zu beglücken, — es war ein Kindestraum, und ich erwachte im Elend. Noch einmal erhob mich Gott im Glück, um mich so tiefer zu stürzen, und ich erkannte erst in der Niedrigkeit, was Menschengröße, was Menschenwerth ist, — ich erkannt' es im Frauenherzen. O ein Frauenherz ist etwas Großes, Heiliges — für Den, der es in seiner ganzen Hoheit zu erfassen versteht. Gott nahm mir auch dies. Aber er ließ mir die Kinder! Sein Name sei gebenedeit. Ich bin ein morscher Stamm, der keine Krone mehr tragen kann, und hätt' ich die Kinder nicht, so sähe mich die Heimath nur als Bettler wieder, der auf der lieben, heiligen Erde sterben will."

„Vater!" rief Leonardo.

„Unterbrich mich nicht! Du hast ein Recht an Tarent, ich eine Pflicht gegen Dich. Wärst Du mißrathen, so wären wir jetzt nicht in Tarent, so wußtest Du Deine Herkunft nicht, und ich freute mich, wenn Du in Byzanz landenden Kauffahrern die Lasten vom Bord ans Land trügest. Ich danke Gott, daß es anders ist, und weil es anders ist, kam ich mit Euch hieher. So steht das Spiel, Eugenio! Hier der Nebenbuhler um's Recht, nicht ich gegen Roger, Leonardo gegen Euch! Der Würfel ist gefallen, denn Ihr wißt's, und ich bitte Euch, daß Ihr selbst Eurem Vater die Kunde bringt."

„In Gottes Namen!" sprach Eugenio, „und Gott nehm' ich zum Zeugen, daß ich's gern thue."

„Ich nicht!" rief Leonardo; „ich spreche dies aus voller Seele.

Mag es sein, daß ich zum Herrschen geboren, — dafür erzogen bin ich nicht. Im Elend hat mich die Mutter großgesäugt und nie, bis vor Kurzem, ahnt' ich, daß sie eine Fürstentochter war. Werben und wagen hab' ich gelernt, das Leben frisch einsetzen, — nicht herrschen! Wetteifern an Kühnheit, der Erste im Feld, und bei jedem Banner auf den hinblicken, dem ich's gewonnen, das wär' meine Lust, und — laßt mich's sagen — die höchste wär's, für Den sterben, dem ich mich hingegeben. So möcht' ich Euch Dienstmann, Waffenbruder werden, Eugenio, und so den schönsten Namen erwerben, den ich mir auf Erden denken kann, den Namen: Freund!"

„Sei's!" sprach der Fürstensohn, indem er ihn mit voller Liebe umarmte: „Da hast Du mich ganz für Noth und Tod, und was auch da kommt, nichts soll uns scheiden!" Und fest und inbrünstig umschlossen sich die beiden Jünglinge, welche sich, bei dem Spiel um die Krone, als Nebenbuhler und Feinde gegenüber treten sollten. In wehmüthiger Freude hafteten Antonio's Blicke auf ihnen, und die Hände auf ihre Schultern legend, sprach er: „Gottes Segen sei mit jedem von euch, was auch sein Wille verhängen wolle!" Dann trat er zwischen beide, faßte Eugenio's Hand und sprach: „Ihr wißt meine Bitte, — es ist die erste, vielleicht auch die letzte. Wollt Ihr sie erfüllen?"

„Ich will's," erwiederte Eugenio rasch. „Von Euch eil' ich zu meinem Vater, und verkünde ihm Euere Wiederkehr, Euere Ansprüche."

„Ihr wagt ein hohes Spiel!" warnte Burello noch einmal. Sein Ernst steckte selbst den leichtsinnigen Lorenzo an, obwohl er

sich selbst seine Befangenheit nicht eingestehen und sie wegspotten wollte. „Denkt zum Beispiel an unsre Schachparthie!“ rief er Eugenio zu, „Ihr habt nun einmal kein Glück im Spiel, aber vielleicht“ .... „vielleicht,“ unterbrach er sich selbst lachend, — „hätte ich eine Dummheit gesagt, ich war im besten Zug dazu, gerade wie am Schachbrett. Gott erhalte uns allen unsere gesunde Vernunft und lasse uns weder so stumm wie Fische, noch so beredt wie Papageien werden, weder Hochzeits- noch Leichenbitter. Uebrigens versteht der weise Mann die Kunst, sich stets zu gehöriger Zeit zu empfehlen, wenn er überflüssig wird, — eine Wahrheit, die zwar nicht neu, aber auch nicht rostig ist. Ich dächte, mein Prinz, wir machten uns auf den Weg zu dem Grabe des Zauberers Virgil, um noch geschwind einen Schatz von gutem Rath zu bekommen, bevor wir bloß gute Worte erhalten. Und zur Uebung, dächt' ich, wechselten wir jetzt Scheidemünze, nicht wahr, mein Prinz?“

Nachdem er mit Eugenio das Haus verlassen und ein paar Straßen durchschritten hatte, blieb er plötzlich stehen und hielt auch Eugenio mit der Frage fest: „Ist das nicht von allen Mährchen das tollste? Ich werde froh sein, wie der Fisch im Wasser, wenn wir morgen früh erwachen und uns beim Frühstück diesen wunderlichen Traum erzählen, wie ein Edelmuth den andern jagt und eine Aufopferung die andere umbringt.“

„Es gibt Dinge, die Du nicht verstehst,“ erwiederte Eugenio trocken.

„Mag sein,“ sprach Lorenzo, „und wie mir mag es noch manchem andern Muttersohn in Tarent gehn, aber Dinge, die

keiner versteht, scheinen mir so überflüssig, daß sie sich nicht zu begeben brauchen."

„Du willst mich reizen!" rief Eugenio, schon gereizt; — „dies Verhältniß mag Dir neu und ungewöhnlich erscheinen. Sag mir: warum? Was ist an Redlichkeit und Vertrau'n Ungewöhnliches oder Bedenkliches? Mich dünkt's so hell und einfach wie der Tag!"

„Auf den eine dunkle Nacht folgt!" sprach Lorenzo ruhig und bestimmt. „Die ganze Sache ist von Anfang her verloren! Mich dünkt's, als hätte ein Wahnsinniger eine balsamirte Leiche aus der Gruft geholt, um sie in aufrechter Stellung auf den goldenen Stuhl zu setzen. Und nun stellt er sich auf die Zinne und ruft allen Lebendigen zu: „Kommt und huldigt ihr, sie ist wieder lebendig geworden!" Eine Gotteslästerung! Ist das, was dieser Alte spricht, wirklich Wahrheit, so ist sie schlimmer als Lüge; und ist's Lüge, so handeln wir kindisch, wenn wir mit dieser bunten Schlange spielen."

„Du gehst zu weit," entgegnete ihm Eugenio verdrießlich; „was es auch sei, Antonio verlangt ja weiter nichts, als ein Tribunal . . ."

„Und ich," unterbrach ihn Lorenzo, „verlange weiter nichts, als den gesunden Menschenverstand. Seht, Prinz, hier werf' ich alle bunten Lappen, an deren Schellenklang Ihr Euch zuweilen ergötzt, von mir und behalte nichts auf dem Leibe, als die nackte Haut der Wahrheit, die ich mir von der Sonne Eurer Gunst nicht braun beitzen lassen will. Ihr seid trunken von Zauber, — um so mehr ist's meine Schuldigkeit, nüchtern zu bleiben, und bei

allen Bechern, die wir je zusammen geleert, schwör' ich von nun an jeden berauschenden Tropfen von Schmeichelei ab. Kurz: Hier habt Ihr mich als den ausgemachtesten Grobian von ganz Tarent."

Eugenio mußte herzlich lachen. Lorenzo fuhr eifrig fort: „Ich weiß nichts Armseligeres unter der Sonne, als so ein Rechtsgefühl, das Arme und Beine spreizt und sich selbst an der Nase führt. Ich mag diese Tugend nicht, die wie unschuldige Milch schmeckt, — ein Gewitter und sie gerinnt. Wenn die Empfindsamkeit in die Moral hineinpfuscht, betrügt der Teufel beim Mondschein seine Kundschaft. Da putzt Ihr wie ein Kind eine Puppe auf, gebt Euch selbst Frag' und Antwort, und bildet Euch ein, das Ding ohne Knochen und Blut sei ein Engel, der Euch himmlische Sprüche zuträgt! Die Hand auf's Herz: es ist bloß Euer weibischer, weinerlicher Egoismus, dem Ihr horcht, und hätte Leonardo keine schöne Schwester, so würdet Ihr Euch den Henker um Antonio's schönes Recht kümmern."

Zürnend riß Eugenio das Schwert halb aus der Scheide; Lorenzo faßte ihn und drückte es ihm kräftig wieder hinab. „Laßt das!" sprach er dazu. „Ich rede die Wahrheit, ich berufe mich auf's Narrenprivilegium. Oder erlaubt mir wenigstens, daß ich vor mir selbst nicht erröthe, indem ich **Assa foetida** byzantinisches Rosenöl nenne."

Unter solchen Gesprächen waren sie an Roger's Palast angekommen, und ohne von Lorenzo Abschied zu nehmen, schritt Eugenio die Marmortreppe hinan, welche zu den Gemächern seines Vaters führte. „Er ist ein Rasender," sprach Lorenzo, ihm nachblickend, trotzig in sich hinein. „Es darf und es wird nicht

geschehen! Du sollst besser, als bisher, kennen lernen, was ein Freund ist. — — Ich hab' ihn verwöhnt, ich ließ mich streicheln; bei Gott, ich will nicht länger den Schein eines Schmarotzers tragen! Um eines Abentheurers willen, — und sagte Gott selbst: es ist der ächte Antonio! — soll der Frieden eines Volkes nicht auf's Spiel gesetzt sein."

Raschen Schrittes begab er sich in ein nicht weit von dem fürstlichen Palast entlegenes Haus, welches ein alter Edelmann, Roger's Freund und vertrautester Rath, der Reichskanzler Andrea, bewohnte. Er erzählte ihm die Ereignisse nach deren ganzem Verlauf und fragte ihn dann: „Was soll geschehn?"

„Dieser sogenannte ächte Antonio ist ein Betrüger!" war die Antwort des Kanzlers.

„Wie?" rief Lorenzo verwundert, — „so wußtet Ihr wohl längst schon Näheres über die Verhältnisse des Alten, und ich kam mit meiner Nachricht zu spät?"

„Ich sagte bloß: er *ist* ein Betrüger!" erwiederte der Kanzler lächelnd. Das Wort „ist" scharf betonend; — „er *muß* nämlich einer sein, und zwar um jeden Preis."

„Wenn wir selbst z. B. ihn dazu machen müßten?"

„Allerdings!"

„Respekt vor dem Meister, — Messer Andrea! Entschuldigt, wenn ich Euch, so alt Ihr seid, in's Gesicht lache. Die Welt ist toll, rein toll! Dort lauter christliche Leute, die im Begriffe sind, sich aus reinster Redlichkeit wechselseits zu ruiniren, und hier ein paar verständige Menschen, die für die beste Sache von der Welt zu Schelmen werden müssen. Aber ich will lieber ein

rechtschaffener Schelm, als ein tugendhafter Narr sein. Kanzler, wir haben ein schweres Spiel und der Fürst selbst ist uns der gewaltigste Stein im Wege! So wie wir alle ihn kennen, wird er dem Abentheurer weder Gehör noch Gericht versagen, zumal, da Eugenio den Fürsprecher macht; und steht dieser verschmitzte Grieche, der so ehrlich aussieht, nur erst in der offnen Versammlung der Barone . . ."

„Wie sieht er aus?" unterbrach ihn der Kanzler.

„O ich kenne das Volk!" rief Lorenzo, der im Eifer auf diese Frage nicht achtete; — „drückt man's tüchtig auf den Kopf, so läßt's ihn hängen, weiß nicht anders und ist fromm wie ein Kind; — behandelt man's sanft wie eine Laute, so dröhnt es wie eine Posaune. Es schätzt die Fürsten wie den Wein nach Jahrgängen, das ist das alte Vorurtheil; und kommt eine vergessene, frühere Sorte zum Vorschein, so muß sie gleich die beste sein, und keiner denkt daran, ob der Wein, als er noch jung war, süß oder sauer geschmeckt hat." —

Der Kanzler wiederholte seine frühere Frage. Lorenzo blickte ihn verwundert an, besann sich eine kleine Weile und sprach dann: „Ich bin ein schlechter Maler, Herr, und verstehe mich auf die Eigenthümlichkeit von Zügen wenig. Nur so viel glaub' ich: griechisch ist das Gesicht des Alten nicht, und die Leonardo's und Beatricen's sind es eben so wenig."

„Die Nase, Freund?"

Lorenzo lachte. „Was nützt Euch die Nase, wenn sie nicht die Eurige ist? Ich kann Euch versichern, der Mann besitzt eine ehr anständige Nase, die einem Fürsten keine Schande machen

würde; ja sie hat wirklich etwas Imposantes und Majestätisches, so zu sagen, eine angeborne, noble Haltung, wie dies durch keine Erziehung erreicht werden kann, und selbst eine Narbe, etwas unter der Linie der Brauen, trägt dazu bei . . ."

„Eine Narbe unter den Brauen, sagt Ihr? Und die linke Braue etwas höher als die rechte? Nicht wahr? Die Stirne auffallend hoch?"

„Ganz recht! Die Gestalt gedrungen . . ."

„Die Schultern breit, der Hals etwas kurz?"

„So ist's! Ihr kennt ihn also? Es ist wirklich der Verschollene?" fragte Lorenzo.

Mit raschen Schritten ging der Kanzler im Saale auf und nieder und rief endlich, indem er vor Lorenzo stehen blieb: „Wir haben den rechten Mann!" Er beschied einen Diener, flüsterte ihm zu: „Um Mitternacht, vergiß es nicht, durch den Garten und die Hinterpforte!" entließ ihn wieder und sprach dann im Tone vollster Bestimmtheit zu Lorenzo: „Der Mann, von dem Ihr sprecht, ist ein falscher Antonio! Verlaßt Euch drauf, und wir bedürfen keines Gewaltmittels, um ihn unschädlich zu machen. Hüten wir uns überhaupt so lang als möglich, uns der Gewalt zu bedienen; sie schadet uns auch dann, wenn sie uns hilft. Sie wirkt immer für den, der sie duldet. Wir müssen höchst gerecht, höchst unpartheiisch zu Werke gehn; wir müssen alle Zeugen nach alter Ordnung und strengem Brauche vernehmen und zwar nicht bloß bei offenen Thüren, nein, unter Gottes freiem Himmel, daß alles Volk sehen und hören kann."

„Wollt Ihr mich zum Besten halten, Signor Andrea?"

fragte Lorenzo, einen Schritt zurücktretend, — „dann muß ich Euch, so wahr ich dem Prinzen heute versprach: er solle kein höfliches Wort aus meinem Munde mehr hören, so muß ich Euch sagen, Herr Reichskanzler, ich hatte Euch so viel Weisheit zugetraut, als Euer Leib bei seiner schwächlichen Beschaffenheit vertragen kann, und ich finde nun, daß Ihr Recht habt, Euch damit nicht allzu sehr zu übernehmen."

„Ihr seid ein vortrefflicher Edelmann," erwiederte der Kanzler verbindlich, „und Ihr werdet sehr wohl daran thun, auf dem Wege der Grobheit fortzuwandeln, den Ihr mit so vielem Talent und Glück betreten habt. — Seht!" fuhr er nach einer kleinen Pause ernster und zutraulicher fort, — „ich kann nun einmal ohne kleine Geheimnisse nicht leben. Gönnt mir also das, und seid versichert, daß Ihr Euch in mir nicht irren werdet. Verharret in Eurem Benehmen gegen Eugenio und lasset Euch, ich beschwör' Euch drum, gegen Niemand merken, daß Ihr mir Euer Vertrauen schenktet, kommt Zeit, kommt That, sage ich; denn der Rath ist bereits gefunden. Gute Nacht!"

Verdrossen erwiederte Lorenzo: „gute Nacht!" und kopfschüttelnd entfernte er sich, nachdem sich der Kanzler zurückgezogen hatte, aus dessen Hause. „Ich traue ihm doch nicht!" dachte er, indem er sich nach dem seinigen begab. „Wie, wenn ich hier . . . Weg, Gedanke, ich mag dich nicht ausdenken! Ist es so weit mit mir gekommen, daß ich Gespenster sehe und mich durch schlimme Ahnungen von Beschlüssen schrecken lasse, die ich für nothwendig halte? Besitz' ich ja doch meine fünf Sinne noch, so gut wie meinen Adel, und dennoch kann ich den ver-

wünschten Kobold nicht los werden, der mir unsichtbar nachschleicht und mir das Wort: „Verräther" in die Ohren summt... Heda! Wer schleicht hier?... Niemand. Verdammte Phantasterei!"

Eugenio hatte indessen seinem Vater die Ankunft Antonio's und dessen Absicht mitgetheilt. Der alte Fürst erschrack heftig; denn das erste Gefühl, was sich bei dieser Nachricht in ihm regte, war die mächtige Liebe zu seinem Sohn. Dann, wie er sich vom ersten Schreck erholte, lächelte er ungläubig über die Möglichkeit eines Umschwungs aller Verhältnisse, und gleich darauf hielt er diesen letzteren schon für so unausbleiblich und nahe, daß er ausrief: „Was ist denn so Großes an einer Krone? Wie oft beneide ich den geringsten Bauer um sein harmloses, sorgenfreies Glück! O wie viel süßer ist die Erwartung, womit er dem ersten Grün seiner Aussaat entgegen sieht, als jene, wenn uns der Wächter auf der Zinne das Nahen des Boten verkündigt, der vom Schicksal der Schlacht Nachricht bringt! O holde Jugendzeit, als ich das einsame Schloß im Gebirge nur verließ, um den Liedern der Hirten zu lauschen, die so wundersam aus den grünen Schluchten heraufklangen! Nie hatt' ich an den Besitz von Krone und Scepter auch nur mit dem leisesten Wunsche gedacht. Ich war ein reifer Mann, still und friedlich, als ich beide annehmen mußte, und alle Ehren, Eugenio, mit denen mich das Volk, wo ich mich zeigte, empfing, alles Freudejauchzen und alle Lieder machten mir nur das Herz unsäglich schwer. O wäre mein Vetter Antonio damals heimgekehrt, wie gern wär'

ich der Erste gewesen, der ihm als rechtem Herrscher huldigte. — Und jetzt! O mein Sohn, wir sind nichts aus uns selbst; die Jahre machen uns zu dem, was wir sind, wir leben wie im Traume, und es gibt Augenblicke, in denen uns zu Muth ist, als ob wir erwachten, dann fühlen wir uns nicht frei und können uns doch nicht losringen! Wir gehören nicht uns selbst, sondern Menschen, die aus uns machen, was sie wollen, und die sich doch vor uns neigen. Ach, könnte man fortträumen, rein und selig, ohne alle die Bilder von Gefangenen, und ohne den Anblick eines Todesurtheils, ohne einen Mißklang, der uns das Herz zerreißt!"

„Ich bin anders geartet, mein Vater!" sprach Eugenio. „Es muß etwas Großes, Heiliges in der Fürstlichkeit sein, ein Gedanke, der den Fürsten, welcher ihn vollkommen zu denken vermag, Gott entgegen trägt und den Unwürdigen zerschmettert: zu siegen durch etwas, wogegen alle bloße Gewalt ohnmächtig widerstrebt, für Tausende einzusteh'n mit der Kraft eines Einzelnen, und unter Tausenden in Jedem die Treue als reichsten Entgelt der Treue zu finden . . ."

„Du hast Recht, Eugenio, hast Recht! Du wirst dein Volk einst reicher beglücken, als ich es vermochte . . ."

„Wenn ich ihm einst wirklich Fürst bin," bemerkte Eugenio, „und bei'm lebendigen Gott: ich will das höchste, schönste Recht auf Erden keinem Unrecht verdanken."

„Das sollst Du auch nicht!" rief Roger, von edler Aufwallung hingerissen; „was ich gesagt, bleibt gesagt; ich setz' es durch. Und doch wünschte ich, in dieser Sache, die ja nicht mich

allein betrifft, den Rath des treuen Andrea zu vernehmen. Heda! Francesco, Beppo . . .!“

Die Diener kamen. „Der Kanzler soll kommen!“ gebot er.

„Gleich?“

„Ja, ja, jetzt! . . . Doch, halt; nein! Bin ich doch wieder einmal mit Dir allein, mein Sohn! Ich will's bleiben! — Für morgen, Beppo! . . .“ Die Diener gingen. „Staatsgeschäfte!“ fuhr er, zu seinem Sohne gewendet, lächelnd fort; — „es eilt nicht, und — im Vertrauen: ich muß doch thun, was sich der eigensinnige alte Mann in den Kopf setzt. Er ist freilich treu wie Gold; aber ich bin froh, daß ich heute ohne seine Zeugenschaft mit Dir reden kann, Eugenio! Wie lang leb' ich, wie lang hab' ich Dich noch? Herr Gott! ich freue mich Deiner! Nun, die Hand auf's Herz! Laß einmal fühlen! Sieh da! wie rasch! O, das kenn' ich, Eugenio, das kenn' ich. Gott tröste Deine Mutter, aber ich will Dir's im Vertrauen sagen: wir waren nicht glücklich. Dafür sollst Du glücklich werden, und Du wirst's auch gewiß; es ist mir ein rechter Trost, daß wir's mit Salerno so weit gebracht haben. Und wem verdanken wir's? Meiner Treu: dem alten Andrea. O, er hat's immer so redlich mit mir gemeint! — Aber was für ein ernstes Gesicht machst Du jetzt, Eugenio? Was soll es bedeuten?“

„Ich kann nicht lügen, mein Vater! Ich hasse nichts auf der ganzen Welt so sehr, als die Lüge. Ich muß es Dir gestehn: ich liebe. . .

„Nun ja, das weiß ich, unsre schöne Feindin. . .“

„Du weißt's? O es ist gesagt: Alle Himmel jauchzen den Namen wie eine frohe Verheißung. Beatricen!“

„Beatrice? Du meinst Isabella von Salerno.“

„Beatrice von Tarent!“

„Ihr Heiligen Gottes, was sagst Du?“

„Die Tochter Antonio's von Tarent!“

„Nein, sag' ich Dir, nein! Es kann nicht sein! . . . Sag' mir's aufrichtig, Eugenio. Sieh, Du solltest Deinen Vater nicht betrüben! Ich bin ein alter Mann und möchte Dich so gerne glücklich sehen, und nun, da ich mit so vielem Fleiß und so vielen Sorgen Alles in's Reine gebracht habe, — wahrhaftig, Du solltest mich nicht betrüben! — Geh, geh, Eugenio! Was stehst Du mir da so ernst und bleich? Das sollst Du nicht! Ich will Dich nur frisch und froh sehen. Ich versichere Dich, Eugenio, es kommt Alles noch zum guten Ende. Genau betrachtet, ließe sich die Sache noch von einer andern Seite nehmen. Hm! Er ist doch mein Vetter, und er hat doch eigentlich das ältere Recht für sich. Es ließe sich vielleicht . . . aber ich will Dir heute noch nichts für gewiß versprechen, Eugenio, — ich meine nur: es ließe sich da eine ganz schickliche Auskunft treffen. Wahrhaftig, es ist der Finger Gottes, der Dir Beatricen zeigte.“

„Das war's,“ sprach Eugenio tief ergriffen mit heiligem Ernst.

„Ja, ja!“ fuhr Eugenio eifrig fort, — „verlaß Dich auf mich. Ich weiß jetzt das beste Mittel! Gesegnet sei dieser Gedanke. Kurz, es bleibt bei der Heirath, und wenigstens bei demselben Bräutigam. Ha! Was meinst Du? Ja, sieh mich nur groß und verwundert an. So lassen sich alle Ansprüche erfüllen und alle Widersprüche ausgleichen, aber ich muß nun doch auch noch

Andrea's Rath hören; der alte Griesgram darf mir diesmal nicht widersprechen, diesmal wahrhaftig nicht; dafür bin ich ja Fürst. Komm laß Dich küssen, Eugenio," und dabei faßte er seinen Sohn am Kopf und küßte ihn herzlich auf die Stirne, — „ich hab's gefunden! und Du sollst sehn, weiß Gott! es geht!"

Nach einer Umarmung schieden Vater und Sohn, beide hoffnungsreich, der alte Fürst vollkommen beruhigt in dem Gedanken an das Projekt einer Doppelheirath, wodurch er (wie es überhaupt seine Lieblingsbeschäftigung war, Frieden zu stiften), auch diese Wirren zu schlichten hoffte. Mit diesem Gedanken schlief er ein.

Eugenio war zu heftig aufgeregt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, in seinen Gemächern Ruhe und Schlaf zu finden. Er eilte in's Freie und wandelte, die erquickende Kühle der Nacht genießend, durch die Straßen. Ehe er sich's versah, stand er vor Burello's Hause.

„Hier schläft sie den süßen, heiligen Schlaf der Unschuld!" sprach er leise, mächtig klopfte ihm das Herz. „O decke sie treu mit deiner Vaterhand," betete er, „Allgütiger! Laß deine Engel um sie schweben, wenn sie schläft oder wacht, wo sie geht und steht. Stärke das Herz meines Vaters, daß es in dem gefaßten Beschlusse beharre, und hast Du es in deinem Rathe anders beschlossen, o Herr, so gib mir Kraft, zu tragen!" — Das Gebet hatte ihn wunderbar beruhigt; freier aufathmend verließ er das Haus mit einem Segenswunsche für Alle, die in demselben schliefen, und schlug den Weg nach dem Palast ein. Er hörte Tritte; er blickte um sich und sah aus dem Hause des Kanzlers einen ver-

hüllten Mann treten, — es war eine Stunde nach Mitternacht. Seine Aufmerksamkeit war rege geworden und unwillkührlich, ohne sich Rechenschaft geben zu können, weßhalb er lausche, trat er hinter einen vorspringenden Pfeiler. Der Verhüllte wandelte an ihm vorüber und verschwand in der nächsten Seitenstraße. „Träum' ich?" fragte sich Eugenio, „oder ist mein Auge so an die Züge dieser Drei gewöhnt, daß es sie mir auch in jedem andern Antlitz zeigt? Nein, bei Gott, er war's, Antonio selbst! Keine Täuschung der Sinne! Deutlich erkannt' ich Zug für Zug. Um diese Stunde? Im Hause des Kanzlers? Welches neue Geheimniß?" Hastig ging er in derselben Richtung, welche Jener eingeschlagen; doch bald hielt er inne. „Weßhalb ihm folgen? Er war's, kein Zweifel, er war's. Fort, unwürdige Neugier, die leicht zum Mißtrauen wird! Die Lösung des Räthsels ist ja einfach. Er kennt den Kanzler, er wollte ihn insgeheim sprechen, — was grüble ich noch?"

Am andern Morgen erschien der Kanzler vor dem Fürsten, welcher ihm nicht ohne Weitläuftigkeit jene Nachricht, die derselbe bereits wußte, als Neuigkeit mittheilte. Der Kanzler hörte sie mit Geduld von Anfang bis zu Ende an, unterbrach den Fürsten zuweilen durch einen Ausruf des Erstaunens, und auf die Frage, wie diese Verwicklung gelöst werden könne, ohne der Fürstenwürde und der Gerechtigkeit etwas zu vergeben, oder die Verhältnisse zu Salerno zu stören — schwieg er lange, schüttelte den Kopf und nahm eine sehr bedenkliche Miene an. Der Fürst weidete sich

einige Minuten an dieser Rathlosigkeit seines Rathes, rieb sich vergnügt die Hände, klopfte ihm dann vertraulich auf die Schulter und sprach: „Nun, laß nur gut sein, mein treuer Andrea, und zerbrich Dir nicht länger den Kopf. Ich habe die Sache bereits in's Reine gebracht . . ."

„Wie?" rief der Kanzler, der dabei sein Erschrecken nicht zu bergen vermochte.

„Das heißt: ich bin auf dem besten Wege dazu," fuhr Roger gutmüthig fort; „dem Plane, den ich mir ausgedacht, fügt sich Alles ganz herrlich. Ich habe wahrhaftig nie ein Werk zu Stande gebracht, das mir so viele Freude machte, wie dies, und ich versichere Dich: darüber dulde ich keinen Widerspruch von Dir, wie sonst. Du bist ein Mann voll Erfahrungen und voll der aufrichtigsten Anhänglichkeit; drum geb' ich Dir manchmal gern nach, weil's nun einmal Deine Art so ist, bei Allem zu widersprechen. Diesmal nicht, Andrea, in der That, diesmal kann ich Dir nicht nachgeben, Du würdest mich nur aufbringen."

„Das sei mir fern," betheuerte der Kanzler, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, — „doch, wenn es Euch beliebte, den Plan, welchen Ihr beschlossen habt, mir mitzutheilen . . ."

„Ja so, Andrea, Du hast Recht," sprach Roger freundlich, — „sieh, Andrea, mein Plan ist folgender: Da mein Vetter Antonio, welcher unstreitig das ältere Recht auf den Thron hat, es wieder geltend machen will, und zwar nicht sowohl für sich, als vielmehr lediglich zu Gunsten seiner Kinder, die er in rechtmäßiger Ehe mit einer ebenbürtigen Dame erzeugte, so habe ich es bei mir überlegt und halte es für das Beste, wenn ich die

Krone freiwillig niederlege. Dieser Fall ist in der Geschichte schon öfter vorgekommen, und ich erinnere Dich zum Beispiel nur an den römischen Kaiser Diocletian, welcher im Jahre 305 unserer Zeitrechnung dem Diadem entsagte und sich nach Salona in Dalmatien zurückzog."

„Der Fall ist mir auch bekannt," sprach der Kanzler lakonisch, — „was habt Ihr nun weiter beschlossen, mein Fürst?"

„Mein Sohn Eugenio soll alsdann den Thron besteigen," fuhr Roger fort, und die Freude erhöhte dabei den natürlichen Ausdruck von Wohlwollen, der seinen Zügen eigen war. „Ich betrachte es als eine Fügung des Himmels, daß sein Herz eine Neigung für die Tochter Antonio's gewonnen hat, und sie soll als Eugenio's Gattin Fürstin von Tarent werden; das will ich, Andrea, das will ich."

„Ich wage es nicht, einem so sinnreichen Plane zu widersprechen," erwiederte der Kanzler, „nur vergönnt mir die Frage, in welcher Weise Ihr dann die Verhältnisse mit Salerno zu ordnen gedenket, da Ihr die Verbindung Eugenio's mit der Prinzessin als Bürgschaft des Friedens und eines ewigen Bundes zwischen Tarent und Salerno festgesetzt habt?"

„Meinst Du, das hätte ich nicht gleichfalls schon überlegt?" versetzte Roger, der sich nicht enthalten konnte, seine Zufriedenheit über das Werk seines Scharfsinns durch ein Lächeln kundzugeben. „Hierzu bedarf ich deiner Geschicklichkeit, Andrea. Antonio's Sohn ist so fürstlich wie mein Sohn, und (wie ich von diesem selbst weiß) schön, gewandt, ritterlich von Sinn und Art."

„Ich glaube zu errathen," bemerkte der Kanzler, — „Ihr

scheint also eine Art von Tausch in der Person des Bräutigams zu beabsichtigen?"

„Gewiß! Du bist auf der rechten Spur. Nun, was meinst Du, Andrea? Was hältst Du von dem Vorschlag? Scheint er Dir nicht vortrefflich geeignet, alle Partheien zufrieden zu stellen?"

„O vollkommen!"

„Du sprichst das so kurz aus! Erkläre Dich näher, sag' mir offen Deine Ansicht. Ich kann so eine unterwürfige, unbedingte Billigung nicht leiden; sie sieht fast wie Schmeichelei aus. Sprich ohne Rücksicht, Andrea, was Du denkst!"

„Nun, ich denke, daß Euer Plan sehr wohlgemeint ist und den Edelmuth Eures Herzens auf's Neue beweist. Nur glaube ich, Ihr solltet nicht vergessen, was Ihr dem sogenannten Antonio schuldig seid, und was er selbst verlangt, — das offne Gericht und den Beweis seiner Aechtheit vor der Reichsversammlung."

„Wozu dieses Aufsehen? Ist's nicht genug, wenn ich ihn anerkenne? Wer wird an der Aechtheit seiner Herkunft zweifeln, wenn ich mich davon überzeugt habe?"

„Habt Ihr Euch davon bereits überzeugt?" fragte der Kanzler in einem Tone, dessen Ausdruck den alten Fürsten noch mehr verwirrte, als die Frage selbst. Er suchte nach einer Antwort und fand keine, und doch wollte er wieder nicht eingestehen, daß er allzu leichtgläubig gewesen, daß er sich, von seinem Wohlwollen hingerissen, übereilt habe. Der kluge Kanzler, welcher diese Verlegenheit wohl bemerkte, suchte ihm aus derselben zu helfen und sie zugleich zur Erreichung seiner eigenen Absicht zu benützen. „Euer Wort," sprach er, „ist allerdings der beste Beweis, und

ich baue unbedingt darauf. Seid versichert: ich wollte keinen Zweifel ausdrücken; nur auf Antonio's eigenen Wunsch wollte ich Euch aufmerksam machen, und dieser Wunsch ist nicht bloß billig zu nennen, sondern zugleich schon zum voraus ein Beweis, daß Antonio kein Betrüger ist."

„Nicht wahr, Du hältst ihn für keinen solchen?" fragte der alte Fürst, in welchem nun in der That immer größere Zweifel rege wurden, — mit einer gewissen Aengstlichkeit, die der Kanzler längst an ihm kannte.

„Gott allein durchschaut die Herzen," war Andrea's Antwort.

„Du hast Recht," sprach Roger, — „ja, ja! Die Reichsversammlung muß berufen werden; sie soll entscheiden. Ich bin Parthei und will mich nicht über das Gesetz stellen. Doch, Du wirst sehn: Er ist kein Betrüger. O, es wäre abscheulich, wenn er meinen Eugenio hintergangen hätte! Ich weiß wohl: Eugenio ist etwas rasch und sein Herz, so edel geartet, daß es schon ein bloßer Schein von Unrecht verletzt, reißt ihn allzuleicht hin. Aber nein, nein, es ist unmöglich, sag' ich Dir. Laß also die Reichsversammlung berufen, und zwar ohne Verzug. Wir wollen tagen nach altem Brauch und Herkommen, von heute in dreimal sieben Tagen . . ."

„Unter Gottes freiem Himmel, am Strande des Meeres, von der aufgehenden Sonne bis zur sinkenden," ergänzte der Kanzler rasch und eifrig; — „ganz wohl, mein Fürst, ich werde Euern Befehl getreulich vollstrecken."

„So sei's!" sprach Roger und lehnte sich dann erschöpft in den Stuhl zurück. Lange saß er so schweigend und sinnend da,

und bunte Bilder der Vergangenheit zogen an ihm vorüber. „Ich bin herzlich müde," klagte er dann leise vor sich hin; „ach, wie lang ist das Leben!"

Eugenio, welcher unbemerkt hereingekommen war, stand hinter ihm, neigte sich über das niedergesunkene Haupt des Greises und küßte ihm fromm die geschlossenen Augenlieder. Roger schlug sie auf und lächelte den geliebten Sohn unsäglich mild an. „So möcht' ich wohl sterben!" sprach er, — „glücklich und Dich glücklich wissend." Und nun entdeckte er ihm seinen Entschluß, die Krone niederzulegen, sowie die Berufung der Reichsversammlung, doch sorgfältig, um den Sohn nicht zu betrüben, verhehlte er ihm die Zweifel, die während der Unterredung mit dem Kanzler in ihm rege geworden waren. „Ich wünschte wohl, meinen Vetter Antonio und seine Kinder zu sehen!" äußerte er sich dann zu Eugenio's größter Freude, als der Kanzler, welcher von einer solchen persönlichen Zusammenkunft mit Grund befürchtete, daß sie seinen ganzen Plan vereiteln würde, rasch besonnen mit folgenden Worten dazwischen trat: „So wenig ich an der Wahrheit der Angabe zweifle, daß dieser Fremde wirklich der verschollene Fürst von Tarent, so wenig finde ich es mit Eurer Würde, o Herr, vereinbar, daß Ihr ihm eine vertrauliche Zwiesprach mit Euch eher gestattet, bevor sein Recht vor allem Volk erwiesen ist; ja, ich glaube, wenn Ihr dies thut und wenn es bekannt wird, so erweckt Ihr jedenfalls ein Vorurtheil gegen Eure Unpartheilichkeit in diesem wunderlichen Rechtsfall; denn man wird alsdann entweder glauben, daß Ihr den Mann überreden wolltet, seinen Ansprüchen zu entsagen, oder daß Ihr mit ihm Bedingungen verabredet habt, die

in einer so wichtigen Sache nicht ohne die Zustimmung des ganzen Volkes eingegangen werden dürfen."

„Da hast Du Recht," versetzte Roger; — „nun, ich will den Wunsch aufgeben!" Auch Eugenio konnte nicht umhin, die Triftigkeit dieser Gründe anzuerkennen, wenn sich auch sein Herz dagegen sträubte. Die Nähe des Kanzlers hatte übrigens etwas Drückendes für ihn; die feierliche Ruhe, die stille siegreiche Sicherheit dieses Mannes waren ihm jetzt unheimlich, da es ihn drängte, sein ungeahntes Glück und seine Hoffnungen allen Kreaturen jauchzend zuzurufen. Er entfernte sich unter einem passenden Vorwand und verließ den Palast seines Vaters, um die Hütte Burello's aufzusuchen und der Geliebten den Beschluß mitzutheilen, der alle Keime seines künftigen Glücks in sich trug.

Auf der Straße begegnete ihm Lorenzo und wollte ihn aufhalten; Eugenio riß sich kalt und fremd von ihm los, mit den Worten: „Unsre Wege scheiden sich."

In Lorenzo brach — mit der finstren Ahnung, daß er aus Freundschaft den Freund vielleicht verrathen habe, — zugleich die volle Liebe zum Freunde stürmisch und ungestüm hervor, eine Liebe, die durch Eifersucht noch verstärkt wurde. „Ich weiß es," rief er, „ich bin verdrängt, ich bin ein abgeblaßtes Bild, über das der Maler mit frischen Farben ein neues Gesicht hinmalte. Ihr seid der Prinz und ich der Dienstmann, Ihr habt meinen Lehenseid, was wollt Ihr weiter? Das ist einfach, aber hart wie Bettlerbrot oder Wahrheit. Die Pflanze braucht zum Leben Luft und Licht; — „gut," sagt Ihr, — „du bist keine Pflanze!" Ihr sagt es so leicht, und doch ist's so schwer."

„Ich sage nichts,“ erwiederte Eugenio kalt und ging.

Starr blickte Lorenzo lang auf die Stelle hin, wo der Freund gestanden. Endlich fing er an zu zittern, und Thränen drangen ihm aus den Augen; er mußte sich an die Wand des nächsten Hauses lehnen, um nicht umzusinken. Dann richtete er sich auf, rieb sich die Augen, blickte scharf vor sich hin und gen Himmel, als wollt' er sich überzeugen, ob die Häuser noch stünden und der Himmel noch blau sei, und rief bitter lachend: „„Ich sage nichts!““ Gut gesagt, Eugenio! Gut gesagt, um die Todten wieder einzuschläfern, wenn sie am jüngsten Tage wach werden. „„Ich sage nichts!““ Vielgesagt mit so einem Nichts! Nun ja, was kann der alte Mantel dafür, wenn er durchlöchert ist und der Frost der Wahrheit einmal durch alle Ritzen dringt. Weg damit! Ihr schafft Euch einen neuen an, der warm hält wie Schmeichelei. Ich ertrag' es nicht; ich lieb' ihn zu sehr; ich seh's erst jetzt, da er mich wegwirft. Und wofür! Für einen mattherzigen Schwärmer, der der Sohn eines Betrügers ist und der Bruder einer Sirene! Bei Gott! Keine Schonung! Mein Leben, meine Seel' und Seligkeit setz' ich ein. Ich rett' ihn! — Lauter als je sagt mir's die innere Stimme: er wird mißbraucht! — Ich rette ihn! Jedes Mittel ist gerecht, und schlägt keines an, — nun denn, Herr Gott, so laß uns als Männer untergehn.“

Als Eugenio in Burello's Hütte ankam, fand er weder diesen noch dessen Gastfreund Antonio. Bloß Leonardo und Beatrice waren zugegen. Sie traten eben aus dem Hause in das kleine

Gärtchen hinter demselben. „Willkommen!“ rief ihnen Eugenio entgegen, und „herzlich willkommen!“ scholl ihm zum Gegengruß. Er trat zwischen beide und wandelte so in ihrer Mitte zwischen den Blumen und unter den Oleandern, indem er ihnen die günstige Stimmung seines Vaters und den Entschluß desselben mittheilte, der allen Hoffnungen Antonio's so günstig war. Beatrice schwieg und Eugenio glaubte den Ausdruck einer tiefen Schwermuth auf ihrem erblassenden Angesicht zu lesen; auch Leonardo äußerte die Freude nicht, wie Eugenio sie erwartet hatte. Ernster werdend trat er näher zu dem Ernsten, blickte ihm treu in die treuen Augen und sprach, seine Hand festhaltend: „O laß mich Dir Eins sagen und bekennen! Leonardo, es wär' eine Sünde, sagt' ich Dir's nicht. Denn es ist etwas Heiliges, und was mein Vater beschloß, ist bloß Menschenwerk. O Beatrice! als ich Dich zum ersten Mal sah, da erst wußt' ich, warum der Himmel blau ist, und warum die Sterne scheinen, die Blumen blühn, die Wellen rauschen und die Menschen auf Gottes weiter Erde froh sein können.“

Beatrice ward todtenblaß; sie stand im Wandeln plötzlich still und blickte in den Kelch einer Lilie hinab, als wär' er so tief wie das Meer. Leise nahte ihr Eugenio; aber, obwohl er jetzt kein Wort zu ihr sprach, so schrak sie doch vor ihm zurück und neigte sich doch auch wieder unwillkührlich zu ihm hin, wie der Kelch der Lilie, deren schlanker Schaft vom linden West bewegt wurde. Der Duft sagte ihr's, daß Eugenio sie liebe, im Grund des Kelches las sie's wie eine Schrift von Engels Hand geschrieben. Heiter und stark in der Wonne des Liebens erlag sie jetzt betäubt der neuen Wonne des Geliebtseins. Eugenio hielt sie in den

Armen, und als sie so, das Haupt zurückgelehnt, das Auge aufschlug, traf sie der Blick aus dem seinigen. Sie fand ihr volles Bewußtsein wieder und frische Kraft des Lebens. Sie richtete sich empor, rang sich sanft aus Eugenio's Armen los und ließ ihre Hand in der seinigen, ihre Blicke in den seinigen ruhen. „Meine süße Braut!" sprach er leise, „mein vor Gott und der Welt!" Beatrice weinte heftig und schlang die Arme um seinen Hals. Dann sprach sie: „O mein Gott, mein Gott! laß mich nicht erwachen!"

Tiefbewegt blickte Leonardo auf die Schwester und den Freund und eine unsägliche Bangniß kam über ihn, als Eugenio, die eine Hand wie zum Schwur erhebend, rief: „Und nichts soll uns fürder scheiden, als der Tod!" Dies Wort: „Tod" wiederhallte in ihm wie ferner Donner, und wie er jetzt sah, daß eine Myrte und ein Lorbeer ihre Zweige zufällig über den Häuptern des Paares verschlungen hatten, kam es ihm vor, wie eine Todtenkrone. Er trat zurück, setzte sich unter einen Oleander, der in voller Blütenpracht stand, und summte ein Schifferlied vor sich hin, das er in seiner Kindheit oft gehört hatte und das ihm jetzt nicht aus dem Sinn wollte, eine wunderliche, aus heidnischen Traditionen und christlichen Legenden zusammengeschmolzene Sage von dem Schiff mit dem blauen Glückssegel und von der Brautnacht auf der See; die Melodie klang wie Ruderschlag, das Ende war schaurig und traurig; die Liebenden achteten nicht drauf, weder sie noch er bemerkten das finstre Gesicht Lorenzo's, das über die Mauer in den Garten blickte.

III.

Die Reichsversammlung war einberufen worden, und als der Tag graute, an welchem sie stattfinden sollte, war das ganze Meeresufer nebst allen Höhen dicht von Menschen besäet. Das Gerücht von der Veranlassung der Versammlung hatte im ganzen Volke eine mächtige Aufregung hervorgebracht und Jedermann wollte den wiedergekehrten alten Fürsten sehen, was der Kanzler jedoch zu verhindern wußte. Auf seine Vorstellungen, von deren Triftigkeit sich Antonio selbst überzeugte, hatte sich dieser mit seinen Kindern in ein nicht weit von Tarent gelegenes festes Kastell zurückgezogen, in dessen Einsamkeit sie für jedes Auge unsichtbar blieben bis zum Tage des öffentlichen Kampfes um das Kronenrecht. Es war derselbe Platz, wo Antonio zuerst gelandet, wo Eugenio Beatricen zuerst erblickt hatte; auf den Marmorstufen, wo sie damals gesessen, auf den Trümmern standen neugierige Schaaren, welche mit Ungeduld den Aufgang der Sonne, die Eröffnung der Versammlung erwarteten. Dicht am Fuße der Höhen waren Schranken aufgeschlagen, und innerhalb derselben erhob sich eine Bühne mit Stühlen für den Fürsten und den Bischof. Beide saßen bereits in vollem Ornat ihrer Würden auf ihren Plätzen, zu beiden Seiten des Ersteren sein Sohn, der Kanzler und der Gesandte von Salerno, rings um den letzteren die Geistlichkeit, gegenüber standen die Barone im Waffenschmuck, vor den Schranken die Herolde. Immer lichter wurde es am Saume des Horizonts, immer stiller in der zahllosen Volksmenge, dumpf wie

im verhaltenen Groll rauschend, schlugen die Wogen an den Strand. Endlich war der erste Schimmer der Sonne sichtbar und in demselben Augenblick schollen die Posaunen, welche die Eröffnung des Reichstags verkündigten. Als sie schwiegen, trat der Kanzler entblößten Hauptes in die Mitte der Bühne und rief mit lauter Stimme nach allen vier Weltgegenden: „Im Namen Gottes, das Volk ist versammelt zu tagen.“ Dann kniete der Bischof vor einem tragbaren Altare nieder, auf dem sich ein Reliquienschrein befand, betete und ertheilte hierauf allen Versammelten den Segen mit den Worten: „Der Herr spricht: Ich bin der Weg und das Leben und die Wahrheit. Der Herr segne euch mit der Kraft der Wahrheit, daß ihr seinen Weg wandelt und das Leben erlanget. Amen!“ — Und „Amen“ rief der Fürst mit dem ganzen Volke. Der Fürst aber nahm jetzt die Krone vom Haupte, legte sie auf den Reliquienschrein und sprach mit erhobener Stimme zu den Edlen und dem Volke: „Ich entkleide mich hier des Fürstenhutes, und stelle ihn in die Hand Dessen, Der König ist über alle Könige, und so stehe ich jetzt da wie der Geringsten Einer von euch, um mich dem Höchsten zu unterwerfen, dem Gesetz. Denn es ist ein Mann aus der Fremde gekommen, der sich Antonio nennet und behauptet, er sei derselbe Fürst von Tarent, der durch seinen Bruder Fernando auf ungerechte Weise das Reich verlor. Und, ihr edlen und würdigen Herren, ihr lieben Leute allesammt, er sagt: Fürstenrecht verjährt sich nicht. Ich aber will dem nicht widersprechen, sondern glaub' es selbst, und darum will ich, daß er's beweisen soll vor allem Volk, und dies ist auch sein selbsteignes Verlangen. So wahr die Sonne hier über uns scheinet, und das

freie Meer hier zu uns heranrauscht, schwör' ich zu Dem, der Erde und Meer und Sonne geschaffen: Mein Herz ist lauter und ich will dem Recht nicht wehren, wenn das Volk es gefunden. Zum Zeichen der Wahrheit berühr' ich diesen Schrein, der die Gebeine des heiligen Märtyrers umschließt, der für die Wahrheit treu in den Tod gegangen. Bei dieser heiligen Reliquie fordre ich Jeden hier auf: er zeuge die Wahrheit und erwäge das Gebot: Gottesfurcht geht vor Herrenfurcht!"

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchten die Edlen, die Geistlichkeit und das Volk, und alle Blicke richteten sich plötzlich auf Antonio, als auf einen Wink des Kanzlers die Schranken aufgethan wurden, und Antonio, seine beiden Kinder an den Händen führend, in den Kreis des Fürsten, des Bischofs, des Kanzlers, der Geistlichen und der Edlen trat. Todtenstille ringsum, als Antonio schweigend um sich blickte und die Versammlung übersah. Langsam forschend ließ er seine Blicke auf den Greisen ruhen, von Einem zum Andern, und suchte ein Zulächeln der Freude wie über ein Wiedersehen; — keiner sprang auf, keiner stürzte ihm zu Füßen, keiner verzog eine Miene; — starre Gleichgültigkeit weit umher. Eugenio's Herz schlug fieberhaft; es war ihm, als stünde er selbst an Antonio's Statt, als wäre diese Bühne ein Schaffot, und er, unschuldig zum Tode verurtheilt, müsse Himmel und Erde seine Unschuld zurufen. Todesstille fort und fort; da zog ein Lächeln um Antonio's Lippen; — auch der alte Kanzler lächelte still in sich hinein; Lorenzo, die Arme fest verkreuzt, stand nicht weit hinter Eugenio, und blickte nicht auf Antonio, nicht auf irgend Jemand, trotzig und herausfordernd

blickte er gen Himmel, als wollte er sagen: „Siehst Du, ich behalte doch Recht." Und dann sah er wieder auf Eugenio, so gut er konnte, denn das Auge ward ihm trüb, je länger er ihn anblickte, und in seiner Seele rief's: „Muß ich Dich denn so bekehren, mit Feuer und Schwert? Dich so erobern, um den Preis von Herzblut? Gott erbarme sich meiner!" Der treue Burello saß dicht vor der Schranke und verhüllte sich das Haupt. Leonardo senkte den Blick zu Boden, Beatrice aber hatte ihn himmelan gewendet; sie stand inmitten aller dieser ernsten Männer, hehr und unnahbar wie eine Heilige, die zur Erde niederschwebte, um den Frieden Gottes reichlich auszuspenden.

„Willkommen, Volk von Tarent!" begann jetzt Antonio; „ob Du mich auch mit Schweigen begrüßest, mit lautem Herzensjauchzen begrüß' ich Dich! Weinend begrüßt' ich die heilige Mutter-Erde und küßte sie, als ich sie wiedersah. O bei Gott, von allen diesen Greisen, die mit mir jung waren, kenn' ich Jeden und wünsch' ihm alles Heil! Hier Andrea, Simone, Maragno, ihr edlen Herren, und euch, ihr frommen Diener Gottes, die ihr hier in eurem heiligen Amt ergrautet, ruf ich auf, gebt Zeugniß von mir kraft jenes Eides, den ihr mir einst geschworen und der noch nicht gelöset ist. Ich bin Antonio, der Fürst von Tarent!"

Niemand gab Antwort; von allen Baronen und Prälaten erhob sich keiner, dem Greise die Hand zu bieten. Da trat der Kanzler wieder vor und sprach zu ihm: „Da Alle schweigen, so fordere ich Euch auf, bringet vor diese Reichsversammlung alle Beweise und jeden für die Wahrheit Eurer Behauptung; denn wir sind hier und tagen, daß Jedem sein Recht werde."

Antonio erwiederte: „Gott helfe mir, denn ich rede die Wahrheit! Höre mich, o Volk von Tarent!“ Und nun erzählte er ausführlich seine Geschichte von seiner frühesten Kindheit an bis zu seiner Wiederkehr in die Heimath, mit allen jenen kleinen Zügen aus der Vergangenheit, die noch frisch, wie erst gestern erlebt, in seinem Gedächtnisse standen, mit siegreicher Kraft der Wahrheit, daß Mancher in der Versammlung unwillkührlich ausrief: „So ist's! Ich war dabei,“ und daß Mancher dem Greis nun schärfer in's Auge blickte, und ihn nunmehr zu erkennen glaubte. Als er seine Erzählung beendigt hatte, erhob sich ein leises Gemurmel, eine allgemeine Bewegung. Tief ergriffen stand Roger von seinem Sitze auf und wollte auf ihn zueilen, um ihn anzuerkennen und seinen gefaßten Entschluß auszuführen. Der Kanzler, welcher Roger's Bewegung wohl zu deuten wußte, trat rasch zwischen ihn und Antonio, und fragte den Letzteren: „Ihr behauptet also, daß dies Alles, was Ihr vor der Reichsversammlung gesprochen, die lautere Wahrheit ist, und Ihr seid bereit, sie auf die Reliquie zu beschwören?“

„Das bin ich,“ versetzte Antonio feierlich.

„Bedenkt, was Ihr sprecht!“ warnte der Kanzler, die Hand erhebend, „bedenkt die Furchtbarkeit des Eides und das Gericht Gottes über den, der ihn zum Zeugen für die Lüge aufruft!“

„Ich nehm' ihn zum Zeugen der Wahrheit!“ sprach Antonio.

„Seid Ihr zu Ende?“ fragte der Kanzler.

„Nein!“ erwiederte Antonio; — „bevor ihr, versammelte edle, ehrwürdige und freie Männer, nach eurem Wissen und Gewissen euren Spruch thut, hört mich noch kurze Zeit. Ich

verlange mein Fürstenrecht wieder, aber nicht für meine Person, sondern für meine Kinder. Nicht kam ich, um Unfrieden zu stiften, und Verwirrung zu säen in diesem Lande, das Gott mit allen seinen Gaben so reich gesegnet hat und das ich liebe wie ein frommer Sohn seine Mutter. Nur anerkennen sollt ihr mich, meinen Sohn Leonardo, meine Tochter Beatrice, in unserer fürstlichen Abkunft; — die Krone bleibe meinem edlen Vetter, der sie trägt, der Anspruch sie zu erben, bleibe seinem Sohne, so beug' ich mich gern der langwährenden Ordnung, die sich hier gefestet hat, und nur das Eine nehm' ich hier feierlich in Anspruch, daß meine Kinder in alle Rechte der jüngeren Linie eingesetzt werden, das der Nachfolge eingeschlossen. Mir gönnet, so lang' ich noch lebe, das stille, einsame Kastell, das ich bis zu dieser Stunde bewohnte, als Ruhesitz für mein Alter, und wenn ich gestorben sein werde, gönnt meinem Sarge einen Platz neben dem meines Vaters in unserer Ahnengruft."

Diese Wendung überraschte den Kanzler, welcher bei Antonio's öffentlichem Auftreten bei weitem stolzere Zwecke vorausgesetzt, und demgemäß seinen Plan entworfen hatte. Aber auch so noch schien ihm Antonio's Anerkennung (obwohl er für seine Person nicht an der Ächtheit zweifelte) keineswegs unbedenklich und Eugenio's Stellung durch die Ansprüche eines gleichalterigen Nebenbuhlers bedroht; frisch vor der Seele stand ihm jetzt das Bild jener Zeit, als der jüngere Bruder Fernando, um der Krone willen, das Schwert gegen den älteren zog, und er hielt es für seine Pflicht, auch jetzt noch seinem einmal gefaßten Plane treu zu bleiben, um so mehr, da ihm der mächtige Eindruck nicht entging, welchen

die unerwartete Wendung auf den alten Fürsten gemacht hatte Antonio's bescheidenes Verlangen stimmte so ganz zu dem Lieblingsplane Roger's, daß er abermals im Begriffe war, seinen Ausspruch zu Antonio's Gunsten in die Wagschale zu werfen und sein Projekt einer Doppelheirath auszusprechen. Bloß ein Seitenblick auf den Gesandten von Salerno, der steif und starr, ohne eine Miene zu verändern, da stand, machte ihn verlegen, und der Kanzler benützte rasch diesen Moment der Unschlüssigkeit, indem er abermals das Wort ergriff: „Es ist gewiß Niemand in dieser Versammlung, der ein solches Verlangen unbillig fände, wenn Ihr wirklich jener Antonio seid, für den Ihr Euch ausgebt. Ihr ehrwürdigen Prälaten, ihr edlen Herren und freien Männer von Tarent, hört meine lautren Gedanken darüber, erwägt sie wohl, und sagt mir unverholen, wenn ich irre. Wie? ein Fürst, durch ungerechten, unnatürlichen Krieg aus seinem Reiche vertrieben, im Elend alt geworden, — er käme zurück, um auf das Recht zu verzichten, das er doch verlangt? Und sei's, daß er sich selbst zu schwach für die Last der Krone fühlte, — der Vater vermöchte es, das Recht des Sohnes einem Fremden zu Gunsten zu verläugnen? Bei Gott, wär' ich Fürst, ich vermöchte dies nicht, und wer vermöcht' es von euch? Mehr als irgend ein Zeichen zeugt diese Bescheidenheit wider den Mann, der sich Antonio nennt! Laßt mich's aussprechen; sei das Wort auch hart: Mich dünkt, es ist die unsichere Scheu, die der Lüge innewohnt, eine kluge Bescheidenheit, wenig zu verlangen, wenn man weiß, daß sich alles nicht gewinnen läßt. Vortrefflich berechnet! — ich gestehe es — zuerst alle Saiten des Gefühls

angespannt, und dann ein einziger, leiser, klagender Ton hervorgelockt! Eine Krone so leichten Kaufs zuzuschlagen, — ich weiß es: mancher Ehrenmann hier wäre vor diesem Gedanken zurückgebebt; jetzt, da er weiß, es gilt etwas Leichteres, athmet er freier auf und ist noch froh, daß es nicht im Ernst an's Schwerere kam. Leichteres, sag' ich, aber nichts Geringes! Ich wenigstens acht' es nichts Geringes, einen Zweig von schlechterer Art, wenigstens von unbekannter, zweifelhafter, — auf den edlen Stamm zu impfen und den gemeinen Kiesel neben dem Demant im Diadem zu fassen! Wohl seh' ich finstre Blicke um mich her; doch sie schrecken mich nicht, so lange die Freiheit zu denken und zu sprechen in Tarent nicht geächtet ist."

Die Bewegung, welche seine Rede hervorgebracht, wuchs mit jedem Wort. Kaum vermochte Leonardo sich länger zurückzuhalten, und Antonio selbst, so mild und weich sein Wesen war, bebte vor Entrüstung und behauptete nur mit Mühe die Mäßigung, die ihm jetzt so nöthig war; nur Beatrice stand ruhig und heiter in ihrer Unschuld wie ein Wesen von höherer und heiliger Art inmitten seines unnahbaren Lichtkreises, unerreichbar dem Pesthauch der Lüge.

„Andrea!" rief Antonio mit Hoheit, indem er dicht vor ihn hintrat, „Du sprachst, was Du vor Gott nicht verantworten kannst."

„Ich spreche, was mir meine Pflicht gebeut," versetzte der Kanzler. „Ich verlange Beweise. Gebt sie und ich will mich überzeugen lassen. Gesetzt den Fall sogar, Ihr wäret der ächte Antonio, so dring' ich darauf, daß Ihr auch beweist: diese Kinder habe eine Fürstin geboren!"

„O Helena!“ seufzte Antonio leise, den Blick nach oben gewendet, dann starrte er finster schweigend eine Weile vor sich hin. „Ihr vernahmt meine Schicksale in Byzanz,“ begann er endlich wieder; „es steht Euch frei, dort Erkundigungen einzuziehen, ob ich Wahrheit sprach oder log. Bis dahin beruf' ich mich auf den höchsten Zeugen, der unseren Ehebund sah und segnete, auf Gott! Was meine Person betrifft, so nehm' ich Dich selbst zum Zeugen, Andrea! An unsre Kindheit, an unsre Jugend erinnere ich Dich! Wir verlebten sie zusammen! O bei Gott: so schwach kann dein Gedächtniß, so versteinert dein Herz nicht sein mit den Jahren, daß Du den Gespielen nicht kennst, oder ihn verläugnest. O denk' an meinen Vater, wie er uns beide so oft liebreich betrachtete, wenn wir im Garten zu seinen Füßen saßen und von Schlachten und Belagerungen hören wollten, von der Kunst, Mauern zu stürmen und Falken zu beizen, von Schiffen und fernen Völkern jenseits des Meeres. Denke jener Stunde, als wir, zu Jünglingen heranreifend, ihn baten, uns endlich mit dem Schwert zu umgürten und wie er die Hand auf dein Haupt legte und dazu sprach: „Das Schwert sollst Du haben, Andrea, trag' es immer treu für Antonio!“ An deinem Geburtstag war's, am 15. April, als der furchtbare Sturm die Wogen bis dort zu den Säulen hinanjagte! Vergaßest Du den Tag?“

„Ich erinnere mich dessen ganz wohl,“ erwiederte der Kanzler, „indessen was beweis't dies für Euch? Jeder, der damals jung war und heute noch lebt, weiß es, und Ihr konntet es leicht hören.“

„Und Du beweisest,“ rief Antonio, dessen Wangen der Zorn

röthete, — „daß Du mich verläugnest! Soll ich Dich daran erinnern, wie Du als Knabe in schlimmer Stunde leichtsinnig mit der Armbrust auf mich zieltest? Ich stand an einem Granatbaum, Du etwa dreißig bis vierzig Schritte von mir; abwehrend streckte ich Dir die Hand entgegen, dicht vor meine Brust; Du schrittest mir zu, straucheltest, die Armbrust verfing sich, und der Pfeil fuhr mir in die Hand. Kannst du's läugnen? Der Vater schwur im Zorn, als er's erfuhr, Du solltest nie mehr vor sein Angesicht treten. Ich bat für Dich, Du bliebst, und auch die Narbe blieb! Sieh, hier ist sie!“ Er öffnete die Hand und hielt sie ihm dicht vor die Augen.

Die allgemeine Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; Leonardo und Eugenio eilten zu dem Greise und faßten seine Hand, Roger erhob sich; unter den Baronen und im Volk erhoben sich Stimmen: „Kein Zweifel! Er ist's!“ Der Kanzler blieb ruhig, wie vorher und sprach mit fester Stimme: „Die Thatsache ist allen unsern Altersgenossen wohl im Andenken und das Zusammentreffen der Umstände allerdings so seltsam, daß es in der That einer genaueren Untersuchung verlohnte.“

In diesem Augenblick brach sich ein Mann aus dem Volk ungestüm durch die Menge Bahn, eilte die Bühne hinan und rief, mitten unter die Gruppen tretend: „Nicht länger schweig' ich mehr! Ihr sucht Antonio?! Hier steht er vor euch. Und hier ist auch die Narbe; erkennst Du sie, Andrea? Mich kannst du nicht verläugnen! Der Schaft der Armbrust war von Ebenholz und endete in einem goldnen Löwenkopf, der Pfeil war weiß und blau gefiedert; Du sprangst erschrocken herbei, schriest in

Verzweiflung: „San Pietro!“ Dann warfst Du dich jammernd über mich und faßtest meine blutende Hand, und hieltest sie fest in den deinigen. So führtest Du mich von dem Springbrunnen, in dessen Nähe dies alles geschah, durch den Garten in den Palast; der Sbirro, das schöne, weiß und braungefleckte Thier, lag an der Schwelle.“

Alle standen erstarrt, als der zweite Antonio diese genauere Schilderung im raschen Drange der Leidenschaft entwarf. „Heiliger Gott!“ rief der erste Antonio, „schütze mich vor Wahnsinn! Leb' ich doppelt? Ich sehe mich doppelt. Dies die Hand, dies die Narbe. Nein, es ist keine Täuschung. Hier seh' ich's ja .... Ihr Herren, gönnt mir nur ein Paar Sekunden! Dieser Traum muß enden. O barmherziger Gott, nur nicht wahnsinnig lasse mich werden!“

Leonardo und Beatrice eilten besorgt auf ihn zu, und in ihren Armen erholte er sich langsam wieder. „O, ich bin doch der rechte Antonio!“ sprach er leise und matt, indem er die Kinder fest an seine Brust drückte, — „ich habe euch! Das hab' ich vor Jenem voraus! Das kann kein Zweiter haben. Hier, hier ist die volle Wahrheit meines Seins, die mir für keine Krone und keine Fürstlichkeit feil ist!“

Roger befand sich, wie Jedermann außer ihm, in der äußersten Verlegenheit, und der Glaube an Antonio's Aechtheit schwankte in ihm wie in Vielen; selbst Eugenio blickte rathlos vor sich hin und dachte: „Entsetzlich, wenn dieser Zweite der Wahre wäre! Aber nein, nein! Ich will's, ich kann's noch nicht denken!“

Der Kanzler nahm mit derselben ehernen Ruhe, die er bisher

behauptet hatte, wieder das Wort: „Lasset uns bedächtig prüfen, ihr ehrwürdigen und edlen Herren, ihr freien Männer von Tarent! Zwei sehn wir vor uns mit gleichen Ansprüchen, nur daß der Erste viel betheuerte und der Zweite mehr Einzelheiten angab, die ich für wahr anerkennen muß, wenn ich nicht ein Lügner heißen soll. Sie sehn sich ähnlich, sie weisen beide die verhängnißvolle Narbe in der inneren Handfläche. Einer von beiden ist der ächte, der andere ein Betrüger, oder — — sind sie es beide?“

„Verlangt ihr noch mehr Beweise,“ fragte der zweite Antonio, rings um sich blickend; „ich bin bereit, sie zu geben.“ Der erste Antonio war in die Kniee gesunken und betete inbrünstig, das Haupt zu Boden gesenkt, so daß seine langen, schneeweißen Haare sein Antlitz umhüllten. Inzwischen war sein Sohn Leonardo, todtenblaß vor Grimm, mit funkelnden Blicken, in die Mitte getreten, an Eugenio's Seite, und rief jetzt, den Kanzler im Auge: „Betrüger! Ihr habt das Wort gesprochen, und Euch Aug' in Aug' wiederhol' ich's jetzt! Himmel und Erde! Betrüger! Betrüger! — — Ein Schwert! Ein Schwert! Eugenio, bei dem Rechte an Dich, das Du mir gabst, gib mir Dein Schwert! Laß mich für die Ehre meines Vaters kämpfen; es ist mehr als meine eigene, es ist die meiner Schwester! Dein Schwert!“ — Da sprang Lorenzo herbei, faßte kräftig Eugenio's Hand und rief ihm so laut zu, daß es ungeachtet des allgemeinen Tumults weit über die ganze Bühne hin scholl: „Das Schwert des Fürstensohns für den Sohn des Betrügers? Roger, siehst Du's nicht? Schweigst Du zu der Raserei? Bei meinem Wappen! Ein ächter Edelmann steht keinem Bettler Rede! Eine Krücke für ihn; so mag er sich

mit den Lahmen vor den Kirchenthüren schlagen! In's Spittel, in's Spittel! Zu den Leprosen mit dieser Familie! Welcher Edelmann entehrt sich so, daß er einen von den dreien berührt?"

„Ich!" rief Eugenio, — „hier mein Schwert, Leonardo! Hier, mein Dienstmann, mein Freund, mein Waffenbruder, ihr Herren! Sei er was immer für welcher Abkunft, ebenbürtig halt' und nenn' ich ihn."

„Wird der Frosch der Sonne ebenbürtig, wenn sie ihn in seinem Pfuhle bescheint?" fragte Lorenzo spottend; „ich halt' es mit der Sonne; wer hält's mit dem Pfuhl?"

„Lorenzo!" drohte Eugenio. Leonardo's Vater hatte sich erhoben und schritt auf den Nebenbuhler zu; Barone und Volk theilten sich in Parthien, immer lauter wurde das Gemurmel, immer finsterer wurden die Blicke, schon blitzte hie und da ein halb aus der Scheide gezogenes Schwert, als der alte Fürst und der Bischof dazwischen traten und Ruhe geboten. „Wehe dem," sprach Roger, „der das Schwert braucht! Gedenkt an die Heiligkeit des Reichstages! Bewaffnet kommt jeder freie Mann hierher, aber nur um zu zeigen, daß er ein freier ist, nicht um das Recht mit dem Schwert zu entscheiden."

„So ist's," bekräftigte der Kanzler, „so ist's nach uraltem Brauch und Herkommen, und die Hand, die heut' an diesem Orte das Schwert zücket, ist dem Henker verfallen." — Grollend stießen die Erbitterten die Schwerter in die Scheiden zurück, Leonardo ließ die krampfhaft gefalteten Hände sinken. „Weßhalb überhaupt ein Kampf," fuhr der Kanzler ruhig fort, „ein Kampf um eine

Sache, deren Entscheidung keines Gottesurtheils bedarf? Ein doppelter Antonio! Wer ist der rechte? Ich glaube: keiner! Und der zweite bewies nur die Wahrheit meiner Ansicht, daß es leicht ist, von Dingen zu reden, die Jedermann weiß. Weßhalb also dem Einen größeren Glauben beimessen als dem Andern? Etwa, weil der Eine zuerst kam? Ist dies sein Verdienst? Betrüger — ja ich wiederhol's hier laut — Betrüger sind sie beide, so lange der Eine oder Andere nicht bessere Beweise beibringt, die uns überzeugen! Laßt sie abtreten, mein Fürst, aus dieser edlen Versammlung, deren Rechtsgefühl sie schon allzulang mißbrauchten. Und wollt Ihr Eure Großmuth auch diesmal beweisen, nun denn, so gebt einem jeden den Preis, nach dem sie strebten, ein Geschenk, um nicht zu sagen: ein Almosen, weil sie denn doch nicht gewöhnliche Bettler sein wollten."

Roger, welcher während dieser Worte sinnend vor sich hingeblickt hatte, bedeutete ihm, sichtbar erheitert und innerlich beruhigt, zu schweigen, winkte dann dem ersten Antonio, und als dieser, die furchtbare Aufregung, welche ihn erfüllte, niederkämpfend, vor den Fürsten trat, sprach Roger zutraulich und wohlwollend zu ihm: „Seid nur getrost! Ich hab' Euch einmal liebgewonnen und will Euch nicht im Stiche lassen. Die Sache ist freilich verwickelter geworden, als wir beide gedacht hatten, und ich weiß jetzt in der That nicht, soll ich Euch oder den Andern für den ächten Antonio halten. Das ist auch ganz gleichgültig. Der Kanzler war von jeher ein kluger, treuer Mann, das müßt Ihr wissen. Laßt Euch also nichts anfechten. Ich kenn' ihn, er meint es immer besser, als er's sagt. Und überhaupt, wenn Ihr auch nicht Antonio

seid (was mir leid thäte), Ihr sollt in Tarent doch zu leben haben, das versprech' ich Euch. . ."

„Das will ich nicht," unterbrach ihn Antonio; „mein Recht haben und dann sterben."

„Recht! Recht!" erwiederte ihm Roger, — „ei nun ja, glaubt Ihr denn: ich wollte, daß es kein Recht in Tarent mehr geben solle? Aber unter uns (denn ich glaube: Ihr habt wirklich Recht) — Ihr dringt nicht durch; glaubt mir, ich kenne das. Ich will Euch und Eure Kinder an meinen Hof ziehen und Euch, weiß Gott, so hegen und pflegen, als wär't Ihr wirklich der ächte Antonio; ich kann nun einmal keinen Unglücklichen sehn. Aber . . ."

„Nein! Nimmermehr!" rief Antonio empört; — „ich will kein Bettelbrod essen, lieber will ich verhungern. O hört's, meine Kinder, o hört's, ihr Edlen und Prälaten, und hör' es Du, Volk von Tarent: Dein alter Fürst soll sich satt essen und satt trinken, nur soll er nie daran denken, nur soll er's nie sagen, daß er einst hier geherrscht hat, nur soll er sich zum Lügner bekennen! O Gott, o mein Gott! Wie der Heiland für dreißig Silberlinge verrathen ward, soll dein Fürst, o Tarent, für ein Stück Brot seine Kinder und Dich verrathen! Pfui! Bei Gott! Nehmt dies Haupt, aber tastet das Recht und tastet die Ehre nicht an!"

Eugenio hatte diese Worte vernommen und trat jetzt, seinen Freund Leonardo an der Hand führend, zu seinem Vater. „Vater," sprach er diesem in's Ohr und in's Herz, „dieser Mann ist beschimpft, denn sein Vater ist beschimpft, und er kann sich nicht rechtfertigen, weil ihn Niemand hier als Ritter anerkennt. Bei

aller deiner Liebe, mein Vater, beschwör' ich Dich: gib ihm die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, ihm, den ich in schöner Stunde meinen Freund nannte. Ein Wort, eine Berührung des Schwertes von deiner Hand, und er hat ein Schwert, er kann die Lüge in ihr Nichts zurückweisen, oder, wenn er ihr verfallen wäre, muß er in ihr untergehen."

„Was verlangst Du von mir, mein Sohn?" fragte der alte Fürst bestürzt. „Du drängst mich doch auch gar zu sehr. Da soll ich mich nun in aller Eile entscheiden . . ."

„Ehr' oder Schande steht auf dem Spiel und die Stunde wird zur Ewigkeit."

„Nun ja, — freilich, Eugenio! Ich glaub' es auch wohl, aber was wird Andrea sagen?"

„Vater, seid Ihr Fürst?"

„Ja, noch bin ich's! Du hast Recht. Ich bedarf keines Raths, keines Vormunds. Dieser Andrea ärgert mich ohnehin oft genug, so gut er's meint. Geschwind, eh' er etwas dazwischen spricht. Kniee nieder, Leonardo, . . . nicht wahr, so heißest Du? Ganz recht! So! . . . O Eugenio! Er scheint mir brav und gut; . . es thäte mir leid, wenn ihm Unglück ankäme . . ." Er gab ihm den Ritterschlag, worauf ihm Eugenio sein eigenes Schwert reichte, und sprach dann: „Steh auf, wehre Dich deines Rechts! Gott segne Dich!" Und nun blickte er ängstlich auf den Kanzler hinüber, der jetzt erst des Vorfalls inne ward, und rief ihm wie trotzig zu: „Immerhin Andrea, immerhin, es ist einmal geschehn!"

Leonardo aber trat jetzt vor Lorenzo mit den Worten: „Nun kann ich Euch Rechenschaft geben. Wann beliebt's Euch und wo?"

„Wann und wo Ihr wollt!“ erwiederte Lorenzo spöttisch.

„Hier zur Stelle?“

„Meinethalben!“

„Jetzt?“

„Mir recht!“

„So kommt!“

„Da bin ich!“

„Halt!“ rief Eugenio dazwischen, — „achtet den Gottesfrieden!“

„Ihr edle und ehrwürdige Herren, ihr freie Männer und gute Leute!“ begann jetzt der Kanzler mit erhobener Stimme, „weßhalb wollten wir tagen? — Um's Recht! Und was kam vor uns? Der Betrug! Ein doppelter Betrug, ein Gaukelspiel, wie es nicht erhört ist in diesen Landen. Sollen wir streng sein und die Schuldigen strafen, von denen der Eine den Andern entlarvt und vernichtet hat? O lasset uns viel lieber nach dem Beispiel Gottes und des edlen Fürsten, den uns Gott gegeben, Gnade für Recht ergehen und diese beiden Menschen in Frieden scheiden lassen, uneingedenk des Unfriedens, den sie über Tarent bringen wollten! Lasset uns lieber Gott danken, daß Er uns den geliebten Fürsten erhielt, den Er uns in guter Stunde gegeben. Lasset sie frei hingehen die Beiden, woher sie gekommen, und auf daß sie unser nicht spotten, so sollen sie, voll des Almosens, hinziehen, wie uns in der Schrift geboten ist, daß wir schenken sollen.

„Verflucht sei jedes Geschenk, das ich nehme,“ rief Antonio, — „mein Recht will ich, kein Almosen! O Gott, o Gott, auch diese Demüthigung legst Du noch auf mein Haupt, daß das Volk

seinem Fürsten ein Almosen bieten kann! Ein Almosen! Ein Almosen! O erhalte mir meinen Verstand, Herr Gott, . . . nein, nein, ich will ihn nicht behalten, erhalte nur meine Kinder!"

Bei diesem Ausruf sank er zusammen; ein dumpfer Schrei! er kam von Beatricen. Ein Blick Eugenio's hatte sie getroffen, ein Blick — nicht der Liebe, sondern des Mitleids, und Mitleid ist mehr, als ein Menschenherz ertragen kann. Er wollte nicht zweifeln, und dennoch schlich der Zweifel wie eine Schlange an ihm heran. Leonardo und Lorenzo maßen sich, der Eine drohend, der Andre lachend. Die Stimmung der Edlen, der Prälaten und des Volkes über die Aechtheit der beiden Antonio's war getheilt; die schroffe Partheiung für den Einen und den Andern war vorhanden; Roger spielte die schlimmste Rolle dabei, um ihn kümmerte sich eigentlich Niemand, soviel Mühe er sich auch gab, die widerstrebenden Meinungen zu vermitteln. Mit seiner ganzen Gutmüthigkeit befand er sich in der größten Verlegenheit, als der Kanzler, welcher dies bemerkte, in seinem Namen den Reichstag auflöste.

Bekümmert verließ Roger den Schauplatz dieser Verhandlungen und sprach zu dem Kanzler, der an seiner Seite schritt: „Andrea, Andrea! Ich fürchte, die Treue, die Du mir heut' gehalten, bringt Unheil. O wie viel Sorgen um einen Fürstenhut, der mich doch nur drückt!"

„Ich habe meine Pflicht gethan," erwiederte der Kanzler finster.

„Gott wende alles zum Besten!" sprach Roger seufzend, — „Andrea, der alte Mann jammert mich tief! Er hat Kinder und Du nanntest ihn einen Betrüger! Sag' mir's nun im Vertrauen,

hältst Du ihn wirklich für einen solchen? Bedenke: wir sind alle Menschen und Irren ist unser Erbtheil! Glaubst Du nicht eher: er hat sich vielleicht selbst getäuscht? Und kann's nicht Dinge geben, die um so wahrer, je weniger wahrscheinlich sie sind?"

Der Kanzler zuckte die Achseln. „Vor aller Welt Betrüger gescholten werden," fuhr Roger fort, „sich nicht einmal vertheidigen können, und es vielleicht doch nicht sein! Mir ist, als blickt' ich in einen Abgrund. Andrea, Du hättest nicht so hart sein sollen! Deine Treue für mich riß Dich hin. Beim Himmel, es ist nicht gut, daß es geschah."

„Es ist geschehen," sprach der Kanzler, — „also ist es gut."

Der alte Fürst aber trug den Stachel tief im Herzen; hätte er in Andrea's Seele blicken können! Wie rein, wie schuldlos war gegen diese die seinige. Mit tiefer Bekümmerniß dachte er auch seines Sohnes Eugenio, dessen schönste Hoffnung nun geknickt war. Er wandte sich von dem Kanzler ab, bestieg sein Roß und ritt, die Begleitung der Barone ablehnend, allein nach seinem Palaste zurück; Andrea schloß sich dem Gesandten von Salerno an, welcher, ohne jedoch seiner Gravität etwas zu vergeben, sein Schweigen brach, um mit ihm über die Vermählung Eugenio's mit der Prinzessin Rücksprache zu nehmen.

Der alte Burello, Leonardo und Beatrice beschäftigten sich in banger Sorge mit Antonio, welcher eine geraume Zeit wie regungslos am Boden lag. Als er die Augen wieder aufschloß und seine Kinder erblickte, zuckte er am ganzen Körper, und sprach leise, kaum hörbar, doch in einem Ton, der wie eine grollende Anklage des Himmels klang: — „Ein Betrüger! Ein Almosen!" Ein

dichter Kreis von Neugierigen hatte sich um die kleine Gruppe gebildet; Eugenio stand etwas entfernter, die Arme verkreuzt, das Haupt gesenkt, das Herz von Zweifeln zerrissen und doch sprach ihm eine innere Stimme: „Nein! Er ist kein Betrüger!“ Unwillkührlich blickte er hin und erschrak, als er das todtenblasse Antlitz Antonio's gewahrte, welcher sich eben emporrichtete, um den Platz zu verlassen, jedoch alsobald wieder zu Boden sank. Ein heftiger Fieberfrost schüttelte den unglücklichen Greis; die Kinder umschlangen ihn, Burello hüllte ihn vorsichtig in seinen Mantel. Rasch entbot Eugenio Leute, eine Bahre herbeizuschaffen, und legte sorglich selbst Hand an, um den Greis bequem darauf zu betten. Ehrfurchtsvoll öffneten die Umstehenden den Kreis, den sie um die Gruppe geschlossen hatten, und Antonio wurde nun nach Burello's Hause gebracht; das Fieber war eine Wohlthat für ihn, denn es nahm ihm das Bewußtsein. Eugenio schritt hinter der Bahre, als folgte er einer Leiche als Leidtragender, und stärker als je wurde sein Glaube an Antonio's Schuldlosigkeit. Plötzlich durchzuckte ihn eine Erinnerung und nun glaubte er mit einem Male völlig klar zu sehen. Er eilte zu seinem Vater; von einem unerklärlichen Bangen getrieben, wollte er ihn bestimmen, noch zur Stunde Aufklärung zu schaffen. Doch vergeblich verlangte er Zutritt, Roger hatte sich eingeschlossen und kniete im Orator im heißen Gebet zu Gott. Eugenio's Bangen nahm immer mehr zu, und er eilte zu dem Kanzler. Auch dieser war nicht zu sprechen; er war mit dem Gesandten aus Tarent fortgeritten.

Nacht; tiefe Stille! Beatrice und Leonardo saßen am Krankenlager ihres Vaters, Burello zu dessen Füßen; wie Antonio das Bewußtsein, so schien Burello die Sprache verloren zu haben, seit alle seine Warnungen unbeachtet blieben. Seine Seele war dunkel wie die Nacht und ein Grab; hatte er längst vom Leben nichts mehr gehofft, so erwartete er jetzt in starrer Hingebung das Unvermeidliche. Bruder und Schwester hatten sich die Hände gereicht und blickten sich in die Augen, kummervoll, aber ungebeugt durch das Unglück, denn sie waren schuldlos und des Vaters Wort galt ihnen als heilige Wahrheit; Leonardo's Herz pochte vor Ungeduld mächtig; er konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem er des Vaters Ehre an Lorenzo rächen wollte. Endlich konnte Beatrice dem Schlummer nicht widerstehen, und ihr müdes Haupt sank neben dem des Vaters auf das harte Kissen. Da zog Leonardo leise seine Hand aus der ihrigen und betrachtete sie noch einmal mit wehmüthiger Freude. „O Gott!“ betete er, „schütze und bewahre sie!“ Dann empfahl er dem alten Burello, den Vater treu zu pflegen; der Greis nickte mit dem Haupt, und wies dem Jüngling, als ihm dieser sagte: „Auf Wiedersehn in kurzer Frist!“ mit der Hand gen Himmel. Leonardo verstand diese Bewegung, doch sein frischer Lebensmuth glaubte an die Unglücksprophezeihung nicht. Das Schwert im Arm sprach er scheidend zu Burello: „Es ist ein Gottesurtheil! Der höchste Richter wird mich nicht zu Schanden werden lassen. Es ist Sohnespflicht, und ist sie gethan und der Vater genesen, so verlassen wir diesen unheilvollen Boden Tarents. Die Welt ist weit, meine Hoffnung jung und mein Arm stark. Lebewohl auf Wiedersehn!“ Der Alte konnte nicht weinen,

von einer unsäglichen Angst überwältigt, umfaßte er den Jüngling und sprach wieder: „O bleibt! bleibt!“ Lächelnd machte sich Leonardo von ihm los und verließ leise, aber rasch das Haus. Verzweiflungsvoll ließ Burello die Arme sinken und so saß er wie ein Leichenwächter in der stillen Kammer, auf die Lampe hinstarrend, deren Flamme im Zugwinde flackerte.

Es währte nicht lange, als sich draußen Fußtritte wie von Eilenden vernehmen ließen; Burello blieb unbeweglich, Beatrice erwachte und erschrak, als sie den Bruder vermißte. Bevor sie jedoch nach ihm fragen konnte, stürzte ein Mann in der heftigsten Aufregung in die Kammer. Burello sprang auf, faßte den Eindringling mit Riesenkraft, blickte ihm in's Auge und die Faust zuckte ihm, ihn zu erwürgen. „Antonio! Antonio!“ rief der Fremde noch in Burello's Gewalt, „wach auf, Antonio. Es gilt Deine Kinder!“ Da erwachte Antonio, und wie ein wunderbarer Talisman hatte dieser Zuruf die Kraft des Fiebers gebrochen. Er erblickte den Fremden, der sich vor dem Bette auf die Kniee hinwarf, und, wie von Sinnen, immerfort schrie: „Wach' auf, Antonio, und schliesst Du den ewigen Schlaf, wach' auf!“ Es war der zweite Antonio, das Haar gesträubt, die Augen funkelnd wie in Raserei, grausenerregend der Ausdruck der verzerrten Züge. Eugenio stand, unbeachtet von allen, vor der Schwelle; er war dem Manne gefolgt, als er diesen mit der Hast eines gejagten, flüchtigen Mörders durch die Straßen eilen gesehn.

„Tödte mich! tödte mich!“ rief der zweite Antonio dem ersten zu, flehend und verzweifelnd, „tödte mich, so bin ich gerettet! Glut in allen Adern, Dolche im Herzen, und hier, hier . . .“

er schlug die Hand wider die Stirne, „hier die Schlange, zusammengeringelt, ein lebendiges Diadem, ein Ring, der immer enger und enger wird! O aus Barmherzigkeit, tödte mich, ehe sie Deine Kinder tödten!“

„Barmherziger Gott!“ schrie der Vater, „Beatrice!“ er schlang den Arm um sie, — „Leonardo? Leonardo!“

„Ich habe falsches Zeugniß gegeben! Hier der Blutlohn . . .“ er warf einen vollen Beutel auf das Lager, — „er brennt in meiner Hand, wie diese Narbe!“ Er starrte sie lange an und lachte dann furchtbar.“

Burello ließ ihn jetzt los, und wollte hinauseilen. „Bleib!“ rief der zweite Antonio! Hier ist ein Gericht, Du einer der Richter. Du mußt meine Schuld hören! Brecht mir den Stab, den Bettelstab! . . Heil Dir Antonio, Fürst von Tarent. So huldigt Dir ein Unterthan, der alte Cola; Du kanntest den Fischer, ich bin's, sieh mich an! Ich that einen guten Fang, — Gold, Verrath und Verdammniß. So wahr ich verdammt bin, so wahr bist Du der ächte Antonio, Du bist's, so wahr diese That in mir brennt, so wahr es keine Gnade mehr für mich gibt weder auf Erden noch im Himmel.“

„Cola!“ rief der ächte Antonio, „der arme Cola vom Vorgebirg. Du verschwandst eines Tages, Du galtst für ertrunken.“

„Ich war mit Piraten hinaus in die offene See. Ein lustig Leben, o Fürst! Von Insel zu Insel, rasch wie der böse Feind, auf und davon mit Schätzen und Frauen! Ich sah Dich in Byzanz; hoch zu Roß an der Spitze des Heers. Da unter dem Portal des Palastes steht Deine fürstliche Hausfrau, die Dich erwartet; acht

Marmorsäulen, nicht wahr? Ein prächtig Siegesmahl bei offnen Thüren, alles Volk strömt ab und zu. Wein für alle! Ich trinke Dein Wohl in Chier. Du kennst mich nicht mehr. Frisch wieder an Bord, es gilt die Kirche auf Ithaka. Gefangen, gebunden, entflohn, wieder heim in Tarent. O auch dem Bettler ist die Heimath schön."

Länger vermochte Eugenio nicht ein stummer, unbeachteter Zeuge zu bleiben: „Heil Dir Antonio, Fürst von Tarent!" rief er, in die Kammer eilend und vor Antonio auf die Kniee sinkend; „Gott sei gepriesen in Ewigkeit! Du sprachst die Wahrheit und Deine Ehre ist rein!"

Cola stand auf, maß den knieenden Eugenio und sprach in einem Tone, der Allen in Mark und Bein drang: „Fürstensohn, weißt Du, was Gewissen ist? Als Kind hab' ich davon geträumt! Ein kleines Ding, fast zu klein für die Großen, — ein Sandkorn, wir merken 's nicht, als bis es uns im Auge sitzt, da preßt es uns Thränen aus, wird immer größer, immer heißer, wie ein glühender Stift, und die Sehkraft ist hin. Ein Buch, groß wie der Himmel mit Millionen Sternen, aus jedem schimmert der blutrothe Verrath; — ein Meer, unergründlich und doch nicht tief genug, eine einzige That zu bedecken."

Erstarrt von Grauen blickten alle den alten Piraten an, der seine auffallende Aehnlichkeit mit Antonio als ein Mittel verkauft hatte, wodurch dieser öffentlich als Betrüger gebrandmarkt werden sollte und den nun die furchtbare Macht des Gewissens zur Verzweiflung, zum Wahnsinn, zur Entdeckung des Bubenstückes gebracht hatte. Jetzt war es Eugenio klar, was er nach Auflösung

des Reichstags geahnt, — nämlich, daß es dieser gewesen, den er nach Mitternacht des Kanzlers Haus verlassen gesehn, den er damals für Antonio selbst gehalten. Cola starrte unverwandt seine Hand an, und flehte endlich in heißer Angst zu Antonio: „O Fürst, Du allein vermagst es. Was keines Arztes Kunst heilen kann, das zu heilen ist euch Fürsten gegeben, ihr heilt mit einem Hauch, mit einem Wort. O vertilge mir dies Brandmal und dann gib mir den Tod! Ich bitte Dich um der Wundenmale Christi willen: erlöse mich vom bösen Feinde. Du weißt's: wer mit ihm einen Pakt schließt, dem drückt er sein Stigma ein, und deckt es mit rothem Gold zu, mit allen Schätzen der Erd' und des Meeres! Siehst Du: So faßte er diese meine Hand schmeichelnd; „diese Hand," sprach er, „macht Dich reich, Cola. Ich will sie zur Fürstenhand salben, wenn Du mir Deine Seele hingibst. Zwei kreuzweise Striche mit dieser kostbaren Salbe, so heißest Du Antonio, es ist Deine Unterschrift!" Es ist geschehn. Es war schnell vernarbt. — O wer rechnet die Ewigkeit aus! Kein Schlafen und kein Ewachen, kein Morgen noch Abend, nur Millionen Augen, die sich nie schließen und die all die Schande gesehn, wie sie gezeugt nud geboren ward. In einem stattlichen Schloß, auf einem weichen Lotterbett, bei Chier und Gottesthränen, Piratenlieder draußen und der Meerfrauen Gesang, und drinnen würziger Duft, aber keine Luft. Hier stehe ich. Hier Du, in allen Deinen Ehren, in deinem langen, kostbaren Gewand, mit Deinem Silberhaar. „Meinen Lohn!" — „Hier!" — Das klirrt, das rollt! sprühende Funken wie vom Brand der Kirche in Ithaka! „Halt, Freund!" — „Was sonst!" — „Unser Werk ist nur halb gethan; eine

Wunde, die vernarbt! Der Zweck ist verfehlt. Eine Parthei wird's dennoch glauben, daß Antonio der ächte Fürst ist." Was weiß ich? Diese Staatskunst ist fein, wie eine Pfeilspitze und bringt in Herz und Hand. Ich will nicht drauf hören, bindet mich an den Mast, verstopft mir die Ohren! Immer wieder? O Herr, was können die Kinder dafür?" — „Eben die gilt's, ohne sie ist er nichts . . ."

„Leonardo!" schrie Antonio, „wo ist er? Gerechter Gott! Ich sah's und hört' es ja!"

„Leonardo!" rief Beatrice, — „in seinem Arme schlief ich ein. Burello, bei allen Heiligen . . ."

„Ich zweifle nicht," sprach Eugenio, — „daß er den frechen Lorenzo aufsuchte, um die Ehre des Vaters zu rächen. Auf! auf! Ihm nach! Vertheilen wir uns auf allen Wegen, ihn zu finden und den Zweikampf zu verhindern. Doch nein! Bleibt, Antonio, Ihr seid zu schwach, — o Beatrice, pflege den Vater! Bleib, alter Mann! Mir allein kommt es zu. Ich bin sein Freund, sein Waffenbruder, ich habe für ihn einzusteh'n."

„Ich weiche nicht," rief Cola, „bis du mich erlösest; an deine Seele klammre ich mich an, o Fürst von Tarent! Erbarmen! Erbarmen!"

Eugenio stieß ihn empört zurück, Antonio aber neigte sich mild zu ihm nieder, legte ihm die Hand auf's Haupt und sprach: „Du hast mir schlimmes Weh angethan, aber schlimmeres erlebt' ich schon. So wahr mir Gott helfe: ich verzeihe Dir!" Cola kniete wie ein Kind beim ersten Abendmahl, seufzte schwer auf, und war wie im Traume. Er konnte von allem dem, was um

ihn her vor ging, nichts fassen. Schwindelnd hielt er sich an die Bettpfosten, rieb sich dann die Augen und starrte lang auf die kahle weiße Wand. Endlich rief er bebend: „Blut! Ein frischer Quell aus der Felswand. Ich kenne das. Er erquickte mich oft. Antonio, Du bist Fürst, aber ein schlechter Arzt, du kannst mir nicht helfen. Mein Übel steckt tiefer; ich muß Blut lassen oder vergießen. Auf! mit Dir, Fürstensohn! Laß uns den Weg suchen; dazu paff' ich recht. Ich habe so einen Instinkt, . . . fort! Pfui über deinen Segen, Antonio, er brennt! Rufe dein Weib aus dem Grabe . . ."

„Den Engel vom Himmel herab!" sprach Antonio in tiefster Wehmuth. Eugenio drängte zur Eile und stand schon auf der Schwelle, als ihn Cola, wahnsinnig lachend, mit der Frage festhielt: „Willst du über die Leiche schreiten? Sieh, da liegt sie ja!" Und an allen Gliedern zitternd fuhr er leise fort: „Es ist eine Sünde, über Leichen zu schreiten. Wir versperren der armen Seele den Weg zum Himmel, und sie klagen uns dann an." Eugenio ergriff die Lampe, leuchtete hinaus und sprach: „Die Schwelle ist frei!" Cola ließ sich nicht begütigen. „Ich sehe sie ja!" rief er, „oder seh' ich nicht? Das ist Antonio, das bin ich, das ist der böse Feind; was wollt ihr mehr?" Eugenio eilte mit gezücktem Schwerte in die Nacht hinaus. Beatrice und Burello blieben bei Antonio, welcher zwar fieberfrei, aber zu kraftlos war, um dem Jüngling zu folgen, wie er's beabsichtigte und wünschte. In furchtbarer Spannung zählte er die Sekunden, während sich Cola auf die Schwelle setzte und zu ihm und Beatrice sprach: „Ich muß euch eine Geschichte erzäh-

len, die sich vor langen, langen Jahren begeben hat. Ich weiß nicht mehr, ob sie uns begegnet ist, ich glaube aber: einem Maikäfer; die Sonne hat's gesehen, die alles an den Tag bringt; es war nämlich damals für alles in der Welt keine Sardelle zu fangen. Wir mochten so weit hinausfahren, als wir wollten, und noch so viele Netze auswerfen, und Fischerlieder singen, und die Madonna anrufen: „**Ave maris stella**," — der Wassermann hielt Hochzeit und die weißen Möven sangen das Brautlied. Wir Piraten schlugen den Takt mit den Rudern, daß es eine Lust war, — weg, du blasse Nonne! Was geht mich dein heiliger Spiridion an? Seht, da standen wir, so — just so, — hier die Küste, nein da, — und hier . . . nein, nein, ganz recht, es war doch da . . . da war's dicht vor uns, als schwimme eine Rose auf der See, und die Kameraden riefen vergnügt: „Land!" Ich aber sage: „Blut!" und es war auch ein Blutfleck auf der See. Und seht: nun entfaltet sich die Rose, die Blätter werden immer größer, ein prächtiger, wundervoller Kelch und aus ihm wächst ein schneeweißes Angesicht heraus, jung und schön, mit langen feuchten Haaren. „Was willst du denn?" ruf' ich ihm zu, — und zu den Kameraden: „Weg mit den Harpunen! Seht ihr nicht, daß es ein Mensch ist?" Die Lippen öffnen sich zum Sprechen, und alle Andern hören nichts; ich aber hör's ganz deutlich, wie sie leise, ganz leise sagen: „Ich bin todt; verrath' es nicht!" Ich will's nicht verrathen bis zum jüngsten Tag. Das sind meine Geheimnisse, Antonio! Gott bewahr' uns vor andern. „Fürchte Gott," sagte der alte Pfarrer zu mir, als ich zum ersten Mal beichtete, und ich ging hin, warf das Netz

aus, und fing eine verwundete blutende Hand; ich weiß noch heute nicht, was das zu bedeuten hat. Es soll Glück bedeuten, sagte mir meine Großmutter. Es ist eine eigene Sache mit dem Blut! Wem von Hochzeit träumt, der stirbt; wem von Leichen träumt, der lebt lange, und wem von Blut träumt, der gewinnt Gold. Helf' uns Gott vor der ewigen Verdammniß! — Heil Antonio, Fürst von Tarent!" rief der wahnsinnige Cola jetzt plötzlich, „Heil ihm in's siebente Glied! Heil ihm! Heil!" Er rief's so helllaut jauchzend, daß Antonio selbst vor Grausen erbebte. Burello hatte gehorcht; — Schritte in der Nähe. „Leonardo, Eugenio!" sprach Beatrice hochaufathmend; — „sie sind's!" Und: „Gelobt sei Gott!" fügte Antonio beklommen dazu; die Freude erstickte ihm fast jeden Ton der Stimme.

Leonardo, Eugenio, — sie waren's; — Eugenio lebend, Leonardo todt! Zwei Männer trugen die Leiche, neben welcher Eugenio herschritt, an die Schwelle, und setzten sie dort nieder.

Lorenzo hatte den Reichstag in der aufgeregtesten Stimmung verlassen; sein ganzes Wesen war in Zwiespalt, seit sein Freund für ihn erkaltet war. Auch wider Eugenio's Willen und ihm zur Unlust hatte er für ihn zu handeln gewähnt; er hatte ihn wie einen Kranken und sich selbst wie einen Arzt betrachtet, der auch Gift als Heilmittel anwenden darf, und nun da er sah, daß Gift als Gift, nicht als Heilmittel wirkte, daß er den Freund unwiederbringlich verloren, haßte er sich selbst, und sein Leben schien ihm bedeutungs- und zwecklos; der heitre Himmel ärgerte ihn, der Vogel auf dem

Zweig, der Wellenschlag des Meeres. Er wollte sich zerstreuen, wenigstens betäuben, und suchte die lustigsten Edelleute seiner Bekanntschaft auf, bei Würfelspiel und Becherklang, und spornte seinen verdrossenen Humor wie einen widerspenstigen Hengst. So saß er im Kreise der zechenden Freunde, im hellerleuchteten Saal, und leerte manchen Becher. Die Stirn glühte ihm, aber den Feind im Herzen vermochte er nicht zu betäuben. Wild lachend schüttelte er die Würfel, ließ sie rollen, und rief dazu: „Springt wie Schalksnarren am jüngsten Tage. Es wird eine feine Gesellschaft sein, und ich wollte: es wäre so weit.“ — „Sechs!“ — „Vier!“ — Was ist das!“ Er sprang auf, todtenblaß, und bebend vor Grausen, stampfte aber trotzig mit dem Fuß, legte die Hand auf's Schwert und rief: „Hebe zehnmal die Hand auf. Ich bleibe dabei: du bist ein Betrüger, Bettelprinz! Bei Gott, ich führ' es durch!“ Dann lachte er wieder, so laut, daß es wiederhallte, faßte die Würfel und leerte einen frischgefüllten Becher. „Warum lacht ihr denn nicht mit?“ fragte er die Tischgenossen; „die Welt ist toll geworden, es geht nichts mehr im alten Gleise, Höflinge reden die Wahrheit und werden grob, die Lebendigen gehen als Geister umher, um uns zum Kinderspott zu machen, und Leute, die einfach schon zu viel sind, werden gar noch doppelt. Zum Henker mit diesen Phantastereien. Tugend wird nach der Elle verkauft, die Empfindsamkeit mißt sie ab, und die Ehre schneidert Hosen und Wamms d'raus zurecht, gut gegen den Nachtfrost; aber sie sind zu knapp, und wenn man die Arme und Beine ein bischen d'rin bewegt, platzt es an allen Orten. Es ist ein schwerer Stoff in der Luft, der uns taumeln macht, und

sollen wir's denn einmal, nun gut, so verdank' ichs lieber dem Wein. Heda, noch einen Becher! wer versteht sich auf Zauberkünste, um Geheimnisse an den Tag zu bringen?"

„Ich!" sprach Leonardo, der, das Schwert im Arme, auf der Schwelle des Saales stand.

„Willkommen, neugeschaffener Ritter!" spottete Lorenzo, „was steht Euch zu Diensten? Wollt Ihr würfeln, und, was gilt's? um Euer künftiges Reich?"

„Um die Ehre meines Vaters!" erwiederte Leonardo, „Leben um Leben!"

„Geht heim!" rief Lorenzo unterm Gelächter der Edelleute, „hütet die Tugend Eurer Schwester; das ist klüger! Ihr dauert mich in der That; Ihr seid noch jung und könnt in der Welt Euer Glück machen, und seht: Degenspitzen sind gefährlicher als Nadelspitzen, und Ihr könntet ebenso leicht wie den Ritterschlag auf den Rücken einen Aderlaß im Herzen bekommen."

„Ihr wollt also nicht mit mir fechten?"

„Ein andermal, süßer Junge! Du siehst: ich bin jetzt beschäftigt, ich studire Wahrheit nach dem berühmten alten Prinzip: „In vino veritas!"

Nicht länger vermochte sich Leonardo zurückzuhalten; „ich dachte," rief er mit von Zorn bebender Stimme, „einen Edelmann in Euch zu finden; aber in der That: mich dünkt, diese Verachtung, die Ihr mir entgegenhaltet, ist ein Schild, hinter dem sich nur Eure Feigheit verbirgt, und Ihr könnt besser mit der Zunge als mit dem Schwert umgehen!"

„Ihr seid Zeugen!" sprach Lorenzo lächelnd zu seinen Tisch-

genossen; „ich will zur Vorsorge reumüthig mein Testament machen. Meinen Leib der Erde, meinen Zorn dem Meer, meine Treue dem Feuer und meine Narrheit der Luft; so sind die Würmer befriedigt, so werden mich die Strauder segnen, die Treue ist ohnehin nichts werth, d'rum ist's am besten, man wirft sie in's Feuer, wie den Diamant, und was die Narrheit betrifft, so sorg' ich für alle Ueberlebenden. Und nun, junger Herr, bin ich zu Euren Diensten, aber wenn es Euch gefällig wäre, so machen wir die Sache unten im Garten ab; es stirbt sich da kühler."

Sie begaben sich in den Garten. „Auf Leben und Tod?" fragte Lorenzo nochmal spottend.

„Ein Gottesurtheil sei's" erwiederte Leonardo.

„Gut!" rief Lorenzo lachend: „Lieber Gott! In was für Angelegenheiten wir dich hineinmengen! Also ihr Herrn, merkt auf: wer siegt, hat Recht, wer fällt, hat gelogen!"

Ein kurzer Kampf; Leonardo drang wuthentbrannt auf den Gegner ein und gab sich dabei eine Blöße, die dieser rasch benutzte, indem er des Jünglings Herz sicher traf und durchbohrte. Zu Boden sinkend stammelte Leonardo mit der letzten Lebenskraft: „So wahr ein Gott lebt: mein Vater ist doch der Fürst von Tarent!"

„Ich glaub' es fast selbst!" sprach Lorenzo dumpf in sich hinein, indem er den Sterbenden anstarrte. „Du hättest länger leben sollen! Um Dich mußt' ich den Freund verlieren! Und jetzt! Trösten wir uns mit dem allgemeinen Narrentrost: „Es mußte so kommen!" Wozu haben wir eigentlich unsern freien

Willen auf Erden? Um Trauben zu pflücken oder uns selber keltern zu lassen?"

„Leonardo! Leonardo!" scholl jetzt Eugenio's Stimme, und schon stand er mit gezogenem Schwert da, um den Freund zu decken, zu retten. Lorenzo wies auf die Leiche und sprach, die Zeugen entbietend: „Ein Gottesurtheil! Nicht wahr?"

„Ein Gottesurtheil!" rief Eugenio im rasenden Grimm und stieß ihm das Schwert in die Brust.

„Du!" stammelte Lorenzo schmerzlich, und sein Auge brach, noch auf Eugenio gerichtet.

„Noch bin ich Fürst von Tarent! sprach Roger in der heftigsten Aufwallung zu dem Kanzler Andrea; „du sahst mich oft genug nachgiebig, ach und ich lud eine fürchterliche Verantwortlichkeit auf mich, als ich jüngst Deinem schlimmen Rath folgte. Bei Gott: wüßt' ich nicht, daß ihn die lauterste Treue für mich ihn Dir eingegeben, Du sähest heut mein Angesicht nicht mehr. Weh uns, daß es unschuldigen Blutes bedurfte, damit ich mich endlich ermannte. Ich will diese Vormundschaft nicht länger ertragen, nein, nein, ich werd' es nicht."

„Ich hätte es wissen sollen" murmelte der Kanzler in den Bart, „das ist der Lohn für treue Dienste."

„Was sagst Du? Ich undankbar? Du selbst warst es, ja, ja, Andrea, Du nicht gegen mich, sondern gegen Deinen ersten Herrn, gegen Deinen Jugendfreund, und dieß ist schlimmer, als wärst Du's gegen mich. Seit ich die volle Wahrheit weiß . . ."

„Aus dem Munde eines Wahnsinnigen!“ unterbrach ihn Andrea, — „ein gültiger Zeuge wider einen unbescholtenen Mann, dieser bußfertige Pirat! Wahnsinn zeugt wider Vernunft, und in Tarent kann solches Zeugniß Glauben finden!“

„O hätte hier nie ein anderes, nie ein falsches, Glauben gefunden! Ich bitte Dich, Andrea, reize mich nicht. Die Erkenntniß meiner Schwäche reizt mich ohnehin genug. Alles hat sein Maaß. Ich will nichts weiter hören, Andrea, nichts weiter! Heiliger Gott, wir haben mehr gut zu machen, als wir gut machen können; aber was wir können, müssen wir auch thun, und zwar ganz. Kein Wort, Andrea, keinen Widerspruch! Ich zähle auf Dich, daß Du Deine Pflicht thust und meinen Willen vollstreckest. Ich lege die Krone zu Eugenio's Gunsten nieder, und Beatrice wird dessen Gemahlin, Antonio's Recht feierlich anerkannt. —“

„Und Salerno?“ fragte der Kanzler.

„Es ist Deine Sache, diese Angelegenheit auf eine geschickte Weise zu ordnen.“

„Und Euer Fürstenwort?“

„Ich nehme es zurück.“

„Und Eure Fürstenehre? Verzeiht, es ist nicht meine Schuld, daß Beides, Wort und Ehre, so eng verwachsen; bricht man das Eine, so geht das Andre in Stücke.“

„Ich weiß, ich weiß; Du brauchst mich nicht weitläufig zu belehren. Ich will nichts weiter hören, es sind Scheingründe, Trugschlüsse. Seht! Seht! Noch immer Widerspruch und Besserwissenwollen noch, kurz bevor ich abdanke! Bin ich der Sklave von euch?“

„Ich bin eben so wenig der Eurige!“ erwiederte der Kanzler stolz und ernst; „nehmt Euer Siegel zurück! Um wider meine Ueberzeugung zu handeln, bin ich zu alt. Straft mich um das, was ich gethan; ich duld' es willig, obwohl nicht Ihr, sondern ein Höherer hier gerichtet. Was ich gethan, that ich aus meiner Ueberzeugung für das Wohl des Reichs, und wo dies auf dem Spiel steht, muß der Einzelne fallen, wenn er nicht groß genug denkt, seinen Eigennutz dem allgemeinen Besten zu opfern. Ich sah im Gefolg dieser neuen seltsamen Umwandlung nichts als Zerrüttung und Wirrsal; ich seh es noch voraus. Glaubt mir; es ist schlimm, wenn Fürsten selbst den Dämon des Wechsels beschwören. In solchen Fällen, wo Alles auf dem Spiele steht, ist Alles erlaubt, was als Mittel dienen kann, um die Gefahr abzuwenden, und was der Mitlebende verdammt, segnet der Enkel als Wohlthat.“

„Unrecht wird nie zum Recht,“ versetzte der alte Fürst, „nie, nie! Glaubst Du, ich fühlte nicht, wie mir die Verhältnisse immer höher, immer furchtbarer heranwachsen, wie sie mir gleich gewaltigen Wogen über dem Haupte zusammenschlagen? So rächt sich Schwäche; ich erkenn' es, wenn auch leider zu spät. Ich habe nur noch Zeit genug, um mit Ehren von dieser Bühne abzutreten; ein Jüngerer mit voller Kraft des Geistes und des Herzens, der Gerechtigkeit und der Milde, muß für mich einstehen. Sag' selbst Andrea, ist es nicht eine Lust, meinen Eugenio anzusehen, und ist's nicht ein Fingerzeig des Himmels, daß sein Herz an Beatrice hängt? Komm, Andrea, wenn ich an meinen Sohn denke, bin ich so voll der lautersten Freude, daß ich kein finsteres Gesicht sehen mag, und aller Groll ist vergessen. Deine Hand,

Andrea, o lebte nur Lenardo noch! . . . Du mußt mir diesmal schon nachgeben."

„Das werde ich nicht!" betheuerte der Kanzler; „nehmt Euer Siegel zurück und entlasst mich in Gnaden oder Ungnaden; — ich kann nicht anders."

„So fahre hin, alter Trotzkopf!" rief Roger erzürnt, „ich halte Dich nicht. Was ich beschloß, soll dießmal geschehen. Berufe den Reichstag, das sei Dein letztes Werk. — Sieh da, mein Sohn! Willkommen!" Langsam und ernst trat Eugenio, in Trauer um den Freund, zu dem Vater und sprach: „Ihr habt mich rufen lassen; was befehlt Ihr?"

Mit einem Seitenblick auf den Kanzler, der finster vor sich hinstarrte, erwiederte der alte Fürst: „Mein Sohn, die Zeit drängt; es will Abend werden! . . . O sei mir nicht traurig, Eugenio! Ich weiß, was Du verlorst, ich fühl's vollkommen mit Dir, und Du hast's gerächt!"

„Und wie!" sprach Eugenio bitter, — „Lorenzo schlug meinen Freund im Zweikampf, und ich durchbohrte meinen Freund im Mord. Nichts davon, Vater! die Luft hier ist schwül, als wolle sie neuen Mord ausbrüten."

„Ihr meint mich!" bemerkte der Kanzler trotzig, indem er näher trat; — „ich kenne das und bin auf noch mehr gefaßt." Eugenio's Hand zuckte nach dem Schwerte, erschrocken faßte ihn Roger und winkte dem Kanzler sich zu entfernen. Dieser aber sprach: „Weßhalb? schon bin ich nicht Kanzler mehr, und dieser ist noch nicht Fürst! Edelmann gegen Edelmann!"

„Laßt, Laßt!“ rief Roger ängstlich, was soll mir das? Hier im Palast? Bei meinem Zorn! Ruhe, sag' ich euch. Geh Andrea, thu' mirs zu Liebe; ehre seinen Schmerz, und Du, mein Eugenio, bedenke: wenn er schlimm gehandelt, so wars nur, weil er geirrt, und wenn er geirrt, so geschah's aus Treue für Dich und für mich. Bedenke: es ist leider geschehen und wir können's nicht mehr ändern; aber ich will Alles thun, was ich vermag. Oeffentlich und feierlich erkenne ich Antonio's Recht an, seine Tochter ist Deine Braut und hier setze ich die Krone auf Dein Haupt.“

„Ich danke, Vater,“ sprach Eugenio leise, fast tonlos; „es macht die Todten nicht lebendig.“

„Recht so!“ rief Roger, der ihn begütigen wollte, „recht so, Eugenio! dieser Schmerz steht Dir schön. O Gott, wer auf Erden soll den vollen Werth eines Freundes schätzen, wenn's ein Fürst nicht thut, der so selten einen wahren, ächten Freund von Gott zugetheilt erhält! Aber Du darfst Dich diesem Schmerz nicht völlig hingeben. Was wäre mir das für ein Bräutigamsgesicht!“ — Dann zu Andrea sich wendend fuhr er (so schonend, als es ihm möglich war, und doch so tief verletzend ohne daß er's wollte) fort: „Andrea, ich glaube wohl zu fassen, was ihn bewegt. Dein Anblick!“

„Ich verstehe,“ erwiederte der Kanzler, sich tief verneigend, doch mehr im Spott als aus Ehrerbietung, — „ein Schattenspiel, mein Fürst! Ihr verrückt das Licht und der scharfe deutliche Schatten verrinnt in's große Dunkel.“ Er verneigte sich nochmal, noch tiefer, und ging. Roger athmete leichter auf, als An-

drea fort und flüsterte seinem Sohne, der ihm um den Hals fiel, leise, ängstlich, als fürchte er belauscht zu werden, und doch seelenfroh, zu: „So nun sind wir ungestört, nun können wir thun und lassen, was wir wollen, was uns das Herz eingibt. Nun, eigentlich hab' ich ja, wie Du weißt, schon Alles beschlossen; — es bleibt dabei! — Wir hätten den alten Mann freilich nicht so in Zorn, nicht so gekränkt weggehen lassen sollen. Wir müssen's auch wieder gut machen, sobald wir können. Er hängt doch treu an mir. Du mußt mir's wahrhaftig zu lieb thun, und ihn nicht unfreundlich behandeln. Gewiß! Du solltest ihn nichts entgelten lassen. — Aber jetzt raffe Dich doch auch endlich empor! Es thut mir in der Seele weh, Dich so traurig zu sehn! Sei ein Mann, Eugenio! ein ernstes Amt harret Deiner!"

„Ja Du hast Recht!" versetzte Eugenio, — „aber, was kann ich dafür, daß ich ihn immer vor mir sehe? Eine gebrochene Blüte, die so reiche Frucht versprach, so herrlich, so mild. Friede mit ihm! Du hast Recht, Vater! Ein ernstes Amt! Und bin ich stark genug, mich ihm zu unterziehen?"

„Du bist's! Du kommst wie der Lenz und bringst eine neue Zeit, Du kommst wie der Sonnenschein und reisst die Versöhnung. Sei fest, sei stark, sei gerecht und getreu, Eugenio! Alles, was ich redlich gemeint, vollbringe Du mit frischer Kraft. Die Treue des Volkes sei Dir wie die Deines Weibes; Du erhältst sie, indem Du selbst sie bewahrst. Und so segne Dich Gott mit seinem reichsten Segen, wie ich Dich segne mit meiner vollsten Liebe! Amen!"

IV.

Der ausgeschriebene Tag der Reichsversammlung erschien, in welcher Roger seinen Beschluß verkündigen, die Krone auf seinen Sohn übertragen, Antonio's Aechtheit anerkennen und die Vermählung Beatricens mit Antonio feierlich erklären wollte. Die Verhältnisse hatten sich indessen wesentlich verändert. Der Kanzler hatte, tief erbittert und zugleich bestimmt von Rücksichten auf seine eigene Sicherheit, wenn Eugenio den Fürstenthron bestiege, Tarent verlassen und sich nach Salerno gewandt, wo er den durch das Umstoßen des Vertrags diesem Hofe angethanen Schimpf eben so wie seine Gegenbestrebungen im grellsten und hellsten Lichte darzustellen bemüht war; seine Rachsucht ruhte nicht eher, als bis ein neuer Krieg gegen Tarent beschlossen ward, und er ermangelte nicht, die geeigneten Maaßregeln anzugeben, welche Tarent in Nachtheil bringen mußten. Die Rüstung wurde heimlich, aber um so eifriger betrieben. Beatrice war nun bereits vor den Augen der beiden Väter Eugenio's Verlobte; aber — war's die allzu mächtige Freude über ihr Glück, oder der noch immer allzu mächtige Schmerz über den verlornen Bruder, oder beides zusammen? — ihre Gesundheit war erschüttert. Sie glich jener bleichen Lilie, in deren Kelch sie hinabgeblickt, als sich der Kelch ihres Glückes erschloß und der wunderbare Duft sie betäubte.

So stand sie eines Morgens vor Eugenio, so schlang sie ihre Arme um seinen Hals. Er war gerüstet; er kam, ihr Lebewohl zu sagen; Salerno hatte den Krieg erklärt. „Wann sehen wir

uns wieder?" fragte sie in banger Ahnung. „Werde ich Dich wiedersehen? O dieß Glück ist zu gewaltig für mich nach so viel Schmerz! O Gott, denke ich Dich im Getümmel der Schlacht, Eugenio, so trägst Du mir ganz die Züge meines armen Leonardo, der uns beide so heiß geliebt. Die Trompeten schmettern von fern, hoch auf der Zinne Deiner Rückkehr harrend, seh' ich die Staubwolken aufwirbeln; das Heer kommt näher, schon hör' ich die stolzen Streitroße wiehern, die Waffen klirren. Ich suche Dich an der Spitze der Sieger, Deinen goldenen Helm und Harnisch im Glanze der Morgensonne schimmernd; . . . . Weh mir! da tragen sie eine Bahre, Du liegst darauf, marmorblaß, Deine Stirn mit Lorbeern umflochten, Deine Brust damit verhüllt, — wie Leonardo, ganz wie Leonardo! Todt! Todt!"

„O prächtige Morgensonne," rief Eugenio, „die Du uns anflammst, verscheuche diese Traumbilder und ströme deinen vollen Glanz in die Seele meiner süßen Braut! Um Deine Morgengabe zu holen, den Sieg, zieh ich aus, Beatrice, und Dein Gebet ist mein Schild in der Schlacht."

„Ach, und unsere Liebe ist die Ursache dieses Krieges!" entgegnete Beatrice, „die Liebe, die mich Dir gab, entreißt Dich mir; sie macht mich so unsäglich reich, damit mich der Verlust so unsäglich elender macht."

„Nein, Beatrice! Du fühlst nur die Scheidestunde, ich schon die des Wiedersehens. Ich vertraue auf Gott, daß er mir den Sieg gibt. Eine allzurasche That hab' zu sühnen, und ich will's im Getümmel der Schlacht, das Schwert geschwungen für meines Volkes Heil und Ehre. Schon seh' ich Dich, Beatrice, wie Du meiner

harrest, im bräutlichen Gewand, die Myrten im Haar; so sitzest Du fürstlich zwischen den milden Vätern; ich springe vom Roß, mein Schwert und die feindlichen Fahnen leg' ich Dir zu Füßen und setze Dir die Krone auf Dein schwarzes Haar. O wie reizend steht sie Dir! Wie stolz blicken Dich die Väter an, sie weinen Freudenthränen. Nun tönen die Glocken des Doms, die geschmückten Jungfrauen nahen im langen Zuge mit süßduftenden Blumen, Dir das Geleite zu geben; der fromme Bischof harret in der Kirche, die im Schimmer von tausend Kerzen strahlt, und alle Blicke des Volks, das von nah und fern herbeiströmte, sind auf Dich allein gerichtet, Dir schimmern die Kerzen, Dir duften die Blumen, Dir schallt der Gesang. Sieg, Trauung, Krönungsfest! Sieh, Beatrice, so scheid' ich."

„Wache Gott treulich über dir!" flehte Beatrice fromm. „Sein heiliger Wille geschehe!"

Schweigend umarmten sie sich. Ein langer, schmerzlich-süßer Scheidekuß! Da schmetterten die Trompeten.

Das Glück begünstigte Eugenio's Muth; doch nicht so rasch als er wünschte, konnte der Krieg beendigt werden. Der Rath Andrea's, welcher Tarent's Lage und Verhältnisse genau kannte, diente den Feinden trefflich. Eugenio hatte sie von der Gränze seines Landes zurückgeschlagen, dagegen drang eine zweite Heeresabtheilung derselben an einem anderen Punkte ein, und während sich Eugenio dorthin wendete, gelang es den Besiegten, welche

rasch wieder zum erneuerten Angriff umgewendet hatten, eine wichtige Bergfestung im Sturm zu erobern. Andrea ließ kein Mittel unversucht, um den Sohn seines vormaligen Fürsten in die gefahrvollste Lage zu bringen; und wenn ihm auch ein Plan, ihn bei einem Streifzuge gefangen zu nehmen, nicht gelang, so suchte er dagegen durch heimliche Sendboten, welche scheinbar aus den feindlichen Reihen flüchteten und übergingen, Meuterei in dessen Heer zu stiften. Eugenio wußte auch dies zu vereiteln; seine Geistesgegenwart, sein ritterliches Wesen, der ganze Zauber seiner Persönlichkeit imponirte, und mit den Gefahren, die sich ihm im Verlauf des Feldzuges entgegenstellten, wuchs sein Ansehen bei'm Heere, seine Kriegskunst, seine freudige Zuversicht, sein Glück. Grimmig tobte Andrea, als er alle Anstrengungen vergeblich, die Frucht der ersten Erfolge verloren sah. Die feindlichen Truppen, an Zahl zusammengeschmolzen, der besten Führer beraubt, entmuthigt, vermochten dem jungen Fürstensohn im offnen Felde nirgends mehr zu widerstehen. Nur noch jene einzige Gränzfestung trotzte diesem, wohlbemannt und wohlvertheidigt.

Andrea selbst hatte sich in dieselbe geworfen und beantwortete Eugenio's Aufforderung zur Uebergabe mit wildem Spott: „Sag deinem Herrn," rief er, indem er sich auf einem Söller zeigte, dem Herold in's Thal hinab, „einem Meuchelmörder übergeb' ich dies Schloß nicht, und so nenn' ich ihn, denn er hat seinen Freund erschlagen, und so fest wie diese That an ihm haftet, so fest bleibt dies Schloß. Kein Heil, kein Segen über dies Geschlecht, das den treuesten Mann von der Schwelle stieß! Zieh heim,

zieh heim und halte Brautnacht mit der Bettlerstochter, und hast Du ihr voreilig ein Kleinod von der Beute dieses Schlosses zum Brautgeschmuck versprochen, — hier diesen Lorbeerzweig werf ich dir hinab, — nicht errungen, geschenkt!"

Noch in derselben Nacht demüthigte Eugenio diesen Trotz Andrea's, dessen Haß wider die Fürsten von Tarent um so grimmiger ward, je lauter ihm selbst die Stimme des Gewissens sprach, je schärfer es ihn folterte. Unbeachtet schlichen sich die verwegensten Jünglinge von Eugenio's Gefolge, ihn selbst an der Spitze, zu jener Seite des Schlosses hinan, welche der Besatzung durch die Steilheit der Felsen genügend gesichert zu sein schien, überstiegen leise die Mauern, drangen in den ersten Hof und hieben die Wachen nieder. Gleichzeitig begann von allen Seiten das Sturmrennen, und während so vor den Mauern und innerhalb derselben gekämpft wurde, gelang es einem jungen Edelmann von Tarent, das Thor zu öffnen. Rasch schoß der Strom der Belagerer herein, und nach einer kurzen, aber furchtbaren Gegenwehr war das Schloß erobert, war Andrea gefangen. Vergeblich wollte er mehrere Male Hand an sich legen, um nicht am Siegeseinzug Eugenio's in Tarent zur Verherrlichung zu dienen. Dieser behandelte ihn mit großmüthiger Schonung, der erbitterte Greis erwiederte sie mit Hohn, um ihn zum Zorn zu reizen und das Leben zu verwirken. Endlich gelang es ihm, sich durch ein reiches Geschenk an einen der Knechte, welche ihn bewachten, Gift zu verschaffen, und jubelnd leerte er eben den Becher, als Eugenio, welcher die letzten Anstalten zur Behauptung des Schlosses und zum Abzug getroffen hatte, auf einem Gang durch sämmtliche

Räume vor ihn trat. „Nun bin ich frei!“ rief er ihm entgegen; „zieh heim ohne mich und sage es dort wieder: zwei Fürsten und keiner! zwei Bräute und keine! Gift in Euere Lust! Weh Euch!“ Schaudernd wendete sich Eugenio von dem Sterbenden. Die Signale zum Abzug ertönten und das Heer setzte sich unten im Thale in Bewegung. Eugenio bestieg sein Roß und ritt in Gedanken versunken, langsam den Schloßweg hinab. Angesichts seiner Treuen, die den jungen Helden mit einem tausendstimmigen Freudenruf begrüßten, ward ihm das Herz wieder leicht und frei; Beatricens Bild ging in voller Glorie jungfräulicher Hoheit und Anmuth in seiner Seele auf. Im sechsten Monat war er jetzt von ihr getrennt und in den letzten Wochen ohne Nachrichten von ihr geblieben. Die ernste Kriegsarbeit, die jeden Augenblick sein ganzes Sein vollauf in Anspruch nahm, jene Spannung von einer Stunde zur andern, von einem Tage zum andern, auf Nahes und Fernes, auf Berg, Thal und Strom, auf Plan und Massen, auf Geschick und Glück gerichtet, vor Allem das mächtige Gebot der Ehre, hatte seine Ungeduld nach der Braut nicht verdrängt, wohl aber gezügelt. Nun, da keine Gefahr, kein Kampf mehr bevorstand, da er den Preis ritterlich errungen, nun riß ihn die Sehnsucht doppeltgewaltig hin und allzulangsam, unerträglich dünkte ihm das Vorschreiten der Heeresmasse. Er versammelte sein Gefolge und eröffnete demselben seinen Willen. Er selbst wollte nämlich nur von wenigen Baronen begleitet den Kriegern auf kürzeren Wegen nach Tarent voran eilen; das Heer sollte sich zum Einzug festlich schmücken, mit grünen Zweigen, in blanken Harnischen; so unter klingendem Spiel und

wallenden Bannern im Siegesmarsch in die Kirche, zur Trauung und Krönung der holdseligen Braut!

Und so geschah's. Am zweiten Tage nach Eugenio's Ankunft in Tarent zog sein Heer im Siegesmarsch unter frohem Trompetenschall, mit grünen Zweigen geschmückt, in schimmernden Helmen und Harnischen, mit wallenden Bannern und prunkender Beute zum Thore herein, durch die Straßen nach der Kathedrale, deren Pforten weitgeöffnet waren. Ein Glanz von tausend Kerzen darin, Weihrauchwolken wirbeln empor, alle Glocken tönen. Der Bischof steht am Altare, und hebt segnend den Sprengel mit Weihwasser, und alles Volk, so dicht es Kopf an Kopf im Tempel versammelt ist, senkt die Häupter und klopft reuig an's Herz. Die lustige Siegesmusik der Krieger verstummt, an der Pforte und drinnen im Hause des Herrn erschallt es dumpf und schwer: „**Dies irae, dies illa solvet seclum in favilla teste David et Sybilla.**“ Vor den Stufen des Altares — die holdselige Beatrice im hochzeitlichen Gewande, den Myrtenkranz in den schwarzen Haaren; alle Augen blicken auf sie und ringsum sie stehen die geschmückten Jungfrauen, die ihr das Geleite gegeben, und bedecken sie mit den süßduftenden Blumen, die sie ihr gebracht. So liegt das schöne Fürstenkind in der Bahre, halb aufgerichtet unter den vielen Purpurkissen, unaussprechlich selig lächelnd. Antonio und Roger knieen vor ihr zu beiden Seiten wie vor einer Heiligen, die vom Himmel zur Erde niederschwebte und, müde vom Flug, in kurzen, süßen Schlummer sank. Die streitige Krone liegt zwischen beiden. Eugenio kann nicht weinen; er hebt die Krone vom Boden auf und setzt sie der todten Beatrice auf den Scheitel, und die edlen Heerführer erfüllen sein früheres

Geheiß, sie nahen mit den eroberten Fahnen und legen sie huldigend vor die gekrönte Fürstenbraut.

Als das Todtenamt zu Ende, die Leiche hinabgesenkt ist in die Fürstengruft, wo Leonardo schläft, ergreifen die beiden Väter Eugenio's Hände, der in ihrer Mitte auf die Stufen des Altares tritt. Der Erzbischof legt ihm die Hände auf's Haupt und salbt ihn mit dem heiligen Oele, und Eugenio spricht den Schwur auf's Kruzifix, den Schwur der Treue gegen das Volk; laut schwört ihm das Volk hinwieder, und huldiget dem neuen Herrn. Die alten Fürsten aber sinken sich weinend in die Arme und Roger spricht zu Antonio: „Wohin Du gehst, mein Bruder, folg' ich Dir!“ Antonio weist ihn ab und erwiedert, schmerzlich bittend: „Wenn Du mein Elend ehren willst, so erhöre mein Flehen, und laß mich mit dem Elend allein! Sieh', ich hab' es ja an Kindesstatt annehmen müssen; und so will ich's väterlich pflegen, bis es mir, treu wie ein Kind, die Augen zudrückt. Gönne mir unsre Vätergruft als Palast, so lang ich noch lebe, und wenn ich todt bin, einen Sarg darin zwischen meinen Kindern, und laß die Worte darauf schreiben: „Was ist Wahrheit?“

„Die Liebe!“ spricht Eugenio, und er kann weinen!

Ein Traum im Spessart.

Von

Gottfried Kinkel.

Das sind nun bald an die tausend Jahr, da stand das deutsche Reich gar übel. Denn der große Kaiser Karl, der mit mannlicher Hand gegen die Heiden an den Marken stand und drinnen im Lande Frieden und Ruhe schirmte, war lange schon zu seinen Vätern versammelt, und der Tod hatte ihm einen ewigen Stuhl gebaut in der Kaisergruft zu Aachen. Auch die zwölf Pair's, die einst Recht und Unschuld geschützt, hatten sich zum langen Schlaf gestreckt, ein Theil auf dem Schlachtfelde, der andere auf hohen Burgen im friedlichen Alter. Da haderten die Enkel und Enkelsöhne des gewaltigen Kaisers und zertrennten das mächtige Reich, das zwischen den vier Meeren lag. Deutschland aber stand am betrübtesten: denn seine Könige waren Kinder und wie Kinder schwach. Also brachen überall die Heiden in's Land und wütheten mit Brand und Mord. Jungfrauen und Knaben führten sie in Gefangenschaft und verkauften sie fern über's Meer; die Saaten schnitten sie ab vor der Reife, und wo eine Kirche oder ein Kloster stand, die wurden vertilgt. Nicht minder aber raste drinnen die Zwietracht: denn das Gesetz schaffte kein Recht mehr, darum trat die Faust in ihr Recht, und es geschah wie geschrieben steht: daß Jedermann's Hand war wider seinen Nächsten. Dazumal wurde der Fromme und Gerechte unterdrückt; wer aber stark war und des Gebotes spottete, der übermochte sie Alle.

Nun liegt inmitten Deutschland's, da wo man von Aschaffenburg hinübergeht nach Wertheim oder Würzburg, ein fürchter-

licher Wald, den die alten Lieder den Spechteshart heißen. Der hat Holz aller Art. Aus den tiefen Thälern streben gewaltige Eichen zum Licht, und zwischen ihnen lacht das hellere Laub der Buchen und die weißen Stämme der Birken. Oben aber auf den Gipfeln hat sich die Tochter der Luft, die liebe Buhle des Windes, die Tanne, ihre Wohnung in tiefgeklüftetem Gestein gegründet, oder dichter Föhrenwald deckt sich, wie eine Haube von dunkelgrünem Sammt, auf die kahle rothe Felsenscheitel. Wer da hindurchwandert am hellen Sommermittag, wenn der Wald still wird und Mittagschlaf hält, der empfindet auch jetzt noch das leise Rauschen des Geistes der Natur durch's dürre und durch's grüne Laub, und fühlt sich mit seligem Schauer einer fremden und doch wunderguten Macht hingegeben, die ihm den irren Geist mit Ruhe und die lebensmüde Seele mit Frieden erfüllt, und seinen kranken Leib erfrischt mit ewig jugendlichem Duft aus Wald und Moos und Quell, bis sie ihn endlich geheilt von allen Wunden wieder hinaus entläßt in das arbeitsam dahinrollende Leben in Dorf und Stadt, auf Markt und Acker. Und doch ist jetzt der Wald gelichtet und ohne Wildniß: einst aber war's anders, da gehörte er nur den Geistern, und kein menschlicher Fuß drang in seinen innersten Kern. Nur an den Säumen des Forstes, da, wo er in's flache Land des Mainstroms sich senkt, arbeitete ihm das Beil des einsamen Siedlers entgegen, oder ein Klausner baute im Bachthale seine Hütte, oder emsige Klostermönche gewannen der übermächtigen Natur mit rastloser Mühe den Boden ab, auf welchem hinfort die Aussaat des Geistes beginnen sollte.

Damals stand, wo der Wald von Esselbach aus sich in einem engen Bachthal zum Main hinabzieht und auf Kreuzwertheim niederschaut, eine starke Ritterburg, einst ein Schirm der Gegend, wenn etwa Normannen von Main und Frankfurt aus in ihren flachen Böten den Fluß hinauffuhren und nach dem Gut der Klöster trachteten, oft auch ein gastliches Haus für den einsamen Wanderer auf der stillen Straße am Fluß hin, jetzt aber, in der argen Zeit der wilden Gährung, ein Raubschloß und eine Zwingburg für alles Land rings umher. Von Anfang wohnte dort ein wackerer Ritter des großen Karl, der ihn als Pfleger und Grafen der Landschaft dorthin gesetzt und ihm selber die starke Burg gebaut hatte. Er und seine Söhne regierten meisterlich, und das Land blühete im Schatten des gesegneten Stammes. Wie aber die Kaiserkrone ihre Macht verlor, da sammelte ein Knecht des Schlosses aus dem ganzen Lande einen Schwarm von Bösewichtern, Räubern und Mördern, erhub sich in Fehde wider den letzten Grafen und drang durch Verrath in tiefer Nacht in's Schloß ein. Ohne Panzer stürzte der greise Mann dem Schwarme entgegen: da traf der Morgenstern des Verräthers sein Haupt, und er fiel als getreuer Ritter im Kampfe wider Frevel auf der Stelle, die sein Kaiser ihm anvertraut. Nun brach fürchterliches Getümmel im Schlosse hervor, die Dienstmannen des erschlagenen Grafen fochten bis auf den letzten vom mittlern Thurm, aber die Mörder legten Feuer an die Pforten, und die Tapfern starben im Dampfe. Robert aber, der sündige Führer der Räuber, suchte überall nach den beiden Kindern des Grafen, um sie zu tödten und später Rache zu entfliehen: doch sie waren im Brand und Getöse entkommen, Nie=

mand wußte wohin. Da schlug er sich im Taumel des Sieges die Sorgen aus der Seele, und saß hinfort als Raubritter auf der hohen Burg, von wo er mit Falkenaugen auf das Schiff des Kaufmann's im Strome und auf den Wanderer am Strande hinabsah und mit Falkenschnelle auf die Unglücklichen niederstürzte. Das Land wurde bald öde, die Bauern zogen sich von ihren alten Hufen Landes zurück, der Fremde mied die gefahrvolle Straße: aber weit ringsum zogen die beutelustigen Schaaren, und selbst Würzburg und Aschaffenburg zitterten hinter ihren starken Thoren.

In jener schrecklichen Nacht erstiegen zwei Männer eilfertig die sanften Abhänge des Spechtwaldes, die hinter der Burg aufstiegen. Es war der Burgkaplan und ein alter Diener des Grafen. Jener hatte die Heiligthümer sammt dem Kelch, dieser die Grafenkrone und das Schwert des Ahnherrn gerettet. Der Diener trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, einen andern größern führte der Kaplan an der Hand. Sie sahen deu Brand des Thurmes unter sich, nach welchem das jüngste Kind seine Aermchen lautlachend ausstreckte, sie hörten das Todesächzen der erstickenden Getreuen und dann das wilde Jauchzen der schwelgenden Sieger. Oben am Walde aber hielten sie still und boten sich die Hand und sahen sich beim Sternenlicht ernst in's Auge. Dann reichte der Diener das kleine Brüderchen dem ältern Knaben herunter; das schlug die Arme um den Nacken des Bruders uud küßte ihn auf den Mund. In zehn Jahren! sagte der Diener; Dominus tecum! erwiederte der Geistliche. Damit schieden sie; der Diener

ging vorwärts in den Wald, wo man jetzt nach Würzburg wandert; der Kaplan wandte sich links, wo ein leisegetretener Pfad in der Richtung von Aschaffenburg fortlief.

Konrad, so hieß der ältere Sohn des Grafen, erwachte am folgenden Morgen in einem engen, grünen Thal, eine Hängebirke neigte ihre Zweige über ihn hinab, ein Reh stand neugierig auf ihn gebeugt und sah ihn mit den treuen, braunen Augen an: als er sich regte, setzte es mit kurzen Sprüngen über den Bach, der unten durch niedres Erlengehölz floß. Reife Beeren in Masse wuchsen rings an den Abhängen, wo die Sonne ihre mächtigen Strahlen auf baumlose Felsen senkrecht hinabschoß. Konrad staunte über die ihm noch unbekannte Einsamkeit: bald aber trat der Kaplan zu ihm, der bereits die Stelle zu einer Hütte ausgesucht hatte, da wo der Wald in's Wiesenthal hinabglitt und gegen die Mittagsonne Schatten bot. Viele Tage arbeiteten sie daran, gefallene oder durch Windbruch geknickte Stämme von den Nachbarhöhen herbeizutragen und mittelst einer Streitaxt zuzuhauen, welche der Geistliche auf den Fall eines Angriffs durch Menschen oder wilde Thiere mitgebracht hatte. Denn zu jener Zeit, wo Jedermann das Schwert führte zu Schutz oder Trutz, waren auch die Priester wohlgeübte kriegerische Leute, und lebte gar mancher Bischof, der unter dem violblauen Mantel den Panzer trug, und erst den Feind erlegte, bevor er seine Beicht hörte und ihm die Wegzehrung spendete. Also war auch dieser Burgkaplan vor Zeiten ein starker Dienstmann des alten Grafen gewesen, und verstand alle Reiterkünste und Waffenwerk gar trefflich. Nun aber wuchs ihm da mitten im tiefen Wald die alte Kraft jugendlich wieder

auf, und er zimmerte mit Hülfe des Knaben ein stattliches Haus von rohen Stämmen, zog auch einen Zaun von Planken um das ganze Wiesenthal, damit das Wild nicht ihre künftigen Werke zerstören möchte. Darauf befahl er dem Knaben die Hütte und zog hinunter zum Ufer des Flusses; dort holte er Grabscheit und allerlei Gewaffen, Samen zu Korn und guten Kräutern, auch etliche Bücher: damit kehrte er durch's Bachthal zu seinem Schützling zurück.

Also lebten da die Beiden viele Jahre lang, und die Tage rauschten ihnen rasch vorüber. Der Alte lehrte den Jungen Jagd und Fischerei, doch jagten sie nur auf wilde Thiere, auf Bär und Wolf, die das milde, liebe Reh ängsten und des Menschen stille Wohnung und friedliches Leben gefährden. Speise gab ihnen reichlich das Korn, das ihrer Hände Arbeit gewann, Labsal der Bach und die Beere des Waldes. Aber im Winter lasen sie in alten Schriften von heiligen Männern und Frauen, doch nicht minder von Ritterthum und Minne, denn der Greis erzog den Jüngling zum Rächer, nicht zum lammfrommen Mönche. Nun las der Knabe viel von Frauen und Frauenschöne, und wußte doch nicht, was ein Weib sei. Denn die Erinnerungen seiner Kindheit waren von der Flammenmacht seiner Flucht hinweggebrannt, und in die Waldgründe kam kein fremder Mann, viel minder ein Weib. Da faßte ihn ein heißes Gelüsten, das zu schauen, was Lieder und Sagen als das Allervollkommenste und Schönste priesen, und aus diesem Sehnen quoll ihm die Lust des

eignen Liedes. An einem kühlen Abend war's, als der Bach im Schweigen des Sonnenuntergangs lauter hinabrauschte in die bunte Welt draußen über dem Gebirg, und der Jüngling sich mit der fliehenden Welle gezogen fühlte in den rothen Abendschein, der mächtig über dem Walde hinaufflutete — da auf einmal sprang aus seiner Brust, er wußte nicht wie, das allererste Lied, Wort und Sangesweise zugleich. Denn im Rauschen des Bachs vernahm er abwechselnde Töne, die sang er nach in Höhe und Tiefe; auch schlugen zwei Nachtigallen mit gleich endendem Wechselschlag, das gab ihm den Reim; dicht bei ihm aber pochte der Specht auf einem harten Stamme seine gleichen Schläge, darnach maß er den Wechsel von Hebung und Senkung: das Alles klang aus ihm hervor wie ein längst Fertiges und er sang in den Wiederhall hinein das Lied:

Welle darfst du nimmer weilen,
nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Liebe ungemessen
an die heiße Brust dich pressen!
Faß' ich dich, laß' ich dich nimmer von hier —
wehe, du fliehst und ich lodre nach dir!

Hindin, braune, holde, schlanke,
lockt dich so die Waldesnacht?
Warum meidest du die Schranke,
drin mein lieber Garten lacht?
Laß mit holdem Wort dir schmeicheln,
laß dich kosen, laß dich streicheln!
Wehe, du fliehst in geflügelter Zier,
ach und du lässest mich Einsamen hier!

Keine Wellen, keine Hinden
gleichen doch dem holden Bild,
das ich nie vermocht zu finden,
doch im Herzen steht es mild.
Oft wol mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnst und ich lodre nach dir!

Es rauschte hinter Konrad; der Kaplan stand da und schaute mit leuchtendem Auge seinen Schüler an. Ich habe Dich gehört, sprach er, Du bist ein Sänger geworden, und weißt es selber nicht. In deutscher Zunge kannte noch Niemand die Kunst des weltlichen Liedes, welche Dir Gott in Deinen Mund gelegt hat. Du bist reif, ich halte Dich nicht länger. Morgen soll das Werk Deines Lebens beginnen, morgen dieß Sehnen den Weg finden, der es zum Ziele bringt. Folge mir in die Hütte, in der Du zum letzten Male ruhen wirst.

Der Jüngling schauderte; das Thal war seine Welt, die Hütte sein Königreich; er faßte es nicht, daß es draußen noch ein Leben gebe und ein andres Wirken und Schaffen. Aber um Mitternacht, bei trüber Lampe, hatte der Alte die Geister der Ahnen schon aufgeweckt, die in der Brust des Rittersohnes begraben lagen: Rache an dem Mörder seines Vaters, Kampf um Recht und Ehre, holder Gruß der Frauen spiegelten sich mit irdischem Edelsteinglanz im Krystall seiner himmlischreinen Seele. Er wußte, was ihm auferlegt war; er wollte den Bruder und bei ihm Schwert und Krone suchen, dann den Feind angreifen, und zu dem Kaplan zurückkehrend die Heiligthümer in ihr Tabernakel

heimführen. Mehr wußte er nicht; er ahnete nicht Gefahr, denn er kannte sie kaum — so Weniges war genug ihn zum Mann zu machen.

Es war Morgen. Der Kapellan führte Konrad tief in den Wald auf einen Fleck, wo der Wintersturm eine Lichtung gebrochen hatte. Weit, wol eine Tagereise entfernt sah ein Berghaupt über die Baumtrümmer herein; das wies der Alte seinem Schüler. Drei Tannen stehen droben, so sprach er: kommst Du näher, so wirst Du sie erkennen. Dorthin geht Dein Pfad. Oben stürzt ein Bach aus dem Gestein, nach Mittag, abwärts; dem folge unabläßig; bis er in Felsen verschwindet; dann wirst Du den Bruder finden. Weinend entließ er den Geliebten, aber Konrad's Augen glänzten vor Freude, nach Abenteuern ausschauend, glühend in Thatenlust. Er ging in die Waldesnacht hinein; im Thal braute noch der Nebel, aber die Berghäupter glommen im Morgenroth, und hinter ihnen that sich blau und glänzend wie eine wunderbare Zukunft das Thor des Aethers auf. Mit der Streitart hieb er sich Bahn, die junge Eiche borst vor seinem Fußtritt, das Wild aber spielte ruhig fort auf den Weideplätzen. Er rastete unter Brombeersträuchern, Kühlung, Ruhe und Speise zugleich genießend; der Bach gab ihm die schäumende Milch seiner donnernden Fälle. Wol hätte ein andres Herz gebangt in der schauerlichen Einsamkeit, aber Konrad ging sorglos seinen Weg und grüßte Blumen und Thiere an denen er vorbeikam. Als der Mond aufging, sah er die drei Tannen auf dem Berge, mit sinkender Kraft strebte er hinauf und ruhete da zu Nacht;

ihn wiegte auf weichem Moose der aus den Thälern dumpfrauschende Wald in festen Schlaf. Doch ließ die Thatkraft ihn nicht gar lange feiern; als die Sonne kam, hatte er schon die Quelle des Baches gefunden, und stieg auf dessen abgewaschenen Felsquadern hinab, immer der Sonne entgegen, die nach dem Mittag hin ihren Lauf hub. Aber der Weg wurde beschwerlicher. Oft brauste neben ihn die hüpfende Flut, oft auch bot nur das Bette des Gießbachs ihm den Weg durch enges Felsengeklüft; er lief mit der Welle um die Wette, aber sie kannte ihren alten Weg besser und ließ ihn spottend zurück. Mattigkeit faßte ihn, oft und öfter mußte er rasten; und so heiß die Sehnsucht nach den neuen Menschen ihn vorwärts trieb, es wurde wiederum Nacht, ehe er das tiefste Thal erreichte. Da trat ein mächtiger Fels ihm entgegen, vor dem der Bach in einen tiefen klaren See sich zusammendämmte; aber unter dem Spiegel des See's gohr es donnertönig, Schaum quoll empor, und Konrad sah, daß durch einen dunkeln Riß in grauser Tiefe der Bach sich fortwühlte. Das also war der Ort; hier ging der Bach in Felsen verloren, hier mußte der Bruder weilen. Der Mond kam — ach, er beschien nur Bäume und Felsblöcke. Nirgends eine Spur der tilgenden Menschenhand; in unberührter Jungfräuligkeit, streng und herbe, schaute die Waldlandschaft den Sehnenden an. Ein mächtiger Schmerz zerwühlte seine Brust; es war die erste Täuschung, die erste Ahnung eines unermeßlichen Verlustes, die dieß junge Leben durchschnitt. Er drückte die heiße Stirn an den Fels, und zog sie zurück, als er die feuchte Steinkälte empfand; er preßte sich mit dem pochenden Herzen an einen Baum, und mußte ihn fah-

ren lassen, denn ein abgebrochener Zweig drückte sich rauh und schmerzend wider seine Brust. Der Fels aber zeigte ihm im scharfen Nordlicht sein Riesenhaupt wie die Züge eines verzerrten, hohnlachenden Angesichts.

Da fiel ihm ein, daß besser, als er, der Bach den Weg wisse, der aus dem Gebirg zu Menschen führe. Denn er gedachte, wie auch der alte Kapellan immer dem Bache der sein Thal durchfloß, gefolgt sei und ihm dann von der großen Stadt erzählt habe mit den vielen Menschen und Häusern und Kirchen darin, und von dem Flusse, der den Bach dort unten aufnehme. Ach der Arme, er wußte nicht, daß noch viele Tage lang der Bach zu fließen hatte, ehe er den Rand des unermeßlichen Waldes erreichte; sein Sinnen ging dahin, den Bach hinter dem Felsen wiederzufinden. Das Gestein war unersteiglich; schon auf den ersten Stufen glitt ihm der Fuß aus. Also wollte er den Felsen umgehen und wandte sich ins tiefere Thal durch eine weite Kluft hinab. Nicht weit kam er, da hörte er schon zur Seite abwärts lautes Rauschen, und sah tief unter sich eine uralte Eiche ihre saftigen Wipfel hoch über das niedere Holz ins Mondlicht strecken. Der gewaltige Wuchs des Baumes, wie er noch keinen gesehen, bekundete die Nähe des Wassers; dorthin stürzte der ersehnte Bach aus dem verschlossenen Felsen hinab.

Hochwald nahm den Jüngling auf, unter den mächtigen Bäumen kam kein junges Reisholz fort. Also ging er mit unbehindertem Schritte voran, und begann sein Lied zu singen:

> Oft wol mein' ich, aus den weiten
> Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
> selige Schönheit, enthülle dich mir!

Da faßte es ihn mit einem wunderbaren Schauder, als würde Alles Wahrheit, was er oft überschwänglich sich geträumt. Aus den Bäumen schimmerte ihm ein Wasserspiegel entgegen, der ungeheure unten geborstene Eichbaum nahm ihn in seinen Schatten, er trat auf einen weiten grünen Rasenfleck. Aber vor ihm, wo der Bach in schäumendem Sturz sich brach, stand grell vom Mondlicht beleuchtet im Fall der Tropfen eine Gestalt. Sein Blut starrte, sein Herzschlag stockte, er meinte zu sterben, aber sein Geist jubelte durch alle seine Schrecken hindurch — es war, was er ersehnte, es war ein Weib. Ihr nasses Haar lag um die regungslose marmorweiße Gestalt, es war ihre einzige Hülle; ihre herzverzehrenden Augen ruheten wandellos auf dem Jüngling. Der Staubbach übergoß den wundervollen Leib mit einzelnen Tropfen und schlang um das Haupt als Diadem einen Mondregenbogen; um den schönen Fuß schmiegte sich die langsam verrinnende Welle. Kein Schimmer der Röthe durchflutete das zauberhafte Bild, als der Jüngling vortrat und nun selbst sichtbar im Scheine des Mondes dastand; nur ein Lächeln schwebte zwischen den braunen Schlangen des prächtigen Haares über das weiße Gesicht.

Kaum fand der Jüngling seine Sprache; er rief mit zitterndem Tone: Wer bist Du?

Das Weib erbebte und neigte sich, also daß ihr Haar die ganze Gestalt verbarg. Wer hat Dein Auge geöffnet, Sterblicher, daß Du mich zu schauen vermagst? Geh Deinen Pfad ungefragt, und laß mich meinen Brüdern Mond und Bach; es thut Dir und Deiner Sippe nicht gut uns zu schauen.

Du stößest mich von Dir, rief Konrad mit bitterm Schmerz. Du redest menschlich, und bist doch so kalt wie Wasser und Fels! Ich habe eine Frage an Dich, doch sage mir zuvor wer Du bist, denn Du lebst und ich lebe auch, wir zwei allein im tiefen Forst, in grauser Nacht.

Thor! rief sie stolz, weil keiner von Adams Blut Dir hier begegnet, wähnst Du allein zu sein? Lebt nicht dieser Bach und umspinnt er nicht mit süßer Lust meine Schönheit? Lebt nicht der Baum, den Deine Axt frevelnd fällt? Schau jene Eiche, sie lebt wie Du, denn ich bin ihr lebendiges Herz.

Und wie nenn' ich Dich?

Meinen Namen weiß, der mich schuf. Ihr Menschen nennt uns, wie wir es euch offenbaren, darum wechselt unser Name mit den Zungen der Völker. Eiche bin ich jetzt genannt; einst war ich im Süden, und ein großer König hat mit Egeria selig geschwärmt.

Also bist Du frei vom Tode?

Ewig wie Du, aber unwandelbar. Doch kenne ich Todesweh. Wenn eure rohe Hand meinen Baum mordet, und seine saftige Krone zum Fall sich neigt, dann verdorrt mit ihm auch mein Herz, und ich schlafe unter Schmerzen ein. Doch o Lust, wenn dann ein junger Frühling meine Brust mit mildem Hauche küßt und das Eis des Herzens löst, wenn ich dann in einem neuen kraftvoll emporstrebenden Baume wieder auferstehe, und tausend Lebensjahre uns auf's Neue sich ausdehnen!

Und was wird Dein Ende sein?

Leben im Born des Lebens, aus dem ich hervorgesprungen bin.

So kennst Du den Einen, Ewigen, und nennst ihn auch Deinen Gott?

Vor Zeiten hieß ich selber eine Göttin, und Rom's Jungfrauen brachten mir Trankopfer, denn ich hatte ihrem Könige Weisheit und Gesetz gelehrt. Sie ahnten was wahr ist: ich bin ein Hauch aus Ihm, ein Laut im Donnerchor des Wortes, das er sprach: Es werde! Er liebt uns wie euch, er sendet seinen Thau und seinen Sturmwind, uns zu erquicken, und naht er im Gewitter, so rauschen wir ihm jauchzend entgegen aus allen Zweigen.

Aber weißt Du auch von des Himmels Seligkeit?

Schwacher Thor, rief sie, der mehr Seligkeit braucht als er schon hat! Ich bin selig von Anbeginn. Aber wie möchtest Du das fassen? O wenn im Lenz alle Knospen springen und die leise Blüthe sich erschließt, wenn dann in die wollustzitternden Kelche der Duft des Nachbarbaums schwelgend eindringt und der lange Sommer eine einzige Brautnacht wird, wenn ich drinnen im Marke die Flammenlust jeder einzelnen Blüthe mitempfinde und rastlos aus dem Felsenschooße die feuchte Lebenskraft sauge und in die Wipfel hinauftreibe mit wilder Leidenschaft, wenn dann im Mutterschooß jeglicher Blüthe die Frucht reift und die Eichel sich dem Taglicht entgegenrundet, wenn der ganze Baum bebt in tausendfacher Mutterwonne — armer Sterblicher, geh' und freie Dein Weib zum kurzen Genuß, aber rede nicht von Seligkeit zur Jungfrau des Baumes!

Und wie sie so sprach, da wuchs ihre Gestalt wieder hoch empor, und der Mond fiel heller auf Stirn und Busen. Der

Jüngling schwindelte in Grausen und Lust, doch wuchs ihm der Muth in der Nähe der Gewaltigen. Er fühlte, daß auch in ihm eine Lebensflamme glühte, würdig ein Geisterleben als gleichgeboren zu umspielen. Ein wildes Sehnen zog ihn zu dem schönen Weibe: herrlicher als alle seine Träume stand eine lebendig gewordene Wahrheit vor ihm, er ahnte, daß unter allen Weltgestalten, die wie Schattenbilder in seiner jungen Seele schlummerten, keine diesem Bilde gleichzukommen vermöge. Alles was er von Minne gelesen, Schmerz und Jubel, Tod und Leben, Heldenmuth und Verzweiflung, tobte in ihm, ein entsetzliches Hoffen bäumte sich in seiner Seele empor. Er trat nah zu der Elfin und sprach: Kannst Du lieben?

Da zitterte sie zusammen und flüsterte: Ich habe es gekonnt. Weißt Du von dem Manne, der zweimal gelebt hat, von dem schönen Jüngling aus Athen? Seine Rosse zerrissen ihn, ich fing seine todstöhnenden Odemzüge auf und hauchte sie ihm küssend wieder ein im Haine Aricia's; er lebte auf, und meine kalten Arme rötheten sich von der Glut seiner Leidenschaft. Dann fand mich Numa in kühler Grotte; ein Wassersturz ergoß sich vor dem Eingang, und durch ihn schimmerte mit gebrochnen spiegelnden Lichtern der Tag. Weisheit suchend war er in die Wildniß gegangen, und er fand Weisheit, indem er sich zum Gott umschuf an meiner Brust. Aber auch Hippolytus starb und Numa — nur wir sind ewig. Ich beschloß, einsam zu bleiben, und wuchs in diesem Walde neu auf, wohin kein lockendes Menschenantlitz dringt.

So hat das Schicksal Deinen Entschluß bezwungen, rief der Jüngling wildbegeistert. Ich bin da, ich lebe, und mein Herz

schlägt stark, wie das Herz Derer, die Du vor mir geliebt. Sei mein!

Niemals, sagte sie trübe. Wer uns angehört, der ist in seiner Welt nicht mehr heimisch. Du würdest nicht froh mehr werden draußen unter den Menschen. Wir, die Kinder der Natur, sind ohne Lüge wie ohne Gram, euch geziemt halbes, gedämpftes Licht und die Wehmuth, die zwischen Lust und Schmerz schwankt. Nur wen die Welt grausam betrog, der kann bei uns heimisch werden; wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt sie aber auch nie wieder fort aus ihrer Stille. Du hast ein ander Ziel, Du ringst noch nach That und Abenteuer — gehe hin zu Deinen Brüdern!

Er antwortete: Ich habe sie gesucht und nicht gefunden. Hast Du nie Menschen in diesem Forste gesehen?

Ja, einen Greis und einen Knaben. Sie wohnten dort im Thal unter dem schwebenden Felsen. Nun aber sah ich sie lang nicht mehr. Die Bäume sagen, der Knabe sei fortgezogen in's offne Land hinein.

Und wo find' ich ihn?

Frage die Geister, die seinen wandernden Fuß belauscht haben. In der kommenden Nacht, wenn der Mond voll wird, treffen sich die Kinder des Waldes auf der Elfenwiese. Dein Auge ist geöffnet, Dein Herz muthig: Du magst uns dort fragen.

Wie find' ich den Ort?

Am Kreuz des Todten gehet der Weg, es steht am Bache, dort zieht er rechts durch den Wald nach dem steinernen Mönch,

seine Hand weiset Dich zur spinnenden Jungfrau. Wo sie sitzt, da ist die Elfenwiese. Aber eile, denn für einen Sterblichen ist der Pfad weit und wird Deine Kraft lähmen.

Werd' ich auch Dich wiedersehen?

Eiche fehlt nie am Throne der Königin. Aber sprich, ob Du schon gefeit bist? Wo nicht, wehe Dir, wenn Du unter die Geister trittst. Sinnverwirrend blicken aus dunkeln Locken die Tannenjungfrauen Dich an, und wer die Nymphen der Quellen schaut, erblindet. Nur der Sänger mag es ungefährdet, doch nicht ohne die Weihe.

Ich bin Sänger, sprach der Jüngling, aber von welcher Weihe sprichst Du?

Tritt zu mir und schaue mir scharf in's Auge.

Ihm war, wie dem Wanderer, der plötzlich auf einen Felsengipfel vorschreitend, tief im Waldgrunde einen lichtblauen See erblickt, wie sie wohl in ausgebrannten Feuerschlünden sich finden. Da schwindelt ihn; die Tiefe lockt ihn mächtig, als wäre sie ein neuer, schönerer Himmel, er möchte hinabstürzen in den unermeßlichen Abgrund und drunten ein neues Leben suchen. Also auch Konrad, als er in ihr Auge sah: seine Sinne lösten sich, es war ihm, als würden die Bande seines Denkens gesprengt und eine selige träumerische Verwirrung begänne in seinem Haupte. Da warf die Elfin den Lockenschleier zurück, ihr Busen preßte sich an ihn, sie umfaßte seinen Hals mit den blendenden Armen. Er fühlte den wunderbaren Leib, dessen Formen sich ihm weich anschmiegten, er empfand einen Flammenkuß auf seinen Lippen, sein Auge verschwamm und schloß sich im Rausche niegeahnter Selig-

keit — da rann es ihm aus den Armen wie ein Nebelbild, er vermochte die sich Loswindende nicht zu halten, er blickte auf: ein weißer Lichtstrahl schwebte im dunkeln Schatten des Eichbaums und umblitzte den düstern Schlund seines Risses. Die Elfin war verschwunden; der tief im Westen niederschwebende Mond umzog sich mit blutiger Röthe, am Nordhimmel zuckte ein Wetterleuchten. Konrad sank auf den Rasen, seine Gedanken verdämmerten in Wonne und in Schmerz: aber keine Angst war mehr in ihm vor den Schauern der Nacht und dem Halbdunkel des Geisterreiches, in welchem er ja nun heimisch war.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Er vernahm leise, girrende Töne im Walde, es waren die Morgenlaute der Vögel, welche noch halb im Traum ihre Weisen einübten. Mit lautem Rauschen weckten die Bäume einander, um nicht den ersten Sonnengruß zu versäumen. Das Wild sprang über den grünen Wiesenplatz, um am Sturzbache seinen Durst zu löschen, die Rehkälbchen tranken gierig, denn sie hielten den weißen Schaum für Milch. Die Sonne kam: in sieben Farben glühete der Bogen des Wassersturzes, der im Mondlicht als bleicher Kranz Eiche's Haupt umzogen hatte. Die Gegend war so wohlbekannt und doch wieder so ganz verändert, daß Konrad nur mit Mühe seine Erinnerungen ordnen konnte: fast brannte die helle Morgensonne sie aus seiner Seele weg. Nur die drei Worte standen noch lebhaft vor ihm, an denen er den Weg finden sollte: das Kreuz des Todten, der steinerne Mönch, die spinnende Jungfrau. Er raffte sich auf, dem

Bache nachzugehn. Bald sah er einen überhangenden Felsen, vor ihm eine Waldlichtung und einen Plankenzaun, ähnlich wie sein eigner früherer Wohnsitz gewesen war. Hier also hatte der Bruder gewohnt. Nun aber war das Gehege öd' und wüst, durch eine vermorschte Planke gingen die Edelhirsche aus und ein, und weideten die grünen Kornhalme ab. In der Felshöhle lag mancherlei Geräth, mit Kohle waren fromme Lieder und kecke Reitersprüche an die Wand angeschrieben. Konrad stellte sich vor, wie schmerzlich sein Schicksal sei, das ihn so nah am Ziele vom Gefährten seines Racheamtes schied, aber er vermochte dennoch keinen Schmerz zu empfinden. Er dachte daran, wie sein Bruder ihn vielleicht suche in weiter Welt oder gar im öden Forst, aber es that ihm nicht leid um ihn. So heiß er gestern nach ihm sich gesehnt, so todt war heute diese Empfindung. Auch die Welt lockte ihn nicht mehr, er war wie abgestorben gegen alle Gefühle und Ahnungen von Glück und Ruhm, die gestern in ihm gestrudelt. Nur dem Walde und dessen Geistergewalten fühlte er sich hingegeben und verfehmt. Mit seiner eignen Kälte grollend, verließ er den Ort und trat seine Wanderung dem Bach entlang an.

Das Kreuz des Todten schimmerte ihm entgegen, er las die uralte Schrift: sie besagte, daß lange vor Kaiser Karl Heiden hier einen Mönch ermordet und ein späterer Einsiedler dem Glaubensbruder dies Zeichen gesetzt hatte. Der Jüngling jauchzte bei dieser schauerlichen Erinnerung, denn sie sagte ihm, daß er auf rechtem Wege sei. Vom Kreuze zog sich ein Felsgrund, auf dem kein Grün Wurzel fassen konnte, rechts am Berge aufwärts, dem folgte er. Da schwebte hoch über ihm eine fürchterliche Stein-

masse, braun von Moos und Wetterschlag, die Sonne lag mit vollem Glanze darauf, und ihre scharfen Schatten malten menschliche Züge auf das rauhe Gebild. Es war der steinerne Mönch. Seine Augen starrten in die Ferne; ein Mooskranz umzog, einer Tonsur gleich, seine Scheitel; oben unter dem Blocke, der das Haupt bildete, hatte sich eine Eiche zwischen Nacken und Rumpf eingewurzelt; sie war verdorrt, und ihre fünf Aeste ragten als knöcherne Fingerspitzen des Riesenarmes in die öde Felsgegend hinaus. Sie wiesen Konrad die Richtung: es ging steil bergabwärts von dem kahlen Felsenhaupte hinunter in lachende Thäler. Auf einmal sah er rings um sich Kreise niedergetretenen Grases, die sich alle nach Einer Richtung hin verschlangen und zierliche Windungen um die Bäume machten: daran erkannte er, daß er in's Gebiet der Elfen und auf ihren Tanzplatz eingetreten sei. Da rastete er nach langem Marsch unter Buchen und Strauchbeeren; noch war es lange bis zum Aufgang des Mondes, auf ferner Höhe strahlte der steinerne Mönch noch im schaurigen Purpurglanz, von der Abendsonne umflutet. Dunkler und saftiger war hier im tiefen Thal das Grün der Bäume, mächtiger dufteten die Waldblumen, tief im Busch lockte eine Nachtigall. Er raffte sich von Neuem auf, noch wenige Schritte durch den Wald und er sah im Dämmer des abendlichen Thalgrundes die spinnende Jungfrau vor sich. Er wollte sie anreden; da erst sah er, daß es eine Täuschung war. Keine lebendige begrüßte ihn: eine Tanne war es nur, die der Sturm so seltsam geknickt, daß sie ein lebendes Bild schien. Auf dem Stumpfe saß mit lodernden Augen eine entsetzliche Wildkatze, von den Elfen hierhergebannt, um den Platz bei Tages-

helle zu hüten. Das Thier sträubte seinen gelben Bart dem Jüngling entgegen und blies ihn an; er trat zurück, weil er sich scheute, das den Geistern geweihete Thier auf der heiligen Stelle zu beschädigen.

Nun zog die Nacht herauf und mit ihr der Mond. Die Stunde erfüllte sich, welche Eiche ihm angesagt hatte. Alle Zeichen waren eingetroffen, er hatte an ihnen die Bestätigung, daß kein Traum ihn geäfft. Die Schatten wurden dunkler, schärfer, das Mondlicht silberner, kein Vogel schlug mehr. Aber fern aus dem Wald klangen Glöckchen her, die eine lustige Tanzweise anschlugen. Bei diesem Tone sprang die Wildkatz vom Stamme herunter und lief in den Wald, denn sie wußte, daß ihr Amt nun vollendet sei. Das fröhlichste Schauspiel bot sich dem Jüngling dar. Der ganze Wald funkelte von kleinen Lichtern, die durchs Moos gehüpft kamen. Die kleinen Mooselfen waren die ersten auf dem Platze, weil sie den großen Waldgeistern das Haus in Ordnung halten und zierlich aufputzen. Spinnweb war ihr Kleid, das hatten sie mit Blumensäften bunt gefärbt; die Weibchen trugen Königskerzen, deren gelbe Blumen ihre Lichtspiegel waren, in die Blütenstengel hatten sie Leuchtkäferchen festgeknebelt, die mit unwilligem Freiheitszorn doppelt hell leuchteten; die kleinen Männer aber hatten Wachskerzen gemacht aus Wachshöschen, die sie nach tapferm Kampfe den Bienen von den Beinen abgezogen, oder auch düstre Pechfackeln von dem Harz, das sie aus Ameishaufen zu mausen pflegen. Das funkelte nun wunderprächtig, blau die Johannisfünkchen, weiß die Wachsflammen, und das Harz glutroth. Damit tanzten sie nach ihren Glöcklein durcheinander, daß

sich rothe und blaue Kränze verschlangen und weiße Sterne dazwischen aufblitzten und schlängelnd sich wieder auflösten, oder Kornblumen künstlich sich bildeten und weiße Rosen oder rothe Mohnkelche dazwischen gaukelten. Mit diesem bunten ewig wechselnden Farbentanz bedeckte sich wol die Hälfte des offnen Wiesenplatzes. Denn dieser kleinen Elfen sind gar viele, und warum? Sie haben so manche Geschäfte, daß man's kaum glaubt. Wenn eine Blume zu schwach ist ihre Knospe zu sprengen, da kommen sie mit den kleinen Fingerchen und helfen ihr. Wenn ein Räupchen in den Bach fällt, Gott was gibt das für Arbeit! Dann rudern sie auf Aestchen hin und stoßen es mit Binsenhaken an's Ufer. Wenn ein Käfer auf dem Rücken liegt und nicht mehr auf kann, da hebeln und rücken sie nach Leibeskräften, hernach hängen sie sich auch wol zu zweien dreien an so einen recht dicken Schröter, und er muß sie brummend hoch in die Luft mitschleppen. Aber so lustig ist die Arbeit nicht immer. Da steckt vielleicht ein Keimchen unterm Moos, das nicht aufkommt, weil es keine Sonne hat. Ach da müssen sie oft zu Dutzenden Tage lang auf einem Strauch sitzen und die Blätter zurückgebogen halten, daß der Sonnenstrahl durchkann. Freilich zu diesem anstrengenden und mühsamen Dienst werden nur die verbraucht, welche sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, als zum Beispiel wenn einer bei einem Rettungsaufruf zu spät kommt, oder im Gasthof zur Rose eingekehrt ist und sich im süßen Dufte so stark berauscht hat, daß die andern kommen müssen, ihn herauszuschütteln und zu Hause ordentlich ins Moosbettchen legen. Das sind aber nur die außerordentlichen Geschäfte; ihre tägliche Arbeit ist,

daß sie das Wasser des Regens und Thaues in alle die kleinen Blumen- und Mooskelche tragen, die unten am Boden stehn; da bleibt denn das Wasser länger stehen und duftet kühl hinauf. Ohne dieß könnten ja all' die schönen Eichen und Buchen nicht wachsen und müßten in der Sommerhitze verdorren. Deshalb werden sie auch, so klein sie sind, von dem großen Baumeister sehr geehrt und haben überall den Vortritt, und weil sie doch am Tage so fleißig sind, kann man ihnen wol das Tanzen des Nachts vergönnen, denn wir Menschen wollen auch einmal im Jahr Kirmeß haben und Sonntag Abend unsern Hopser tanzen, und sind doch lange nicht so fleißig wie sie. Nur die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen machen sich wenig aus dem kleinen Gesindel, denn sie brauchen das Wasser nicht so nöthig und sind zu ernst und düster um an den Spielen der Zwerglein Gefallen zu haben. Auch streuen sie ihre Nadeln unter sich und legen also den Elfchen Fußangeln; darum wirst du selten im Tannenwald blühendes Moos und feuchten Grund und grünes Laubwerk am Boden finden.

Wie nun diese Elfen allmiteinander auf den grünen Platz gekommen waren, da bildeten sie zwei große gebogene Reihen, welche wie ein Regenbogen vielfarbig im Grase schimmerten. Und durch die Reihen zogen die Schaaren der größern und mächtigern Geister herein. Die Bachkönige rauschten im silberweißen Gewand daher, eine blitzende Krone von Kieseln um's Haupt; hinter ihnen die schwarzen, rothen und braunen Felsriesen mit steinernen Hämmern; damit schlagen sie die Felsen aus einander, daß ihre Geliebten, die Baumjungfrauen, ihre Wurzeln in die

Spalten treiben können. Nun aber kam das Allerschönste. Die Baumweibchen schritten herbei. Zuerst hellblond mit schlankem Wuchs und weißem Silbergewand die Birkenelfinnen, holdseligen aufblühenden Kindern gleich; neben ihnen noch viel schlanker die Pappeln, welche ihr Plaudern und Flüstern auch jetzt im feierlichen Aufzuge nicht lassen konnten. Dann kam die Königin des Forstes, die Rieseneiche, die Bewohnerin eines Baumes, den nie ein Menschenauge geschaut hatte; denn er stand mitten im Walde auf unzugänglichem, von Bachgeistern streng bewachtem, Felsen. Neben ihr sah Konrad das geliebte Bild wandeln, das ihn gestern an den schwellenden Busen gedrückt. Auch heute wallte das braune Haar bis zum Knie nieder, aber es war in schmucke Zöpfe geflochten; ein dunkelgrünes Kleid umrauschte die Glieder, welche ihm gestern die Wonne eines kurzen Augenblicks geschenkt hatten. Konrad merkte wohl, daß sie eine der adlichsten Frauen unter Allen war, denn die Andern neigten sich scheu vor ihr, und als die Königin sich immitten des Platzes auf den Thron setzte, den vorher das Waldungethüm bewacht hatte, da trat Eiche ihr zunächst. Aber noch war der Schwarm nicht zu Ende. Die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen erschienen; ihr Anblick war grausig und doch zauberschön. Im schwarzen Gewand zogen Jene, leicht in Biegung und zierlich, schlank und gelenk; ihre Augen loderten von wilder klagender Glut, das schwarze Haar glänzte wie Metall im Mondlicht. Aber im rothen Brustpanzer hüpften die Fichtenmädchen daher, Fackeln vom Harz ihrer Bäume in der Hand, welche ihr Antlitz mit loderndem Roth übergossen, das Haar dunkel, doch von lichtem Purpurschein durchblitzt. Vor

ihnen schauderte der Jüngling im tiefsten Innern zusammen; wenn sie lachten, blitzten Flämmchen aus ihren Augen; wenn sie sich berührten, so loderten ihre Nadelkronen, und aus allen ihren Spitzen glommen Funken hervor. Diese können auch niemals einen Menschen lieben; er würde, von dem ersten Kusse versengt, in ihren Armen verstöhnen. Man sagt aber, daß sie gern unter den Bergriesen sich die Geliebten wählen und so wild ihre Wurzeln in deren Brust schlagen, daß selbst diese Starken in ihren Fugen sich lösen und zusammenbrechen. Zuletzt von Allen kamen aber als Hausmütterchen gar nett und zierlich angethan die Linden hergetrippelt; die hatten weite helle Kleidchen an und thaten ganz vertraulich. Eine aber nickte gar dem Jüngling einen freundlichen Gruß im Vorüberziehen zu; denn das sind sehr leutselige Bäume und wohnen gern, wo Menschen und zahme Bienen sind, am liebsten auf Marktplätzen und an Dorfbrunnen. Da geben sie den Liebenden einen dunkeln heimlichen Platz zu Nacht, der Schultheß ruft da des Morgens die Bauern und der Hirt das Vieh zusammen, auch ruhen in dem Schatten die Schnitter gerne zu Mittag. Das lieben die guten Linden, denen es da besser zu Muthe ist als im wüsten kalten Forst; aber die Schwestern, welche die andern stolzern Bäume bewohnen, spotten sie oft dafür aus.

Wie nun Alles sich um den Thron der Königin gestellt hatte, da rauschte aus der Waldnacht ein Schwarm Nachtigallen herbei, die setzten sich auf einen Baum, wo man sie nicht sah. Hoch aus der Luft kam eine ganze Wolke von Maikäfern, die brummten einen tiefen Baß, als wenn sie verdrießlich wären, daß die Geister sie zu ihrem Dienste zwängen mitten in der Nacht, wo Men=

schen und Maikäfer am liebsten schlafen. Im nassen Moose hörte man Unken und Glockenfröschchen ihre Stimmen einüben. Die Elfchen aber schlugen auf ihre Glöcklein; das klang in den Maikäferbaß und die klagenden Alto's der Nachtigallen wie ein heller lustiger Bubendiskant. Alles war in Stimmung; da trat ein großer Specht mit ehrsamen Schritten hervor und stellte sich vor einen glatten Eichenblock, der da lag. Zuerst hub er den Schweif auf und machte eine zierliche Reverenz vor der Königin; dann schaute er sehr stolz und herrisch zum Orchester hinauf, rechts und links, erhub seinen Kopf, nickte dreimal, und schlug zum viertenmal kräftig mit dem Schnabel auf den Klotz, also daß man wohl sah, er müsse ein ausgelernter Kapellmeister sein, weil er so viel Spektakel und Wesens beim Dirigiren machte. Da ging alsbald die Musik los, daß Konrad's Herz jubelte; denn wir Menschen hören immer nur, wie die Thiere solch Konzert einstudiren, jeder für sich, die Nachtigallen ihre Soli, die Maikäfer ihre Chorstimmen, aber so recht zusammen vernehmen es nur die Geister, und zu Zeiten die Sänger unter den Menschen, welche gefeit sind wie Konrad; und die können's denn den Waldsängern auch nachthun. Da nun die Geister das vernahmen, traten sie an den Tanz; die Felsriesen schwangen sich mit den Tannenjungfern, die Bachkönige mit den Eichenmädchen und Pappeldirnen. Leise ging anfangs der Tanz, aber der Specht schlug stärker und schleuniger, die Nachtigallen nahmen ihre blitzenden Gänge hinauf und sprangen dann in ihre tiefsten Brusttöne hinunter, die Gewänder der Mädchen rauschten, lockender läuteten die Elfenglocken, und durch alles lichte Tönen und Klingen wogten tiefe markverzehrende Laute un-

gewiß und bebend aus der Höhe, die der Nachthauch auf scharfgezackten Felsen orgelte. Konrad schwindelte, ihm war, als klinge drinnen seine ganze Seele in zitternder Wollust mit und müsse zerspringen. Da trat mitten aus dem wogenden Reigen ein Lindenmütterchen auf ihn zu, dasselbe das ihn vorher so freundlich gegrüßt hatte, und streichelte ihm Haar und Kinn. Schau, mein Sohn Konrad, sprach sie, was Du hübsch geworden bist! Hab' Dich wohl gekannt als Wickelkind, bin ja die Linde im Schloßhof Deiner Väter, hast oft unter mir gespielt, gelt, und mich lieb gehabt; bist ja ein Sonntagskind und fühlst, wo Geister sind. Hab' Dich aber auch lieb mein Goldjunge, bin oft Nachts aus meiner Rinde geschlüpft und habe den süßen Duft aus meinen Blüten über die Wiege gesandt, davon bist Du auch so gesund und hold und hast Wangen wie Milch und Blut. Und wart nur, die alte Linda vergißt ihre Schützlinge nicht, wart nur, wart nur. Ehe aber der erstaunte Jüngling antworten konnte, trippelte sie schon wieder fort, und er sah sie in freundlichem Geplauder mit der Königin reden, die in ernster Pracht auf dem Throne saß und auf das Getümmel schaute; auch Eiche stand bei ihr und tanzte nicht. Das Antlitz der Königin ward dunkel wie Nacht, ihre Augen flammten auf Konrad hinüber; sie gab dem Specht einen Wink. Der schlug leiser auf seinen Block; im Girren erstarb Klage und Jauchzen der Nachtigallen; die Käfer flogen einer nach dem andern davon, so daß der Chor immer schwächer wurde; ein Glockenfrosch ließ die Tanzweise in eine langathmige Fermate auslaufen. Die Geister traten an ihren Platz zurück, die Königin winkte Konrad vorzutreten und sprach:

Ihr Getreuen, unsre liebe Vasallin Linda hat uns unerhörten Frevel aufgedeckt, der im Bereich unsrer Herrschaft geschehen ist und täglich geschieht. Dieses Jünglings Schloß hat ein Räuber in seiner Faust: das Schloß steht in unserm Bann. Wir weichen dem Geiste des gerechten Mannes, der in Weisheit die Welt beherrscht; aber wenn der Frevler in unsre Grenzen eindringt —

Wild brausten die verworrenen Stimmen der Waldgeister hervor; wie ferner zürnender Donner scholl ihr unwilliges Murren.

Ihr kennt das Gesetz, fuhr die Königin fort. Wo die Schuld wohnt, da üben die Geister der Natur das Zerstörungsrecht, das uralte, heilige, und auf den Trümmern des Hauses, in dem der Fluch gewohnt, webt der Wald seinen sühnenden, blutbedeckenden Teppich. Jüngling, Du wirst die Rache schauen am Mörder Deines Vaters!

Konrad neigte sich tief. Ihr Mächtigen, sprach er, verkündet mir noch Eines. Wo ist mein Bruder?

Er ging unter meinen Rippen durch nach Osten, antwortete ein Felsenriese.

Ich sah ihn über die Wiese gehn, weit von hier, am Waldsaum, flüsterte eine Pappel.

Das weiß ich am besten, sagte Linda: er kam Abends als Bettler gekleidet in Robert's Schloß und weinte auf meinen Wurzeln. Mit Hunden ward er von seinem väterlichen Erbe gehetzt. Er ging knirschend in's Land, hinauf am Mainstrom.

Ich weiß auch wohin, sagte eine Birke aus dem fernen ebnen Lande.* Unter mir ruhete er und rief mit Thränen: Ich will zum Herzog Konrad im Frankenlande, daß er mir Recht schaffe.

Wohlan, rief die Königin, so ist nicht Zeit zu verlieren, damit kein Sterblicher der Rache der Geister zuvorkomme.

Wann tanzen wir in Wolken und sausen im Sturmwind? fragte eine Stimme.

Morgen, wenn der Mond erlischt, gab die Königin zur Antwort. Jüngling, laß alsdann Dein Auge wacker sein. Linda, sei Mutter über ihn.

Da faßte die Linde den Jüngling freundlich in ihren Arm und rauschte mit ihrem Gewand ihm sanften Schlummer zu. Seine Kraft sank zusammen: vergebens spornte er sein Auge so lang als möglich, um Eiche nicht aus den Blicken zu verlieren, zu mächtig war der Wille des Geistes, in dessen Arm er ruhte. Vor seiner Seele verschwammen die bunten Bilder der Nacht, er hörte fern und ferner die Elfenglocken verklingen, das Morgenrauschen ging sonnenverkündend durch den Wald. Noch einmal zwang er seine Wimpern: der Platz war leer, die Wildkatze schlich wieder auf ihren Wachtposten, er selbst fühlte sich in die Luft gehoben und vom Zugwinde kühl umspielt; der Schlaf fiel bleiern auf seine Sinne.

Wohl ist es selig im Arm der Geister zu rasten! Wir ahnen's oft, wenn wir zu Mittag in Feld oder Forst unter einem kühlen Baume ruhen, und das wache Leben mit seinem arbeitenden Gebrause vor dem geschlossnen Auge verdämmert, drinnen aber die Zauberwelt des Traumes sich erschließt! Die Geister der Fluren und Bäume umgaukeln uns dann, und malen sich in blassen

Bildern des Traumes in unsrer Seele. Wenn wir erwachen, haben wir ihrer vergessen; doch in ahnender Erinnerung lächelt noch das innerste Gemüth, und wir gehen neugestärkt dem thauigen Abend entgegen. So fühlte sich der Jüngling, als er in der folgenden Mitternacht die Augen aufschlug: in dem langen Schlafe waren die Mühen der vorigen Wandertage so ganz hinweggebannt worden, daß es ihm schwer wurde, sich auf's Vergangene zu besinnen. Er fand sich auf einem Abhang, von wo ein weiter Blick in's ebne, baumlose Land sich aufthat: unten wand sich ein glänzender Strom, es war der Main. Zu seinen Füßen lag auf sanftem Abhang die Burg, ihre festen, zinnengekrönten Thürme standen dunkel gegen dem mondhellen Nachthimmel, auf dem höchsten schimmerte wie ein rother Stern die Laterne des Thürmers. Wie ein Blitz durchfuhr den Jüngling die Erinnerung: er stand an derselben Stelle, von wo er vor zehn Jahren den Brand seines Erbes geschaut hatte. In lautes Weinen ergoß sich sein Gefühl; mit den Thränen quoll ihm jeder Groll fort, er hätte die Stätte segnen mögen, welche doch das Blut seines Vaters getrunken hatte. Ach er empfand es, daß dies Schloß und das schöne Thal drunten nicht mehr seine Heimath sei, seit der Wald sein Herz gefangen hielt und Eiche's Zauberkuß ihn gefangen hatte. Er hätte gewünscht, daß die Mondnacht friedlich fortdämmern möge über Burg und Land und Allen, die darin schliefen; alle Rachegedanken waren in ihm erloschen. Aber die Geister sind nicht so wankelmüthig wie die Sterblichen.

Vom Walde her, der über ihm in schwarzem Schatten dalag, kam ein Rauschen wie ein leiser Windstoß; es umpfiff die

Zinnen der Burg, und tief unten plätscherte der Strom lauter unter seinem Stoß. Wie Nachtvögel flogen schwarze Wolken auf und deckten, erst für Augenblicke, dann nicht mehr weichend, die Mondscheibe: nur ein unheimliches, schwefliches Leuchten, das in ihnen zuckte, ließ manchmal die Landschaft in grellem Licht erscheinen und nur hoffnungsloser in Finsterniß versinken. Lauter, wilder wurde Sturm und Waldesrauschen; die Geister naheten. Ueber Konrad's Haupt schwebte eine düstre Tannenjungfrau mit leuchtender Harzfackel dahin, neben ihr Eiche. Furchtbar sah die Geliebte aus. Ihr Antlitz glomm von dem Scheine der rothen Fackelglut, ihr Auge war groß und streng vorwärts gerichtet, die vollen Lippen zusammengepreßt, in ihrem wellenschlagenden Haare spielte der Sturmwind. Das weite Gewand umflog sie, von seinem Zuge wurde der Jüngling fast niedergeworfen. Das grause Paar kreiste über der Burg, die Tannenjungfrau schleuderte ihre Fackel auf das Holzdach des obersten Thurmes. Ihnen nach schwebten die Schwestern, Harzblöcke fielen auf die Fackel nieder, Eiche fächelte den Brand in sausendem Fluge. Die Geister verschwebten in dem dunkeln, blutigen Feuerqualm, der wirbelnd in die Höhe schlug. In der Burg regt es sich, das Horn des Thürmers klang, verworrener Weheruf tönte herauf; aber der Sturm kam immer tobender vom Walde herab und verschlang höhnend die schwache Menschenstimme in sein entsetzliches Lied. Ein Jauchzen scholl im tiefen Forst — dann ein Krach, als börste die Erde — und abermals Jauchzen. Bebend blickte Konrad empor. Im Schein der Flamme sah er ein lachend verzerrtes Riesenhaupt und zwei eherne Arme auf dem höchsten Gipfel: es war der Berggeist,

der einen ungeheuern Felsblock aus der Brust der Erde gerissen hatte. Leicht wie einen Ball warf er ihn die Höhe herab, von Zacken zu Zacken hüpfte zerstörungslustig die gewaltige Masse und sprang vom letzten Felshaupte in weitem Schwung gegen den brennenden Thurm herab. Vor dem Wurf des Geistes brach das feste Werk des sterblichen Armes donnernd zusammen; der Block hüpfte fort und schlug platschend in den Strom, der Thurm aber brach über den weiten Burghof nieder und goß sein Flammenmeer über die tiefere Gebäude aus. Durch das Prasseln der Flamme scholl Wehegeheul — es verhallte in Todesröcheln. Nur Ein Mann lebte noch; er riß die Pforte des Zwingers auf und klomm mit dem Sturme kämpfend den Pfad zum Berge empor, wo Konrad stand. Da trat Eiche neben den Jüngling. Dein Werk beginnt, sprach sie, dieser Mann ist Robert. Und bei dem Worte kochte es auf in Konrad's Brust; Robert war ihm schon nahe und suchte den Schutz des Waldes gegen den Wind, der ihn ins Thal hinabzuschleudern drohte. Donnernd rief er in die Nacht hinein: Wer widersteht dem Element? Gebt mir einen Mann von Fleisch und Blut! Da sprang Konrad vor, die Streitart in der Hand. Du hast Deinen Wunsch, rief er, zieh Dein Schwert, ich bin der Sohn Deines gemordeten Herrn. Da jauchzte der wilde Räuber auf und sprang wider den Jüngling. Dem aber quoll das Blut lustig in den Adern, da er nun zum erstenmal einem Feinde gegenüber stand. Durch die Nacht zischten die Hiebe; aber der stärkre Mann war in seinen Sinnen verstört, der Unbewaffnete wich ihm aus und traf ihn mit der Streitart auf's Haupt: er taumelte zurück und rollte den Abhang hinab. Die Burg lag in

Trümmern, nur die äußere Ringmauer stand noch und ein Rest des Thurmes. Da schrie es laut aus den Lüften: Hülfe, Rettung! Unsre Schwester Linda leidet Noth vom Feuer, zu Hülfe, Bach und Wind! Fern im Gebirg dröhnte es abermals; der kleine Bach, der friedlich zu Konrad's Füßen floß, wurde größer und schäumte wild in seinem Gleise herunter. Bald folgten haushohe Wogen, alle Bachgeister des Waldes schüttelten von ihren Flügeln Wasser in ihn herab. Plötzlich erschien ein neues Wunder. Auf einem Wogenroß, roth und wild, seine Mähnen gekräuselter Schaum, ritt der König des Bach's vorbei, vor ihm her Stein und Felsgeröll, sein Bart wallte in die Flut hinein, eine entwurzelte Tanne hielt er als Lanze eingelegt und spornte das Roß gerade gegen das obere Thor des Zwingers. Vom ungeheuern Stoß brach das Thor und ein Theil der Mauer, triumphirend hielt der König seinen Einzug. Eine Dampfwolke erhub sich im Kampfe von Glut und Flut, die Wellen schoben die zischenden Balken, die rauchenden Mauerstücke zum Abhang und stürzten mit ihnen siegesfroh zum Main hinunter. Der Sturm ließ nach, vom Osten begegnet ihm ein himmelentfaltender scharfer Hauch, der Mond that seinen Wolkenschleier ab, gegen Morgen dämmerte es. Die Geister waren verschwunden; auf der Stelle, wo das Schloß gestanden, ragte nur noch die Linde zum Lichte empor, und kühlte sich mit leisem Rauschen von den Gefahren und dem Qualme der Nacht: der Bachkönig hatte nur sie in seinem grimmigen Angriff verschont. Zum Jüngling aber, wie er so schmerzlich träumend über das Vatererbe hinsah, das nicht mehr war, trat Eiche; sie umfaßte ihn und sprach: Sieh mich noch einmal an, wie ich Dich ansehe, damit ich sagen kann: So sah er aus. Das wache Leben

ruft Dich. Gehe dort hinab, da liegt Frankenland; Dein Bruder wird Dir begegnen. Du wirst mich vergessen, denn nun sehen wir uns nie wieder. Sie küßte ihn auf den Mund, und er stand verlassen und einsam auf dem Felsgipfel, vom Morgenroth umflossen.

Hörnerklang und Harnischgerassel, Rossestrab und gebietender Ruf der Führer bei den Fähnlein! Das stille Mainthal belebte sich, und als der Morgen die Decke der Nacht emporhub, da schimmerte über dem Strome der reisige Zug. Auf dem Berge, wo jetzt das Schloß von Wertheim steht, flatterte ein goldner Aar über einem bunten Zelt, und an dem Zelt zog eine blanke Heerschaar von Fußknechten den Bergpfad herunter, anzuschauen wie ein gewaltiger Schuppendrache, der durch eine Felsschlucht sich hinabwindet. Ihm begegnet durch's Thal der Tauber, die allda mit wildem Rauschen in den Mainstrom hineinstürzt, der Schwarm der Reiter, und wie beide Züge unten im Grunde zusammengekommen waren, da lüfteten sie ihre Helme und schlugen Zelte auf und machten allwärts ihre Feuer an; die Rosse aber gingen weiden in dem Gras und Schilf, das dort am Ufer wuchs. Ich sage dir, hätte dich der Traum einmal aus unsrer friedlichen Zeit hinausgehoben in jene Tage und oben auf den Felsen gestellt, und du hättest all die alterthümliche Waffenpracht gesehen und die starken Rosse und die herrlichen Männer, du hättest gestaunt, wie Konrad staunte, und jeden neuen Gepanzerten mit Jubelruf gegrüßt. Ja, da lag sie nun vor ihm, die ersehnte, die reiche, farbige Welt, dicht unter ihm das lustige Treiben, von dem er nur durch den Strom geschieden wurde, weit dahinter aber ein

nebelndes, sonnenbeleuchtetes Land, einsame Kirchlein auf ragenden Höhen, in allen Thälern aber Mühlen und Dörfer: das weite blühende Gefild, das man Frankenland heißt, geglättet und geschmückt durch die arbeitsame Menschenhand, nicht einfärbig und düster, wie der Spessart, der ernste Hüter seiner Jugend. Es war Alles, Alles, wie der Kaplan es ihm erzählt hatte, wie er selbst aus seinen Kindestagen sich der Gegend erinnerte — ach, und doch wieder Alles so ganz anders, als er's in seiner Seele trug! Doch bald war sein Staunen gebrochen durch ein tiefes, sehnsüchtiges Schmachten in seinem Innersten: es waren ja Menschen, seine Brüder, die er dort unten sah. Wären sie nicht gekommen grade an jenem Morgen, wer weiß, ob er nicht in seinen Wald zurückgegangen wäre zu Eiche oder zu seiner Siedelei: nun aber zog eine freudige Angst seinen Fuß von der öden Höhe ins Thal hinab. Drunten traf er mehrere Knappen: die waren auf einem hohlen Baumstamm über den Fluß gerudert, um für ihre Wachtfeuer ein Paar Balken zu holen, die noch von dem zerstörten Schlosse da herumlagen. Er redete sie an — sie lachten, denn er sprach zu ihnen so wunderlich und hochtönend, wie er es in den alten Geschichten bei seinem Kaplan gefunden hatte, und dabei wählte er so seltsame Dinge zusammen von dem zerstörten Schloß und von den Waldfrauen und von Frau Linda insbesondere, die allein noch übrig geblieben sei, daß sie meinten, er sei wahnwitzig. Aber weil er ihnen verständlich machte, daß er mit hinüber wolle und die Menschen besehen, setzten sie ihn vorn auf ihren Baumstamm und ruderten gar bald über den Strom zurück.

Hatte aber Konrad sich gewundert über den Heereszug da mitten im friedlichen Thal, so war unter den Kriegern des Verwunderns noch viel mehr, zumal dort oben im Zelt, wo der Feldherr mit seinen Gewaltigen saß und kopfschüttelnd auf den Felsen am andern Stromufer hinüberschaute. Dieser Feldherr war ein hoher, stolzer Held mit düstern Falten auf der Stirn, und sein goldner Helmbusch funkelte prächtig in der rothen Morgensonne. Vor ihm aber neigten sich auch all' die mächtigen Gestalten, die ihn umgaben, und schwiegen bescheidentlich, wenn er seinen Mund zum Reden aufthat. Und daß ich's auch sage: der hohe Herr war Konrad, nach Gottes Rathschluß und der Fürsten Wahl König aller Deutschen. Denn als das Geschlecht des großen Karl zart und schwächlich geworden war, da mochten die trotzigen Fürsten in den deutschen Herzogthümern ihm nicht mehr dienstbar sein, und begannen jeder für sich zu stehn und den König zu verrathen. Darüber kam aber große Gefahr für das Reich und für den Glauben. Denn einer der Könige, um sich Rache an einem abtrünnigen Markgrafen zu schaffen, rief die wilden Heiden, die man Hunnen oder Ungarn heißt, in's Land und that ihnen die Pforten im hohen Gebirg auf, die sie vorher nie erstürmen konnten. Da stürzten die entsetzlichen Räuber auf blitzgeschwinden Rossen alljährlich über das arme Land her, und ehe noch ein Herzog seine Macht gesammelt hatte, waren sie lange wieder mit der Beute in ihre Diebshöhlen zurückgekehrt. Das Volk aber half sich nicht selber wider sie, denn ihre Rache war gräßlich, und ihre Weiber schnitten den eignen Kindern, wenn die noch an der Brust lagen, tiefe Wunden in's Angesicht, damit sie sich frühe an Schmerz und Blut gewöhnen sollten. Da sahen am

Ende die Herzöge ein, was sie mit ihrer Trennung vom Reiche ausgerichtet hatten; und darum kamen sie eines Tages alle zusammen und setzten sich vor, einen neuen König zu wählen und ihm unwandelbar treu zu sein, mehr denn vorher. Aber Keinen vom Hause Karl's, so sprachen sie alle einmüthig, sondern aus uns selber den stärksten und tüchtigsten Mann. Also wählten sie den Herzog Konrad von Franken, und hatten wohl gewählt. Denn Konrad schaffte alsbald Ordnung im Reich und that Raub und Fehden ab, die vorher alle Einigkeit gestört hatten. Die Räuberburgen brach er, und dabei mußten ihm alle Fürsten helfen. So waren auch jetzt die Fürsten um ihn versammelt, und droben vor dem Zelte standen die stolzen Helden bei ihm. Nur Einer fehlte, das war der starke Heinrich, Herzog in Sachsen und Thüringen. Der hatte sich Konrad noch nicht unterworfen; hernach aber, da Konrad gestorben war, hat er das Reich gewonnen und ist derselbige Heinrich, welcher all' die Städte in den Marken bis an die Oder gebaut und zuerst mit seinem eisernen Arme am Flusse Unstrut die wilden Ungarn in Staub gelegt hat. Konrad hatte aber damals den Zug angefangen, um Robert's Burg zu brechen, die unter allen Raubschlössern am ganzen Mainstrom die stärkste und für Kaufleute die gefährlichste war. Nun hatte er noch am Tage zuvor Nachricht von einem Raube bekommen, den Robert bei Würzburg verübt: heute aber, als der Tag heraufstieg, sah sein Auge keinen Stein des Schlosses mehr auf dem andern stehen, und Niemand wußte zu sagen, wie solches Wunder sich ereignet habe. Indem nun die Fürsten mit einander darüber stritten, und der Eine Das sagte, der Andere Jenes, Kei-

ner aber das Rechte, da scholl von unten aus dem Lager ein lautes Lachen herauf. Das rohe Kriegsvolk hatte sich um den jungen Konrad gesammelt, und wie sie seine wunderlichen Reden hörten, dazu auch sein Kleid ansahen, das von dem vielen Wandern im Waldgestrüpp ganz zerrissen war, so trieben sie Spott und Possen mit ihm. Im Anfang lachte er dazu, bald aber zupfte ihm Einer einen Lappen vom Gewand weg, dann kam der Zweite und der Dritte, und Jeder zerfetzte ihn stärker als der Vorige. Zuletzt kam gar ein Hauptmann und riß ihn an den Haaren. Da mit einem Male wurde der Jüngling zornig und drohte mit seiner Streitart dem Hauptmann. Wie das die wilden Gesellen sahen, zogen sie alsbald ihre Schwerter und wollten aus dem Spaße blutigen Ernst machen. Aber Konrad schwang seine Art in furchtbaren Kreisen um's Haupt und zog sich von der Masse gedrängt, Schritt vor Schritt den Hügel hinauf, auf dem die Fürsten Rath hielten. Die sahen mit Staunen, wie Einer sich den ganzen Schwarm vom Leibe hielt, und einer der Herzoge ging eilends hin, trieb mit scheltenden Worten die Krieger auseinander und führte dem Könige den Jüngling zu. Der sah gar herrlich aus. Vor Zorn und Kraftanstrengung war ihm all' sein Blut in die Wangen geschossen, seine Brust schwoll von starken Odemzügen, wild funkelte sein Auge, und das prächtige blonde Haar umringte wie ein kriegerischer Helmbusch das stolz in den Nacken geworfene Haupt. Wie er aber dem König Konrad in das ruhige, klare, braune Männerantlitz sah, da wurde er alsbald stille und sagte zu dem Herzoge freundlich: Ich danke Dir, Bruder Mensch, daß Du die andern Brüder fortgejagt hast; Du hättest es aber nicht nöthig gehabt, ich wäre doch mit ihnen fertig

geworden, denn in voriger Nacht hab' ich auch Einen erlegt, der drüben aus dem Schlosse herkam und meinen Vater erschlagen hatte. Da lachten sie Alle über seinen kecken Muth, der König aber wurde aufmerksam, und fragte ihn nach dem Schlosse und nach dem Mörder seines Vaters. Konrad erzählte in seiner Sprache Alles, wie er's wußte, nur von Eiche schwieg er stille. Die Fürsten konnten zwar Das nicht begreifen, was er von den Geistern sagte, denn sie waren ja nicht, wie er, gefeite Sänger; aber soviel brachten sie doch heraus, daß ihr Rachewerk unnöthig sei, weil ein Windbruch und Wassersturz die Räuberburg vernichtet habe. Plötzlich sprang aus dem Geleite des Königs ein junger Ritter hervor, der umfaßte Konrad mit heißer Liebe, zog sein Schwert, gab es ihm in die Hand und sprach: Das Schwert ist Dein, denn Du bist der Erstgeborne unsres Vaters, ich bin Dein Bruder Adelhart und wollte, nachdem ich Rache geübt, Dich suchen gehn im ganzen Spessart, und wenn ich Dich da nicht träfe, in der weiten weiten Welt. Und hast mich so bange nach Dir forschen lassen! sagte Konrad. Ja, antwortete Adelhart, vor sechs Wochen starb der alte Burgvogt, der mich aufgezogen hatte; da konnte ich's bei den wilden Thieren nicht mehr aushalten und ging auf gut Glück in den Wald hinein. Also kam ich am Ende in's Frankenland hinab, und bin nun ein freier und fröhlicher Rittersmann in meines Königs Dienst. Jetzt aber, Herr König, gestattet mir und meinem Bruder in mein Gezelt hinabzugehn, da hab' ich die alte Grafenkrone wohl verwahrt für ihn; die soll er tragen und ich will ihm zeigen, wie man die Waffen führt. Das gewährte der König Konrad gerne, aber der ältre Bruder sagte: Mit nichten, erst muß ich doch sehen, ob der Hauptmann, der mich

am Haar gezaust hat, wirklich so stark ist, daß er sich das hat unterstehen dürfen. Du bist gerade so groß wie ich, Adelhart, gib mir einmal Deinen Panzer; ich habe die Waffen wohl gelernt, Schwert und Lanze, bei meinem alten Kapellan. Da habt ihr auch große Thiere, auf die ihr euch setzt; gebt mir so eins, und der Hauptmann soll auch auf einem sitzen, daß die Hiebe frisch von oben herunter fallen, und dann wollen wir's einmal versuchen mit einander; laßt ihn doch kommen. Nun meinten die Fürsten zuerst, Konrad könne unmöglich reiten, da er noch nie ein Roß beschritten; wie aber alle nicht dran wollten, da stand zuletzt Arnulf von Baiern, den man den bösen Herzog nannte, auf, um ihn eine tüchtige Lehre zu geben, und brachte ihm sein eignes wildes Roß. Ehe aber Adelhart ihn warnen konnte, saß er schon oben; der Hengst bäumte, aber Konrad preßte ihm die Weichen zusammen, daß er stöhnte, und schlug ihm mit der Faust auf's Kreuz, daß er im rasenden Galopp den Berg hinabsetzte und erst am Ufer des Flusses schnaubend stille stand. Da riß er ihn an den Hauptbaaren herum, ritt lächelnd den Berg wieder hinauf und gab das schaumbedeckte Thier seinem Herrn zurück. Nun faßte Adelhart guten Muth und waffnete seinen Bruder mit eigner Hand, lehrte ihn auch Zügel und Sporn gebrauchen und gab ihm sein zu allem Ritterspiel wohlgeübtes Roß. Derweil hatten sie auch dem Hauptmann die Ausforderung gebracht, und er kam wohlgerüstet heran. Dreimal rannten sie wider einander, beim dritten Stoß warf ihn der Jüngling in den Sand, sprang alsbald ab und zog das Schwert. Aber der König gebot sie zu trennen, da der Sieg in Ehren entschieden war. Das war Konrad zufrieden und sprach: Mein Waffenmeister hat mir geboten, daß man

dem König gehorchen soll; hub also den Hauptmann auf und sagte zu ihm: Lieber Bruder Mensch, merke Dir's, man soll Keinen am Haar ziehen; denn er könnte dabei leicht böse werden. Darauf verneigte er sich vor den Fürsten und ging mit Adelhart in dessen Gezelt. Der König aber sprach zu den Fürsten: Wir müssen hierher in's Mainthal einen starken Pfleger des Rechtes setzen, damit nicht Räuberei sich erneuere; was dünkt Euch? ich will auf dem Hügel wo wir stehen eine starke Burg bauen, und weil dieser Jüngling hier seine werthe Heimath wiedergefunden hat, soll sie Werthheim heißen auf alle Zeiten. Ihm will ich sie geben, denn er dünkt mich mannlich und hochgemuth; dazu ist er ein mächtiger Graf und das Land von Rechtes wegen sein altes Erbtheil. Drüben aber, wo die Räuberburg war, soll eine Kapelle stehen zum Trost der Schiffer auf dem Flusse und zu Ehren des heiligen Kreuzes, drum will ich den Ort fortan Kreuzwerthheim heißen. Das Alles lobten die Fürsten; der König aber gedachte noch ein Mehreres zu thun, davon er jetzt noch stille schwieg.

Was nun ferner geschehen, davon ist wenig zu sagen. Konrad zog im Geleite seines Königs und lernte bald der Welt Brauch, obwohl derselbe ihm selten gefiel. Am wenigsten konnte er begreifen, was die Dichter und was auch sein eigner Bruder Adelhart von der Minne rühmten. Denn die weltlichen Frauen, die sie priesen, kamen ihm alle so kalt und schwach vor, wenn er an seine herrliche Waldminne gedachte. Darum redete er auch von Eiche nie zu seinem Bruder noch zu sonst Einem, denn Niemand wußte seine hohe Glut zu fassen. Oft aber saß er Nachts und

blickte zum düstern Spessart hinauf, und wenn von dort der Nachtwind herüberrauschte, glaubte er den Odemzug der Geliebten zu spüren; dann bot er seine heiße nackte Brust ihrem schwellenden Sturmkusse und sang seine dunkeln, räthselhaften Lieder dem Walde zu.

Adelhart aber wuchs zu einem herrlichen Ritter herauf; bei Spiel und Rennen war er allemal der Früheste und manchmal der Glücklichste; auch erzählte er dem Bruder oft von einer hohen Jungfrau, die er im Herzen trage; aber den Namen wollte er niemals sagen und meinte, sie sei zu hoch und herrlich für ihn, den armen Ritter, der als zweiter Sohn kein Grafenerbe ihr bieten könne. In allen Dingen, wo es Besitz und Ehre zu gewinnen gab, war Adelhart rascher und glücklicher als Konrad, weil ihm mehr an weltlichem Ruhm und Frauendank lag. Aber der König und alle Männer hielten Konrad höher als den Weiseren, und wenn es Großes galt, war er noch tapferer und stärker als Adelhart.

Also geschah es, daß die Kapelle und das Werthheimer Schloß nahezu vollendet waren; da zogen die beiden Brüder in den Spessart, um den alten Kapellan aufzusuchen. Mühsam zwang Konrad seinen Schritt, daß er nicht nach der Gegend ausbog, wo Eiche wohnte; aber er glaubte dem weltlichen Leben nun einmal anzugehören, und überwand sein klopfendes Herz. Sie fanden den Alten rüstig, wie Konrad ihn verlassen. Sorglich verschloß er die Thüre des Plankenzauns, um irgend einem spätern Ansiedler die Pflanzung zu erhalten, und kehrte dann mit den Brüdern zu den Menschen zurück. Die Heiligthümer nahm er mit. Ihm schenkte Konrad die Kapelle, die als ein Bild des Friedens an der Stelle alter räuberischer Unthat sich erhub, und gab ihm Acker genug dazu, um selber reichlich leben und dem

Pilger oder Schiffer ein gastlich Obdach gewähren zu können. Heiter und in Gott vergnügt, wie er einst von der Welt geschieden, lebte er fortan in der Welt, und erfreute sich an dem neugrünenden Ehrenkranze des alten Grafenhauses, dem er sein Lebenlang treu gedient.

Das Schloß war vollendet; Konrad wohnte darin und wartete seines Königs, um die Belehnung für seine Erblande zu empfangen. So wenig ihm an der Welt lag, er war männlich entschlossen, mit Kraft und Treue des Landes zu pflegen, Recht und Gesetz zu schirmen. Am folgenden Tage sollte sein Lehnsherr kommen. Da stand er zu Nacht auf dem höchsten Thurm, der Schlaf mied ihn; dunkel kochte es in seinem Herzen. Was soll ich hier? so sprach er. Ein voller Mann, ein Mann für diese Welt werd' ich nie, mein Herz ist nicht bei meinem Haupte, es wohnt drüben im dichten Walde, und so lange ich den Wald anschaue, wird mir nimmer wohl. Da ist mein Bruder Adelhart, er sieht so frisch in die schöne Welt hinein, als wenn sie ihm gehörte mit all' ihrer Lust — und er hat Nichts was er sein nennt! Ständ' er, wo ich stehe — der Graf von Werthheim dürfte um die erste Jungfrau der Welt werben. Aber ich — Eiche fragt nicht nach Grafenkronen, ach und sie wird ja doch niemals mein! Wär' ich nur weit, weit fort, daß ich den Spessart nimmer rauschen hörte, so würde vielleicht mein Herz in mir stille!

Darüber war es Morgen geworden. Der König ritt in die Burg, Adelhart in seinem Gefolge, aber neben ihm Gerberga, sein wunderschönes Kind. Die Jungfrau beschaute staunend die Pracht des Schlosses; doch waren ihre Augen trübe, wie Sterne,

die aus Regenwolken schauen. Da sprach der König: Du, Konrad, bist ein reicher und mächtiger Graf. Ich bin aus einem Herzog, nicht größer als Du, ein König worden; wer weiß, was Dir noch blüht. Um eine Königstochter darf kein Vasall werben, aber der König darf seine Tochter frei bieten, wenn er will. Sieh da mein Kind; willst Du sie? Da bebte Konrad sein Herz in der Brust; hold und zart stand die Erdenbraut vor ihm, er fühlte, daß, wenn er je im Leben heimisch werden solle, ein solches Weib ihn an den Herd ketten müsse; er empfand es, daß dieser Augenblick ein Leben entscheide, und in ihm quoll ein seliges Hoffen, daß in Gerberga's Armen vielleicht jenes bange Schmachten nach der Ferne verschwinden möchte. Da flog von einem leichten Windstoß das Fenster des Saales auf, Konrad's Haar wallte um sein Haupt, seine Stirn kühlte sich im Geisterkusse des Waldhauchs — er sah in Gerberga's Augen eine Thräne, und Adelhart war todtenbleich geworden. Erst jetzt blitzte es in ihm auf, daß die hohe Jungfrau, von welcher der geliebte Bruder ihm geredet, keine andere sei, als die Königstochter. Sein Herz wurde minder fest, und er sprach: Edler Herr, der Graf von Werthheim soll Euer Kind haben, aber der Graf bin ich nicht und will's nicht werden. Ich spür' es, mein einsam Leben in den Wäldern hat mir Kraft und Lust geraubt ein weltlich Lehen mit Verstand zu regieren. Ich lasse Land und Leute aus meiner Hand; da steht Adelhart, mein tapfrer und getreuer Bruder, dem gebt Alles! — Da fiel die schöne Gerberga zu ihres Vaters Füßen, Adelhart aber flog in die Arme seines Bruders, und der König sah, daß wider Minne keine Königsgewalt Etwas vermag; Adelhart gewann die Braut und das Lehen. Konrad aber sprach: Ich

will in einem fernen Land wider die Heiden streiten, wo ich sie finde; gebt mir Urlaub, mein hoher Fürst. Darauf ritt er von Werthheim fort, vorher aber küßte er seinen Bruder und sagte zu ihm heimlich: Adelhart, nun sehn wir uns nimmer wieder; sei Du ein getreuer Graf und milder Herr, Vater eines glücklichen Geschlechts. — Und das ist auch geschehen. Denn Adelhart hat Gerbergen heimgeführt und lang in Frieden mit ihr gelebt, und auf der Burg zu Werthheim hat es nie gefehlt an lustigem Ritterspiel, Tanz und Minnesang. Auch lebt ihr Geschlecht und ist blühend geblieben bis auf diesen Tag.

Konrad aber ritt am Main hinab, denn er wollte nach dem Mittelmeer ziehen, wo dazumal die Araber die Christen hart bedrängten. Also kam er in die Stadt Mainz. Da traf er einen Juden aus dem mittäglichen Frankreich, der ihm einen gefangenen Araber zum Kauf anbot. Der Araber verstand wohl die hispanische Zunge und wußte viel zu erzählen, wie allda christliche Ritter viele heldige Thaten gegen sein Volk verübten. Da beschloß Konrad, diesen zu kaufen und brauchte ihn als Wegweiser und Dolmetsch, bis er von ihm die hispanische Sprache gelernt hatte und über das große Pyrenäengebirg gekommen war. Daselbst ließ er den Araber frei und gestattete ihm, daß er zu seinem Volk zurückkehrte. Er selbst aber ritt in die gallizischen Gebirge hinauf, wo ein Paar tapfre Grafen, abgestammt von den edeln Gothen, die vor Zeiten in dem ganzen hispanischen Lande herrschten, kleine christliche Königreiche gegründet hatten und den Heiden täglich mehr Land abgewannen. Deren Einem bot er Arm und Schwert an, und sammelte bald eine kühne Reiterschaar um sich,

mit der er große Thaten vollführte. Von den Kriegen singen auch die Spanier noch viel in ihren alten Liedern; aber weil dies Volk immer nur sich selbst achtet aus großem Stolz, so wissen sie von dem tapfern deutschen Krieger nichts mehr, der ihnen doch redlich geholfen hat. Was aber Konrad dazumal für Schlachten gewonnen und wie viel schöne alte Römerstädte er erobert hat, davon wollen wir schweigen. Denn man findet solche Dinge in den alten Ritterbüchern gar viele erzählt, und mag sich ein Jeder das selber denken. Auch manches schöne Weib hat er geschaut, denn die heiße Sonne des Landes färbt die Locken dunkler und gibt den Augen einen wildern, lockendern Glanz als unsre Frauen haben, besonders aber den Mohrinnen, die von allen Frauen der Erde die schönsten und heißesten genannt werden. Aber Konrad wurde von keinem Pfeil getroffen, den die brennenden Augen auf den starken blonden Helden schossen. Ihm war nur wohl im Schlachtgewühl, wenn das Blut des Feindes noch heißer als sein eigenes aus weiter Wunde hervorschoß, wenn klirrender Schwerterschlag, rauschende arabische Schlachtweisen den stillen Ruf seines Herzens übertönten. Wohl schauten ihn, wenn er Nachts durch die südlichen Wälder ritt, die schlanken Pinien stolz und zierlich an, wohl grüßte ihn der Oelbaum mild mit silbernem Licht, wohl angelte die Aloe mit ihren scharfen Blättern nach seinem Herzen. Auch in ihnen wohnten Geister voll Minnesehnsucht, und Konrads Herz empfand ihre Nähe und ihre leise Lockung. Aber Eiche blieb seine Minne, und vergebens suchte er im südlichen Lande auch nur nach einem nordischen Eichbaum, der ihm wenigstens die Wohnung seiner Geliebten hätte abbilden können.

Eine schwere Schlacht war geschlagen. Hoch oben auf wilder Gebirgskette, im Passe, der aus den Christenlanden ins maurische Gebiet hinüberführte, saß Konrad todtmüde vor seinem Zelte. Unter ihm lag das blutige Schlachtfeld, dahinter weit ausgebreitet das Mohrenland, zu dessen grünen Ebenen er den Christen den Zugang erstürmt hatte. Der Mond spiegelte sich im Blute der Erschlagenen, sein weißes Licht fiel auf die Leichen und ließ die Blässe des Todes noch grauenvoller aus ihrem Antlitz leuchten. Fern aus den Schluchten tönte noch der Hufschlag der fliehenden Feinde, der mörderische Schlachtjubel der verfolgenden Christen, der Todesschrei einzelner Gefallenen zu ihm herauf, während droben die Nacht schon Alles in schweigenden Frieden einhüllte. Da faßte ihn mit ungeheurer Macht der Gedanke, wie die Menschen so voll von Haß und Sturm, und wie die Natur und das Reich ihrer Geister so friedlich und selig sei. Hatte er sich schon in den Armen seines Bruders und vor dem Angesicht seines edeln Königs Konrad kalt und fremd gefühlt, wie viel weniger konnte er unter diesem mordlustigen Geschlechte des Südens heimisch sein? Sein Bart begann weiß zu werden vom Mühsal des Lebens, vom Frost des Nordens, von der Mittagsglut des Südens, obwol sein Leib stark blieb und seine Seele ewig jung wie allezeit. Er hatte, obwol nur mit halbem Herzen, dennoch tapfer und getreu in der Noth des Lebens gestanden; die blühende Ebene zu seinen Füßen kam ihm vor wie ein gelobtes Land, in das er wol hinabschauen aber nicht eintreten dürfe. Allen Glanz der südlichen Mondnacht hätte er gegen des Spessarts nebelverhangene Finsterniß gerne hingegeben. Am Abendhimmel düsterte Gewölk, noch schimmernd vom matten Widerschein der längst versunkenen Sonne; seine

Sehnsucht weckte heimatliche Bilder aus den Wolken. Ueber den hohen Sierren, deren weiße Schneekuppen zu ihm herüberglänzten, bauten sich die langgestreckten dunkelrothen Höhenzüge des Spessart auf; über ihnen schwebten kleinere Wolkenmassen hin, bald das Bild des steinernen Mönchs, bald auch die Gestalt des mächtigen Baumes heraufzaubernd, dessen Seele seine Geliebte war. Da leuchtete es mit Einem Male in seinem Innern auf, was Eiche bei der ersten Begegnung zu ihm gesprochen: Nur wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihre Brust, den läßt sie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille. Konrad prüfte sein Herz und sein Leben; ja, er war los, ganz los von der Welt, nach That und Abenteuer rang seine Seele nicht mehr; ohne es zu ahnen, hatte er ja schon lange die Bedingung erfüllt, Nichts mehr zu besitzen. Da sank sein Erdentraum hinter ihm in die Nacht hinab, und wie ein rosiges Morgenlicht ging ihm die Hoffnung auf, nun der Waldesbraut in die Arme sinken zu können.

Sein Entschluß war fest; er berief die Führer seiner Reiterschaar, dem Tapfersten überantwortete er die Fahne. Alle weinten, nur Konrad nicht; er bestieg sein Roß und ritt durch die Schlucht nach Norden hinunter und so immer fort, durch das ganze Land Burgund, bis er Abends in der Herberge auf einmal mit deutschen Worten vom Wirthe gegrüßt wurde. Der erzählte ihm, daß König Konrad schon gestorben sei, und daß ein König, den der Ritter nicht kannte, Heinrich aus sächsischem Blut, das Land in gutem Frieden regiere. Damit löste sich das letzte Band von Konrad's Herzen; auch sein Vaterland konnte ihn missen. Er that sich des letzten Besitzes ab: Helm und Harnisch gab er

einem muthigen jungen Bauer, der mit ihm eine Tagereise weit gewandert war; im Odenwald zäumte er sein getreues Roß ab; drückte noch einmal seine Stirn in die stolzen Mähnen, und ließ es mit sanftem Handschlag in den freien grünen Wald laufen. Er aber zog einen Pilgerrock an und wanderte durch's Thal der Tauber dem Spessart zu. Als das Flüßchen ihn an den Main geführt hatte, sah er im Sternenschein am Fuß des Schloßberges ein aufblühendes Städchen liegen, droben auf der Burg scholl Tanzreigen und frohes Zecherlied; schweigend lag gegenüber die Kapelle, wo er Eiche zum letzten Male gesehen. Er erkannte, daß er auch hier überflüssig sei, denn daß Adelhart Land und Leute wohl regierte, sah er der Gegend an, auch sagte es ihm der alte Werthheimer Schiffer, der ihn nach dem andern Ufer hinüberfuhr. Dort erstieg Konrad den Berg und trat in das Kirchlein ein; beim Schein der ewigen Lampe kniete der eisgraue Kapellan am Hochaltar, er war über dem Beten eingeschlafen, und milder Friede lag über dem greisen Haupte. Konrad wekte ihn nicht; dem Alten hätte sein Entschluß, zum Walde heimzukehren, nur ein Räthsel oder seine Geisterminne gar ein Frevel erscheinen müssen. Leise küßte er die väterliche Hand, die seiner Jugend gepflegt, und kniete vor dem Altar neben dem Greise nieder, um zu dem großen Vater des All's zu beten, der all' seine Kinder, Geister wie Menschen, mit gleicher Liebe umfaßt und dereinst in seinem Schooße versammelt; in ihm wußte er sich auch mit Eiche selig vereint, obwol sie vom heiligen Wasser und vom Himmelsbrot Nichts wußte. Dann stand er auf, und an jenem Hügel, von wo er einst die Zerstörung seines väterlichen Schlosses angeschaut,

hielt er seinen ersten tiefberuhigten Nachtschlummer; war er doch nun in's Reich seiner Geliebten eingetreten, wo einst ihr Gewand gerauscht und ihr Kuß ihn angeweht hatte.

Als er erwachte, lag der Nebel im Mainthal; nur die oberste Zinne der Burg und das goldne Kreuz der Kapelle schimmerten über die grauen Massen hervor. Es war das letzte Mal, daß er sein Erbland überschaute; ohne Gram und Thräne nahm er da oben von der Welt Abschied, von wo er einst an jenem sonnigen Morgen sie zuerst begrüßt hatte. Aber auf der ersten Tagreise fand er noch viele Menschen. Seit Frieden im Lande war, hatten sie sich aus den Thälern in den Wald hinaufgezogen und sich Hütten gebaut; die hohen Stämme waren zu Balken und Schwellen zerfällt worden, und überall, wo noch Wald stand, klang die lichtende Axt. Mit Schmerz sah Konrad die geliebten Bäume fallen; bald aber verstummte jeder Menschenlaut, er kam wieder in die noch unbetretene, noch ganz jungfräuliche Wildniß. Aber statt der Menschen umbrauste ihn das Leben des Forstes, die Hirsche nickten ihm zu als einem der Ihrigen, der Specht, als er ihn sah, hämmerte noch eins so lustig auf die Stämme, die Nachtigallen sangen ihm ihre Freudenlieder entgegen, und wo ein Buchfink flog, der rief ihm mit schmetterndem Schlage zu: Liebster, willst Du mit zu der Liebsten gehn? Auch die Bäume surrten mit lustigem Mädchengeflüster, als ob sie seine Ankunft weiter melde-ten. Schon ragte fern der Berg, auf dem die drei Tannen standen, und wo Konrad ihn zuerst sah, da rastete er die zweite Nacht. Es war ja Alles, Alles, wie sonst, er hatte den freudigsten Muth, daß er auch Eiche finden werde wie vorzeiten; darum

gönnte er sich die Ruhe und schlief abermals so selig, wie ein Kind dem Weihnachtstraum entgegenschlummert.

Konrad stand an dem Felsen, in den der Bach sich verlor. Der Mond warf hell wie vor Jahren sein Licht auf den Hochwald zu seinen Füßen, unten grüßte ihn mit rauschendem Wipfel der Eichbaum, den die Geliebte bewohnte. Er trat auf den mondhellen Wiesenfleck — er wagte nicht nach dem Bachsturz hinzusehen, denn dieser Augenblick entschied ja, ob er das Ziel seines ganzen Lebens auf ewig verliere oder gewinne. Wie beschwörend sang er sein altes Lied, und wie er an die Worte kam:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
selige Schönheit, enthülle dich mir!

da erst schaute er auf — sie war's! sie stand da im schäumigen Bade des Wassersturzes, die nackte übermenschliche Gestalt. Ihr Auge lachte ihn mit williger Gewährung an, sie duldete seinen Kuß, sie wühlte ihren Busen durch die Falten des Pilgerrockes an seine Brust heran, zitternd von Wonne und Liebesweh. Worte sprachen die Seligen nicht, die Lippen fanden eine heißere Sprache, die Geister einen mächtigern hingebenden Austausch. Wie die Blume, die den langen Sommer hindurch in schwelgender Lust die Kraft der benachbarten Blüte einzieht, so vollkommen glücklich war der Mann, denn er sog Eiche's ewigselige, von keinem Schmerz je getrübte Geisterseele im Kuß in sich herüber; aber das Weib war von wonnigem Schmerz durchbebt, weil der Ge-

liebte seine Seele ihr einhauchte, die menschliche, von Weh und Sehnsucht zerrissene. Beide genossen, was Jedem zur Ergänzung gefehlt, sie den süßen Schmerz der Erde, er die Wonne des Geisterhimmels. Berauschend dufteten die Maienglocken, die unter ihrer Umarmung starben, der Gießbach rauschte wie Silberglöckchen in seinem Sturze, die Nachtigallen fernab im Laubwald schmetterten die schwellenden Jubeltöne erfüllter Minne. In Einen Augenblick drängten sich alle Jahre Konrad's zusammen — sein Leben war erfüllt.

Aber da rauschte, krachte, donnerte es fern, fern im Walde, wie von beginnendem Orkan. Eiche schauderte in seinen Armen, sie fuhr auf und lauschte, dann sprach sie rasch und bang: Nun wirst Du sterben! Lächelnd fragte er: Doch an Deiner Brust? Ja, rief sie, an meiner Brust, von milden Armen gehalten, und ich sterbe mit Dir. Wisse: als die mordende Menschenhand immer tiefer in den heiligen Forst eindrang, da erwachte der Haß in der Geisterbrust und es ward beschlossen auf der Elfenwiese, daß Keine von uns, so lange der Spessart grünt, hinfort Einem eures Geschlechts sich in Minne ergeben noch in ihrer Schöne sich enthüllen soll. Tod ihr und ihrem Buhlen! Das war der Spruch. Ich wußte, daß Du wiederkamst, ich hatte Deiner Treue Nichts mehr zu versagen, seitdem Du um meinetwillen die Hand des Königtöchterleins hinwegstießest. Ich bat für Dich als Einen, der nie einen Baum getödtet, weil Du unser heimlich Leben schon längst gekannt. Aber Geisterbeschluß ist unbeweglich — hörst Du, sie kommen!

Ein Felsblock schlug hart neben den Glücklichen nieder. Komm in mein Haus, sagte Eiche, in meinen geliebten Baum;

er schützt Dich bis er bricht, und vor ihm sterbe auch ich nicht. Er soll all' seine tausendjährige Kraft in Dich ergießen, und in dieser Lebensfülle sollst Du sterben.

Und wo bleiben wir darnach? fragte er.

Eiche weinte. Du gehst, ich weiß nicht wohin: ich muß auf der schönen Erde bleiben, so lange sie auf ihrem Felsenkerne fest steht, und in einem neuen Baume wieder aufblühen. Aber der Tag kommt, nach welchem kein Baum mehr wachsen, kein Menschenleib mehr im Mutterschooß reifen wird; dann wird in Einen Ozean, aus dem es floß, unser Leben auch wieder ausmünden, Dein's wie mein's. Darum laß Deine Seele meiner gedenken, wo sie auch verweile; ich aber gelobe Dir, daß ich keinen der Sterblichen noch Unsterblichen mehr lieben will nach Dir; diese unsre Sehnsucht nach einander wird uns wieder zusammenführen. Deinen Leib aber will ich hüten in meinem zerfallenden Schooß, darum komm in mein Haus!

Sie erhuben sich. Der Eichbaum that sich wie eine Pforte vor ihnen auf, tief in seine Wurzeln hinein klaffte ein Spalt, Brautbett und Grab zugleich, in das sie sich hineinlegten. Drinnen umgab sie feuchte schwellende Lebenswärme; in Konrad's Adern drang die übergewaltige Kraft des riesigen Baumes, in niegeahntem Genusse rang er mit dem Weibe in wilder Umarmung; dann entschliefen Beide in wollustvollem Ermatten. Sie haben es nicht gehört, wie draußen entsetzliches Brausen sich erhub, wie in schrecklicher Schönheit das Geisterreich seine vertilgenden Elementarkräfte entfaltete: nur wie eine leise Wunde riß durch ihr träumendes Leben der Todesschmerz hindurch, als nun der mäch-

tigste der Luftgeister die Krone ihres Baumes in seine Faust faßte und dreimal herumwirbelnd sie vom Stamme losbrach, als darauf der ragende Stumpf von den Felsriesen mit steinernen Keulen geschlagen wurde, und der schwellende Bach die Trümmer in den Schatten des Hochwaldes zerstreute. In ihrem festen, knorrigen Wurzelbette hielt die gestorbene Eiche den Leichnam des geliebten Mannes umfaßt; traulich und feurig, wie die Liebenden, hatten sich Minne und Tod umarmt.

Auch ich zog durch den Spessart. Am einsamen Waldplätzchen, müde und verirrt, bin ich entschlummert unter einer Eiche, die aus dem uralten Rumpfe einer gebrochnen hervorgeschossen war. Keine Elfin hat sich mir enthüllt, denn die Geister halten ihr Wort, und auch mein Herz war an ein fernes süßes Lieb gefesselt, ehe ich den Zaubergrund des Forstes betrat. Aber in meinen Schlaf rauschte mir das Eichlaub die freudige Mähr von der Minne, die gegen des Geschickes Beschluß einen sterblichen Mann mit einem unvergänglich lebendigen Geiste gepaart und in Beiden die Schrecken des Todes überwunden hatte durch selbstvergessenen Genuß. Getreu, wie Eiche durch ihr Laubflüstern sie der Sängerbrust zugeweht, hab' ich die Mähr' des Waldes Euch wiedergebracht. Wem die Geister noch leben, der glaubt es, daß sie dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward; wem aber nie das schauende Auge geöffnet war für eine andere als die Welt der Menschen, der mag sagen: Es war eines Dichters Traum im Spessart.

Rheinischer Dichter-Salon.

Die halboffene Rose.

Von allen Rosen die am Hage sprossen,
Ist keine so mit süßem Duft gewürzt,
Als du, die halb erst ihren Kelch erschlossen,
Von grüner Knospenhülle noch geschürzt.

Den Andern, die entfaltet jedes Läubchen,
Entführte bald den besten Geist die Luft;
Du aber hältst die feinsten Blütenstäubchen
Im tiefen Kelch gesammelt voller Duft. —

Halboffne Rose, lieblichste vor allen!
Du mahnest mich an ächten Liedes Reiz:
Soll es erwecken süßes Wohlgefallen,
So dehn' es nicht die Bilder allerseits.

Nein, faßt es in geheimnißvoller Kürze,
Die inn'rer Schönheit Fülle ahnen heißt!
Dann sammelt sich im Kelch die feinste Würze,
Dann athmet's aller Süßigkeiten Geist. —

Halboffne Rose, lieblicher denn alle!
Du mahnest mich an ächter Liebe Sinn:
Die rührt mich nicht, die stets im Redeschwalle
Des Herzens offnes Blatt mir breitet hin.

Nein, wo nur manchmal zart aus Aug' und Munde,
Wie aus der Knospe dringt ein warm Gemüth,
Ahn' ich entzückt, daß tief im Herzensgrunde
Noch reich der Liebe Rosenfeuer glüht.

Adolf Stöber

Der Vogler.

Im Morgengold der Frühthau blitzt,
Der Vogler in der Laubhütt' sitzt,
Ein frischer Junge, wohlgemuth,
Mit Wangen voller Rosengluth.

„Ich lockt' und fing der Vögel viel
Im Garn mit list'gem Pfeifenspiel,
Kibitz und Drossel, Fink und Specht
Mir waren wie sie kamen recht.

Ein Hüttchen steht mir auch im Wald,
Der Lenz umspinnt's grün alsobald,
In meinen Käfigen singet klar
Manch traut und heimlich Vögelpaar.

Hör' ich ihr Singen so allein,
So möcht' ich auch zu Zweien sein,
Möcht' drücken auch in süßer Lust
Ein lieblich Liebchen an die Brust!"

Und wie der Vogler also spricht,
So flattert ein Vöglein goldiglicht
Ins Garn ihm und er säumt nicht lang,
Will haschen gleich den guten Fang.

Das Vöglein schaut ihn an so mild:
„Gott grüß! du junges Menschenbild!
Ich will dir sein dein lieblich Lieb,
Den Brautkuß deiner Holden gieb!“

Die Fäden drauf hat's aufgepickt;
Der Vogler weiß nicht wie sich's schickt,
Der Fittig schwirrt, das Aeuglein blitzt,
Das Schnäblein sich zum Kusse spitzt.

Und eh' der Knabe sich's versehn,
Ist auch das Wunder schon geschehn —
Ein holdes Mägdlein voller Lust
Herzt ihn und drückt ihn an die Brust.

Wie jauchzt und schallt sein Lied zur Stund',
Hoch in die Luft aus Waldesgrund:
„Fahrt hin, ihr Vöglein all', fahrt hin,
Mein ist des Waldes Königin!“

August Stöber.

Kunst und Natur.

Der Sprachen hatt' ich mich beflissen
In meiner Jugend ohne Rast;
Ich habe lange lernen müssen
Eh' ich nur Eine recht erfaßt.

Viel leichter ist es mir geworden,
Wann ich im kühlen Walde lag,
Umsäumt von blumenreichen Borden,
Hoch über mir den Lerchenschlag.

Das war ein seliges Studiren
Und eine sel'ge Sprache auch!
Das war ein Klingen, Musiciren
Und Grüßen in jedwedem Strauch.

Das war ein Rauschen, Schwatzen, Fragen!
Die Meisterin sie hieß — Natur;
Viel tausend Blätter, aufgeschlagen,
Sie lehrten Eine Sprache nur:

Die Sprache, die in jedem Lande
Erschallt zu Gottes Lob und Preis,
Die Sprache, die des Herzens Bande
Mit Einem Laut zu sprengen weiß.

Friedrich Otte.

Der Negerknabe.

Bei Cairo, die durch Buonaparte war gefallen,
Hat gewohnt ein fränk'scher, thatenlust'ger Handelsherr,
Hart am Nilstrom in der Villa prachtgeschmückten Hallen.
Seine schöne Tochter trennte sich von Frankreich schwer.
Unter dieses reichen Mannes vielen Neger=Sclaven
War ein Knabe, den man fast umsonst ihm überließ;
Aber dieser Knabe konnte beinah niemals schlafen
Und that immer nur verdrießlich, was man streng ihn hieß.
An dem Eigensinne mußte selbst die Straf' ermatten,
Sichtlich zehrt' er ab, und wurde von der Schaar verlacht:
Doch der holden Bernardina folgt' er wie ein Schatten,
Jeder ihrer Schritte wurde treu von ihm bewacht.

Gegen Westen über Siwahs friedliche Oase
Sank die Sonne gluthroth, trüb vom Heerrauch eingehüllt.
Schon betrat der Königslöw' die feuergelbe Straße,
Die vom Sandmeer führt zur Quelle, wo den Durst er stillt.
Dunkle Purpurstrahlen schmückten noch die Pyramiden,
Ob Arabiens Bergen stand des Vollmonds bleicher Schild,
Schweigend lag die Mars=Stadt in dem tiefen Abendfrieden.
Von wehmüth'ger Lust war Bernardina's Herz erfüllt.
Ihr Geliebter weilte fechtend in den Heeresreihen,
Deren jugendliche Kraft damals die Welt bedroht'.
In dem Garten wandelnd sah sie zu dem blauen, freien
Ostlands=Himmel, der noch Trotz dem finstern Heerrauch bot.
Balsam stieg aus den Gebüschen, und die Lorbeer=Rose
Neigte wie verschmachtend sich dem kühlen Springborn zu;

Einer Lampe glich die gelbe Prachtblum' der Mimose,
Welche Genien aufgehangen für die nächt'ge Ruh.
In den maurischen Kiosk trat weinend Bernardina,
Setzte sich dann langsam nieder auf den seid'nen Pfühl,
Nahm die schmerzvertraute Milaneser Mandolina,
Ueberwältigt von der Liebe unvergänglichem Gefühl.

Mit dem Rücken saß sie gegen des Kioskes Thüre,
Nach der Sonne blickend, die ein Schleier schwer umzog,
Während in dem hohen gluthentbrannten Luftreviere
Der Flamingo dürstend nach dem Götterstrome flog.

„Werd' ich einst dich wiederschauen,
Furchtbar glüh'nde Abendsonne,
Nebelfrei auf Frankreichs Auen,
An den Ufern der Garonne? —

„Dort blüht auch ein schöner Garten,
Dort auch steht des Vaters Haus.
Seine Blumen treu zu warten,
Zog ich früh am Morgen aus.

„Kam doch Einer mir zu helfen,
Der vielleicht mich nie mehr schaut!
Ach, wir glaubten günst'gen Elfen
Unsre Liebe anvertraut!

„Zwischen uns sind Berg' und Meere
Und ein ehernes Geschick.
Ja, des Vaterlandes Ehre
Mordete der Liebe Glück!"

Von der Seite schlich der arme weltverlassne Knabe
Leise her, vom Herzenstriebe und dem Ton gelockt.
Er ging sehr gebückt und schwach an einem dürren Stabe —
Plötzlich — steht er still — und starrt — weil alles Blut ihm stockt,
Man vergaß die äuß're Gartenthüre zuzumachen: —
Am Kioske liegt ein ungeheures Krokodill,
Schon im Inner'n gähnt sein rother, beutegier'ger Rachen!
Vorgestiegen ist es aus dem tiefen Schlamm am Nil.
Ruhig liegt es wie gebannt von Bernardina's Stimme,
Aber tritt nur eine kleine Zwischenpause ein,
Reget es den braungeschuppten Körper wie im Grimme,
Und des Liedes Ende — wird ihr Lebensende sein.

Leise, leise schleicht der arme Negerknabe näher:
Warnen darf er nicht! das brächte seiner Huldin Tod.
Seine Herzensangst wird schrecklich! steiget immer höher!
Gegen Westen schwindet schon das letzte Abendroth. —

„Werd' ich einst dich wieder schauen,
Furchtbar glüh'nde Abendsonne,
Nebelfrei auf Frankreichs Auen,
An den Ufern der Garonne?" —

Jetzt verklingen sanft der Mandolina Saitentöne;
Unruhvoll regt sich das Unthier am Kioskenthor; —
Nun will sich erheben die noch ahnungslose Schöne,
Da springt pfeilschnell — der getreue Negerknabe vor!
Wirft dem Ungeheuer sich in den zahnvollen Rachen,
„Gern sterb' ich für Dich!" so schallet noch sein letzter Schrei: —
Bernardina — todtbleich — wie verfolgt vom Höllendrachen,
Springt durchs Fenster! ist gerettet! und — der Knab' ist frei! —

Joseph Freih. von Auffenberg.

Waldmährchen.

Im Wald, im Wald
Das schallt und hallt,
Das lockt und ruft
Auf schwankenden Wipfeln, drüber hoch in der Luft,
In den dunklen Büschen und Sträuchen!
O ihr Böglein, ihr tausend Waldvögelein all,
O könnt ihr mit weckendem werbendem Schall
Mit Singen und Klingen, mit Jauchzen und Schmettern,
Beim Sausen in Wipfeln, beim Rauschen von Blättern,
Noch immer den Zauber nicht scheuchen?

Der Einsiedel mit dem langen Bart,
Der schläft in der finsteren Klause;
Sein Kissen ein Stein, sein Lager gar hart,
Kein Tisch und kein Stuhl in dem Hause,
Nur ein Buch, umschlossen von eisernem Band,
Und ein Schwert in der Scheide hängt drin an der Wand:
Das ist mir ein seltsam Geräth!
Keine Küch' und kein Keller,
Kein Becher, kein Teller,
Das ganze Jahr fasten,
O weh, wer, zu gasten,
Vor der öden verzauberten Zelle steht!
Wer sagt mir, wie das so gekommen, und wann,
Mit dem Klausner und mit seiner Zelle?
Da guckt mich der Buchfink treuherzig an
Und erzählt mir's, der kluge Geselle.

Das kommt vom Harren und Hoffen,
So hat mir der Buchfink gesagt;

Einst stand die Pforte weitoffen,
Und der Mann trat heraus unverzagt,
Und gerauscht haben alle die Blätter
Des Buchs, und gebebt hat der Wald,
Und geblitzt hat das Schwert wie im Wetter;
Doch vergangen ist alles gar bald.
Denn, der's so gewaltig geschwungen,
Der sah, daß er doch nichts errungen,
So fest er auch stand im Gefecht. —
Was hat er denn wollen erringen?
Da schüttelt der Buchfink die Schwingen
Und schmettert: Die Freiheit, das Recht.
Und also erzählt' er mir weiter: Gib Acht,
Nun kam einst und rieth ihm der Schuhu bei Nacht,
Er sollt' es versuchen mit Beten,
Mit Beten und Hoffen, das hülfe gar oft;
So hat dann der Mann auf das Beten gehofft
Und die Füße nicht wund sich getreten.
Und über dem immerdar Hoffen und Beten,
Da ist er denn endlich eingenickt,
Und schläft nun, der Klausner, so lang, so lang,
Ob die liebe Sonne auch Tag für Tag
Ihre Stralen auf treuen Botengang
Durch Dick und Dünn, durch Busch und Hag
Nach dem Mann mit dem Schwert und dem Buche schickt.
Nun träumt er davon, wenn die Bäume wandeln,
Dann (träumt er) dann würd' er sich heben vom Knieen,
Dann (träumt er) dann wär' es erst Zeit zu handeln,
Dann (träumt er) er werde aus der Zelle zieh'n.

Dann und nicht eher?
Ohne Rast
Schlägt der Häher
Mahnend auf dem Tannenast,
Der Guckkuk ruft die Jahre aus;
Wann verläßt der Einsiedel sein finstres Haus?
Der Specht zählt nach
Und pickt und klopft,
Ob er noch nicht wach!
Jede Ritze verstopft,
Ueberwachsen von Moos das Schlüsselloch,
Auf den blinden Scheiben der Eppich kroch,
Die Ameisen ziehen die Wälle ringsum.
O was für ein Leben,
Ein Wandeln und Weben,
Und der Einsiedel drinnen so todtenstumm!

Er muß wohl verwünscht und verzaubert sein;
Wie währte sein Schlaf in den Lenz sonst hinein?
Ich weckt' ihn wohl gern, doch vermag ich es nicht.
Am End' schläft er gar bis zum jüngsten Gericht?
Und all die Lebendigen fragen ihn dann:
Was hast du gethan, du geruhsamer Mann?
Dann sagt er (und hofft auf Vergebung wohl gar):
Ich habe geknie't, bis erblichen mein Haar,
Ich habe gebetet und schlief dabei ein,
Und ich träumte von sonnigen Tagen.
Nun wird's der verheißene Tag wohl sein,
Nun hat wohl die Stunde geschlagen?

Aber die Lebenden alle, die kennen ihn nicht,
Sie sagen's dem Aermsten in's Angesicht:
Längst schlug sie ja schon; längst ist sie dahin,
Du hast sie vor Harren versäumt;
Dein Beten, — du hast deß keinen Gewinn,
Und das Leben, das hast du verträumt.
O Vöglein, ihr Vöglein, so schlagt mit den Schwingen,
So schlagt an die Siedlerglocke mit Macht;
So erhebt ein gewaltig vielstimmiges Singen,
Bis daß euch der Klausner aus Träumen erwacht.
So brechet, ihr Quellen, durch Moos und Gestein
Bis dicht an die Zelle und brauset hinein,
Und ihr Eichen, rauscht wie zur Hermannsschlacht,
Und du Eisen klinge aus tiefem Schacht
Das Herz bewegend herauf, herauf,
Und klinge: Wach' auf, o wach' auf!
Wie aberlautet die rechte Weise? —
Horch, ganz leise, o wie leise
Tönt sie eben aus der Zelle,
Jetzo lauter schon und helle,
Jetzt so stark wie Sturmesweh'n.
Ha, wie die Eichen,
So fest sie im deutschen Grunde steh'n,
Dem Zauber weichen!
Wie die Quellen
Zu Strömen anschwellen!
Ringsum ein Zittern
Wie von Gewittern;
In Splittern
Die Scheiben, weitaufgethan

Der Klause Thor.
Er tritt hervor.
Das ist kein Greis, das ist ein Mann,
Der hebt das Schwert, der hebt das Buch,
Das aufgeschlagne, daraus der Spruch
Befreiend tönet,
Daß Fels und Herz davon erdröhnet.
Kräftereich,
Göttergleich
Schreitet er aus dem verwünschten Haus.
Wohin? Was wird er beginnen und wagen?
 Waldmährchen ist aus.
Die Wahrheit wird er selber sagen!

Eduard Duller.

Deutscher Geist.

(Ein Trinkspruch.)

Deutschland, deine Thürme heben
Ihre Zinnen klar hervor,
Deine Eichenwipfel streben
In das Himmelblau empor,
Und es wandlen deine Frauen,
Wo die Rebenblüthe sprießt,
Und der Strom durch grüne Gauen
Seine Wogenstrudel gießt.

Aber doch ein höh'res Zeichen
Als die Zinnen deines Dom's,
Als die Wipfel dieser Eichen
Und das Rauschen deines Strom's
Ist der deutsche Geist, der ernste,
Der in's tiefste Wesen dringt

Und das Nächste wie das Fernste
Durch sein Machtgebot bezwingt.

Der so lang mit leiser Schwinge
Durch die Aetherluft gerauscht,
Der das Wesen aller Dinge
Tief im Erdenschooß belauscht,
Er verläßt die stille Scene,
Hat ein andres Feld erwählt
Und tritt ein in die Arene,
Ganz gerüstet und gestählt.

Nun wohlan, durch's Neu' und Alte,
Das im Kampfe dich umkreis't,
Streb' empor, erheb', entfalte
Deine Schwinge, freier Geist!
Liegst ja noch zu dieser Stunden
Mit der Finsterniß im Streit,
Und wärst längst schon überwunden,
Wärst du nicht von Ewigkeit.

Theod. Creizenach.

Ehre sei dem Eisen!

Ehre sei dem Eisen! —
Eisen, dich o starkes Herz,
Starkes Herz des Erdenballes;
Eisen, dich gewaltig Erz,
Herrscher jeglichen Metalles:
Dich muß jeder Sänger preisen.
Ehre, Ehre sei dem Eisen!

Ehre sei dem Eisen! —
Schnödes Gold verlockt zur Schmach
Und umstrickt das Aug' der Tugend;
Eisen hält die Menschheit wach,
Stählt das Alter, führt die Jugend
Zu des Ruhmes Sonnengleisen.
Ehre, Ehre sei dem Eisen!

Ehre sei dem Eisen! —
Schöner blühet jedes Thal,
Trägt's vom scharfen Pflug die Narben;
Froher glüht der Sonne Strahl,
Blickt die Sichel aus den Garben.
Buntgeschmückte Fluren preisen:
Ehre, Ehre sei dem Eisen!

Ehre sei dem Eisen! —
Wenn die Völker auferstehn
Und zum Kampf die Männer schwirren;
Wenn der Freiheit Banner wehn,
Büchsen knallen, Schwerter klirren,
Dann ertönt's in stolzen Weisen:
Ehre, Ehre sei dem Eisen!

Ehre sei dem Eisen!
Seine Kraft ist Hort und Schutz,
Hort im Frieden, Schutz in Kriegen.
Eisen bricht Despotentrutz;
Eisen lehrt die Völker siegen.
Ehre drum in allen Kreisen,
Ehre, Ehre sei dem Eisen!

Ludwig Kalisch.

Traum und Leben.

Als Knabe hatt' ich manchen kühnen Traum:
Der Blüthenbaum,
Der über mich die schweren Zweige senkte,
Sah glüh'n des Schläfers Wang', indeß zumeist
Im Traum sein Geist
Auf hohem Meere stolze Schiffe lenkte.

Auf Purpurfluthen zog ich dann dahin;
Verwegner Sinn
Hieß bis zur fernsten Thule bald mich streifen,
Und wieder längs den Palmenbuchten dann
Von Hindostan
Ließ ich entzückt die trunknen Blicke schweifen;

Sah aus dem Meer mit schilfbekränztem Haar
Die bunte Schaar
Der Nereiden und Tritonen steigen;
Arion dann, vom schimmernden Delphin
Ließ Melodie'n
Erklingen, jauchzend folgte ihm der Reigen.

Und Kämpfe auch! o seht ein Segel dort!
Ein Schiff gen Nord!
Ho! ho! zu Hauf! Wir nehmen den Corsaren!
Die Salve kracht; nun Schiff an Schiff, es saust
Hoch in der Faust
Der Säbel blitzend, bis wir Sieger waren.

Und welcher höchste Preis für meinen Sieg!
Nicht schöner stieg

Einst Aphrodite aus des Meeres Schaume,
Wie jetzt Circassiens Tochter vor mir stand, —
Doch schnell verschwand, —
Denn ach! ich war erwacht aus meinem Traume.

Nichts von dem Kindertraum ward mir erfüllt,
Mir blieb verhüllt
Die fremde Welt mit ihren Paradiesen;
Doch alle Wonnen, die die Heimat hegt,
Hab' ich gepflegt,
Sie will ich reich in meine Lieder gießen.

Voll Zauber sind des Rheines Buchten all',
Die Nachtigall,
Sehnsüchtig klagt sie auch aus diesen Zweigen;
Aus jenem Felsen lockt die Lurelei,
Die schönste Fei,
Wenn Du sie stehst, bist Du ihr ewig eigen.

Gleich Indiens Blumen würzt der Rebenduft
Die weiche Luft,
Die Balsamwellen schlägt um diese Hügel.
Aus diesem Becher trinke Lebensmuth! —
Ha! welche Gluth
Durchströmt mich, wohin tragen mich die Flügel!

Und auch an heißen Kämpfen fehlt es nicht;
Im Traumgesicht
Sah ich so schnell des Sieges Preis entschwinden;
Hier werd' ich, die ich suche im Gefecht,
Freiheit und Recht,
Mir ewig an die treue Rechte binden.

Drum nach der Ferne laß das Sehnen sein,
Auch hier am Rhein
Ja kannst du träumen, kämpfen, singen.
Dein Vaterland, du siehst's, es ist kein Traum,
Es bietet Raum
Genug, um nach Unsterblichkeit zu ringen.

Wilhelm Genth.

Sehnsucht.

Wie die Blume nach dem Lenze,
Wie der Vogel nach dem Süden,
Wie die Kunst um ihre Kränze,
Wie nach Frieden alle Müden:
Also sehn' ich still mich wieder
Nach dem wunderbaren Glücke,
Das zwei zauberhafte Blicke
Einstens strahlten auf mich nieder.

Ach, er war nicht ruhig helle,
War nicht ohne Leid und Sorgen,
Dieser Born der Liebesquelle,
Dieser frühe Liebesmorgen;
Aber feurig, voll des Strebens,
Regte sich in seiner Frische
Rings im fröhlichen Gemische
Jegliches Geschäft des Lebens.

Aber rasch und kräftig griffen
Alle Ruder da zusammen;
Jede Brandung zu durchschiffen
Kämpften gegen Fluten Flammen;

Flammen, die aus heißem Lieben
Himmelskräftig sich erheben,
Gegen Fluten, die das Leben
Stillbedächtig hingetrieben.

Nun die schöne Zeit entwichen,
Die Begeisterung dem Schwärmer,
Ist ihr eine nachgeschlichen,
Die wohl stiller, aber ärmer;
Eine, die von süßen Schwänken
Nichts mehr weiß und Liebeswonnen,
Sondern ewig stillbesonnen
Muß an ihre Zukunft denken.

All die Jahre ernster Wendung,
All dies feste Vorwärtsstreben,
Dieses Ringen nach Vollendung,
Ach, wie gerne wollt' ich's geben
Für die schönen Traumgesichte,
Die der Jugendrausch durchglühte,
Gern für jene kurze Blüthe
Diese reifen herben Früchte.

Und mein Leben gleicht zwei Vögeln;
Einer, der die Jugend vorstellt,
Ist die Lerche, die auf Segeln
Des Gesanges sich emporschnellt;
Die da trinkt vom Thau der Aehren,
Die durch dichte Saaten schlüpfet
Und zum süßen Weibchen hüpfet,
Wenn sie will zum Süden kehren.

Und ein Falke ist der zweite,
Auf des Jägers Händen sitzend,
Ewig spähend nach der Beute,
Fuß und Hals von Golde blitzend;
Hoher Flug, doch keine Lieder,
Scharfes Aug' und scharfe Klauen,
Immer vor- und rückwärts schauen,
— Wär' ich doch die Lerche wieder!

Dräxler-Manfred.

Lieb' ist ein Traum.

Lieb' ist ein Traum! was willst du thöricht Herz?
Schmückt nicht das Leben sich mit andern Kränzen?
Warum verlangst du ewig diesen Schmerz,
Dies tiefe Weh in deinen Jugendlenzen?
Begehre Glanz und Macht — schau himmelwärts,
Laß deine Thaten bei den besten glänzen;
Beherrsche Zeit und Welt mit kühnem Geist,
Und sieh ob Ruhm den Lorbeer dir verheißt.

Nur Lieb' begehre nicht! sie ist ein Traum;
Drum stille dieses ewig wache Sehnen.
Wer greift den Stral an dunkler Wolken Saum,
Wer kann der Blume Duft zu fassen wähnen?
Wer fesselt Lieb' auf diesem Erdenraum
Trotz aller Kraft und aller heißen Thränen?
Wem ist sie nicht entflohn, der sie erreicht,
Im Sturm, am Grab, und drüber noch vielleicht!

Lieb' ist ein Traum! und dennoch, dennoch glüht
Das Menschenherz, sich ewig hinzugeben;
In welche Höhen es auch stolz entflieht,
Nur in der Liebe blüht sein schönstes Leben.
Und wenn sie dann ihm auch vorüberzieht,
Wenn welke Rosen an der Stirne beben,
Dann ists ein Trost und eine Klage kaum
Zu denken: Lieb' du bist der schönste Traum!

Adelheid v. Stolterfoth.

Vom Harze.

(Wahre Geschichte. 1843.)

O stille, graue Frühe!
Die Blätter flüstern sacht;
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruhn die Kossathen,
Der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den rost'gen Flintenlauf.
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenoth, halt drauf!“
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß ich gute Birsch!
Sie sehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirsch!

Fortstieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!“
Stürzt vor und stemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, du zieltest wacker!
Sieh' selber — grad' auf's Blatt!
Gott segn' es unserm Acker —
Der frißt sich nicht mehr satt!

„Dem ist kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffst du, Fritze?
Rasch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird schon kalt!“ —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förster aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilts! Aufspringt das Paar,
Reißt aus, und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förster bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh', Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?“

Umsonst! — Da rasch zur Wange
Hebt er der Büchse Wucht;
Zielt — kalt und fest und lange!
Was — Menschen? — auf der Flucht?

Gleichviel! er drückt — ein Knallen!
Halloh, das heiß' ich Glück!
Den Alten sieht er fallen —
Er traf ihn in's Genick!

In seiner eignen Gerste
Daliegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berste,
Aufstöhnt er dann und wann.
Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur;
Warm sickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste —
Da schießt das Blut herein!
Aufschwirrt sie gleich zur Veste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im ersten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenspitzen
Es schmetternd dann zurück!

Das ist ein kräftiger Regen,
Das ist ein kostbar Sprüh'n!
Das ist ein Lerchensegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinrast' über's Feld,
Und heulend dann umschlungen
Den todten Vater hält!

Fort, Bursch! Was noch umklammern
Die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! — Sieh',
Ankeuchen schon die Hunde —
Herr Gott, zum Halali!

Stracks ruhn auf Einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann!
Zum Roth= und Schwarzwildscharren
Fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht's in Einer Hetze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — die Gesetze
Vollstreckt er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirsch —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
Ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man in's Hundeloch!

Da starrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer steht am Thor,
Der singt zu seiner Zitter
Ein Lied den Leuten vor:

„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Durch Wälder und durch Felder,
Der Jäger und die Jagd!“

Ferd. Freiligrath.

Frühlingslied.

(An die Engen.)

Schmält mir nicht die alten Heiden,
Denn ein Heide bin ich auch,
Wenn ich's Blümlein schau der Haiden,
Wenn ich's Vöglein hör' im Strauch.

Weg mit euren dunkeln Listen!
Weg mit eurer trüben Kunst!
Denn dem freien frohen Christen
Werden solche Schmerzen Dunst.

Die ihr uns das Licht verdüstert,
Schreckt die Freude blaß und bleich,
Wisset, was aus Rosen flüstert,
Hat auch Weg zum Himmelreich.

Blumen gab der Herr der Imme,
Liebesklang der Nachtigall,
Und dem Menschen eine Stimme
Tiefer Brust für Freudenschall.

Bleibe Gott und Gottes Ehre
In der ewigeu Natur!
Sophoklesse und Homere
Sangen seines Geistes nur.

Schmält mir Goethen nicht und Schiller,
Ihr des engen Eifers heiß,
Alle eure Jammertriller
Geb' ich gern für solche preis.

Denn mein Heiland und Befreier
Fuhr herab in's Sündenland,
Der die höchste Sternenleier
Hat für Lust und Leid gespannt.

Der mit ersten Morgenröthen
Sang der Welten Urgesang,
Gönnet auch den Erdenflöten
Ihren kurzen Freudenklang.

Denn besiegt hat er die Lüste
Und den Lüstensatan nur,
Daß ein jeder fröhlich wüßte,
Gottes Klänge klingt Natur.

Denn gebracht hat hell're Lichter
Darum er dem Erdengraun,
Daß die Menschenangesichter
Heller sollten um sich schau'n.

Ha! die Frühlingsbäume stäuben
Duft'gen Blüthenschnee umher —
Mich beleben, mich beleiben
Will ich voll im Wonnemeer.

Alles Heit're blüh' und Schöne!
Spiele, süßer Sonnenstral'
Vöglein singe Deine Töne!
Bächlein fliege hell zu Thal!

E. M. Arndt.

Der Nixenteich.

Ei unter der Linde, wie woget das Fest!
Es ist Maitag, ist Maitag, sie tanzen aufs Beßt',
Und die Welt ist so weit und der Abend so mild,
Der Nachtduft brütet auf Teich und Gefild;
Es regt sich im stillen Gebüsch ein Grauen,
Als wollten die Geister dem Tanz zuschauen.
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Es raunen im Kreis die Jungfräulein:
Wer mag wol die zierliche Fremde sein?
Feucht ist der Saum am Gewande blau —
Strich sie wol spät durch den Abendthau?
Hat sie im Zaubersee sich gebadet,
Daß der schmuckste Bursche zum Tanz sie ladet?
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Sprich, wer lehrte Dich so den Tanz?
— Oft führ' ich ihn nächtens im Mondenglanz. —
Was trägst Du so köstliche Perlen im Ohr?
— Mein Bruder fischte sie mir im Rohr. —
Wie heißt dein Vater, das sollst Du mir sagen!
— Ich will leben und tanzen, was hast Du zu fragen?
Muntrer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Es schaudert dem Knaben das Herz in der Brust,
Sie drängt sich an ihn mit erbebender Lust:
— Wie bist Du so warm, und so herrlich gestalt,
Ach und die Flut ist so grau und so kalt! —
Er faßt nicht ihr Wort, in den männlichen Armen
Fühlt er sie süßer und banger erwarmen.
Munterer, Zimbeln, Schalmein,
Wilder, ihr Geigen, darein!
Die Stunden verrauschen.

Sie tanzen hinweg zum Waldessaum,
Sie sinken in stillen, in langen Traum — —
Horch, Lerchenschlag! — Sie stöhnt entsetzt,
Der Mond geht blutig hinunter jetzt,
Der Ost wird hell — mit verzweifelndem Schrei
Wild macht sie aus seinem Arm sich frei. —
Ferne noch Zimbeln, Schalmein,
Laut noch die Geige darein!
Die Stunden verrauschen.

Sie schwebt wie ein Morgennebel zum Teich,
Er folgt ihr hastig durch Dorn und Gezweig —
Sie schwingt sich hinab, und sie winkt noch einmal,
Aus dunkler Flut steigt auf ein Stral —
Ist's Morgenroth, ist's Sonnenglut? —
Hilf Gott, es ist ihr rothes Blut!
Stille nun, Zimbel, Schalmei!
Geige, nun brich entzwei!
Die Stunden verrauschen.

Gottfried Kinkel.

Das Bild im Schnee.

Herr Eberwin, der Landgraf im Thüringerwald,
Erharrte kaum der Stunde, da früh der Hahnruf schallt,
Mit Habichten und Hunden zu reiten in den Tann.
Das gefiel der Frauen übel, denn sie entbehrte den Mann.

Am Abend schlich sie traurig ins öde Bett hinein;
Es war so kalt und schaurig bei Winterszeit allein.
Erwachte sie am Morgen, so war es wieder leer,
Sie hatte nicht vernommen sein Gehn noch seine Wiederkehr.

Einst ließ der Graf entbieten bei frisch gefallnem Schnee
Sein fürstlich Ingesinde zu jagen Hirsch und Reh.
Drei Wochen sollte währen die Lust, der Hörnerklang.
Als das Frau Hildburg hörte, die Weile deuchte sie lang.

Da nun beim ersten Tagen der Landgraf, ihr Gemahl,
Sich, ohn' ein Wort zu sagen, von ihrer Seite stahl,
Da blieb auch sie nicht liegen: sie fuhr alsbald empor,
Den Mantel umgeschlagen, ging sie hinaus vor das Thor.

Vor dem Thor im Felde stand ein Lindenbaum
Und rings war Schnee gebreitet wie ein weicher Flaum.
Sie sah sich um und spähte, ob sie auch Niemand seh:
Den Mantel ließ sie fallen und warf sich selbst in den Schnee.

Sie lag bequem und streckte sich aus die Länge lang;
Dann stand sie auf, den Mantel sie eilends um sich schwang.
Da war ihr Bild erwiedert im tiefen Schnee zu schau'n;
Sie war gar schön gegliedert, die allerschönste der Frau'n.

Sie ging zurück zur Veste: bei Tische saß der Graf.
„Wie frühstückt Ihr so zeitig und stört das Haus im Schlaf?
Was soll uns das bedeuten?“ Da sprach der Graf: „Das macht,
Es ist ein Schnee gefallen, der lädt den Waidmann zur Jagd.“

Sie sprach: „Du reitest immer auf öde Marken aus,
Und hast die schönsten Thiere zu birschen dicht am Haus.
Wenn Du die jagen wolltest, so wärst Du Abends hier
Und schliefst in Deinem Bette.“ Da sprach der Landgraf zu ihr:

„Frau, hier bei meiner Veste lief nie so edles Wild,
Das sich zu birschen lohnte, noch meine Jagdlust stillt.
Hier läuft nur kurzes Wildpret, das nicht des Schießens werth;
Nie hab' ich solche Thiere meine Hunde fangen gelehrt.“

Da sprach die schöne Gräfin: „Du irrst: bei unserm Schloß
Ist solches Wild zu finden, daß Du auf schnellem Roß
Wohl lang auf öden Haiden und Marken schweifen magst,
Eh Du so edle Thiere, wie hier zu sahn sind, erjagst.

„Das beste dieser Thiere, das jemals ward gesehn,
Sah ich erst diese Stunde vor unserm Burghof gehn.
Willst Du hinaus mir folgen, nur eben in das Feld,
So magst Du noch es jagen, wenn es Dir anders gefällt.

„Dein Roß in Schweiß zu setzen bedarfst Du nicht darum,
Die Hunde, die es hetzen, schlägt es nicht lahm und krumm:
Du ganz alleine fängst es, wofern es Dir behagt;
Behagt Dir's nicht, so denk' ich, daß es ein Anderer jagt.“

Der Graf sprach: „Nun verlangt mich doch dieses Wild zu schaun.“
Da ging er vor die Veste hinaus mit seiner Fraun.

Sie kamen zu der Linde, da sprach sie zu dem Mann:
„Hier hat das Thier gelegen, nun sieh die Fährte Dir an.

„Besinne Dich, erkennst Du, was für ein Wild es war?“
Der Landgraf sah die Schneespur: da ward es bald ihm klar,
Hier hat im Schnee gelegen ein edles Frauenbild;
Es brauchte kein Besinnen, alsbald erkannt' er das Wild.

Da sprach die Königstochter: „Bedenk es recht, Gemahl:
Wo hast Du eh' gesehen solch Thier in Berg und Thal?
Willst Du es nicht jagen, so jagts ein andrer Mann.“
Der Landgraf sah die Schneespur und sah die Landgräfin an.

Er sprach: „Ich muß gestehen, das ist ein edles Thier,
Und Niemand soll es jagen, das wisse, außer mir.
Wer deß sich unterfinge, dem nähm' ich wohl ein Pfand,
Er käme mir nicht wieder in meine Schnüre gerannt.“

Da kehrt' er in die Veste und rief den Mannen zu,
Daß sie mit Roß und Hunden sich gäben in die Ruh.
Der Schnee sei schön, doch würde sobald nichts aus der Jagd.
Ein ander Wild zu jagen war er zu Hause bedacht.

K. Simrock.

Das Gericht.

„Sie ist es, die uns störet
In unserm alten Gleis',
Die Jugend uns bethöret
Mit neuer Schmeichelweis';

„Euch ward der Weisheit Erbe,
So rathet, Väter, hie“ —
Und Alle schrie'n: „„Sie sterbe,
Die Gauklerin Poesie!““

Es wälzte nach der Brücken
Sich stumm der Zug daher,
Die Herrn mit den Perücken,
Die Söldner mit dem Speer.

Da faßten plumpe Hände
Den zarten, edlen Leib;
Sie stürzten vom Gelände
Hinab das hohe Weib.

Wie wenn durch Windes Necken
Vom Baum die Blüthe fällt,
Der Rasen seine Decken
Ihr mild entgegenhält:

So fiel sie in der Wellen
Geöffnet weichen Schooß,
Die klingend sie umschwellen
Mit freundlichem Gekos'.

Von ihren Gliedern sprangen
Die Fesseln alsogleich
Und floh'n, verjagte Schlangen,
Ins tiefste Wasserreich.

Das Haupt von Licht umglommen,
In wallendem Gewand,
So ist sie fortgeschwommen,
Fort in ein andres Land.

Heimwärts mit feuchtem Haare
Sie gingen schweren Gang;
Am Thor die Siegfanfare,
Die gab gar schlechten Klang.

Und in dem Mauerringe
Wie öde, wie verheert!
Wie waren, ach, die Dinge
Verwandelt und verkehrt!

Die Blumen in den Scherben,
Sonst liebevoll getränkt,
Die hielten wie zum Sterben
Die Kronen all gesenkt.

Es hatten sich zu Zügen
Die Vögel all geschaart,
Und flohn in schnellen Flügen
Fort auf die Wanderfahrt.

Der Brunnen hat, der helle,
Dort auf des Marktes Plan,
Der sprudelnde Geselle,
Sein Plaudern abgethan.

Es tönt von keinem Liede
Des Schusters Stube mehr;
Die Hämmer in der Schmiede,
Sie fallen taktlos, schwer.

Wo Zwei in Liebestreue
Beisammen man gesehn,
Die sah man jetzt mit Scheue
Sich kalt vorübergehn.

Als gar den Wein sie probten
Vom allerbesten Faß,
Den altersher belobten,
Da war's ein schaales Naß.

Durch eine Mauerspalte
Erspähte sich ihr Heil
Stilllächelnd nun die Alte,
Die liebe Langeweil'.

Die freut sich ihrer Beute,
'Sie schlich gemach' herein,
Und nahm dann Stadt und Leute
Mit Schlaf und Gähnen ein.

Nicolaus Becker.

Ein Waldlied.

Schaurig dämmerts in der Laube,
Aus dem Thale wich der Tag,
Waldwärts fliegt die wilde Taube,
Meine Blicke fliegen nach.

Neuen Schwunges Hast belebt sie,
Wie sie spürt den Waldesduft,
Eh' ich athme schon verschwebt sie
In die graue Abendluft.

Doch es folgt ihr mein Gedanke,
Eilt ihr vor im raschen Spiel,
Früher, als die leichte Schlanke,
Treff ich ein an ihrem Ziel;

Finde, wo in schwarzem Zuge
Wipfel sich an Wipfel reiht,
In der Krone einer Buche
Ihres Hauses Heimlichkeit;

Unterm Blätterdach des Baumes
Aller Wehr und Hülfe bar,
Auf dem Bett des weichen Flaumes
Harrt ihr zartes Kinderpaar.

Husch, da flattert's durch die Aeste,
Und die Mutter ist zu Haus;
Wie behend die kleinen Gäste
Haschen nach dem Abendschmaus!

Eifrig giebt sie hin die Speise,
Sind sie dann zur Ruh' gebracht,
Breitet drüber sie sich leise,
Und sie schlummern in die Nacht. —

Schlaft in Frieden bis zum Morgen,
Wacht auf nächt'ger Feinde Schaar!
Möchte gern mein Dach euch borgen,
Doch es schützt nicht vor Gefahr.

Muß euch lassen unbehütet,
Hab' nicht stärk're Wehr als ihr,
Mit Verderben, wenn sie's brütet,
Droht wie euch die Nacht auch mir.

Doch wo treulich, ohne Säumen,
Wie bei Tag das Haus bestellt,
Wollen Nachts wir ruhig träumen,
Wenn auch Niemand Wache hält.

Gustav Pfarrius.

In der Nacht.

In der Nacht, in der Nacht, wie so süß es sich lauscht,
Wo die Linden duften, der Springquell rauscht,
Wenn drüben im Hause die Thüre klirrt,
Und ein Licht durch die mächtigen Fenster irrt.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht, und es schallet ein Tritt
Und es rauschet ein Kleid, und das Herz schlägt mit.
O Bangen, Verlangen, o ängstliche Lust!
Wir fliegen und liegen uns Brust an Brust.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht, und Mund an Mund
Und Herz an Herz! du selige Stund!
Und das Flüstern und Kosen, wir leben ein Sein,
Bis der Morgen sich röthet, da flieht sie hinein.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall sacht,
In der Nacht, in der Nacht!

W. M. Königswinter.

Der Büßende.

Im Kerzenschimmer glänzt der Saal,
Ein Lichtmeer strömt von Girandolen,
Der hebt zum Munde den Pokal
Und Jener schöpft aus Silberbowlen;

Rubin und Diamanten glühen
Am Busen, der sie wogen macht,
Und weit durch Kiew's Winternacht
Des Festes Kläng' und Strahlen sprühen.

Musik zum raschen Tanze rauscht,
Und Indiens Musselin und Seide,
Um schlanke Hüften weitgebauscht,
Weht wie das Banner üpp'ger Freude.
Und nebenan, am grünen Tuche,
Da wird gespielt mit Haufen Gold,
Die Karte fliegt, die Summe rollt,
Und rollt zurück mit leisem Fluche.

„Faites votre jeu — le jeu est fait,"
Und wie die Taille ist geschlagen —
„Rouge gagne" — wer drängt sich in die Näh',
Darf der in diesen Kreis sich wagen?
Ein hoher Mann im Mönchsgewande,
Die blassen Züge stolz und rein,
Gebückt, in Demuth tritt er ein
Und stellt sich an des Tisches Rande.

Da flüstert man: „Das ist der Graf
Im Mönchsrock mit geschornen Haaren;
Ein Degen, wie man wen'ge traf,
Herz, Aug' und Arm wie wen'ge waren,
Als er im Kampf noch, hoch zu Rosse
Entgegensprengte der Gefahr,
Ein Schreck für Russ' und für Tartar,
Des Siegs verwöhntester Genosse.

„Ein Flecken nur — der Zornesmuth,
Im Kampf mit sich ein schlechter Krieger;
Denn übermannt von seiner Wuth
Glich er dem wunden Königstieger;
Dann aller Seinen Furcht und Schrecken,
Sah man ihn einst den Säbel ziehn
Gen einen armen Knecht und ihn
Zur Stelle todt darniederstrecken.

„Drum griff er zu dem Büßerhemd,
Und sein Pallast ward zum Spitale;
So unserm Leben fern und fremd
Leert er der Reue Wermuthschaale!" —
So flüstert's rings: der Graf indessen,
Erfüllend seines Ordens Pflicht,
Streckt seine Rechte aus und spricht
Zu Einem, der zunächst gesessen:

„Für meine Kranken, Herr!" Vertieft, zerstreut
Hört dieser nicht; der Mönch steht lange,
Dann zupft er leise ihn am Kleid;
Der Spieler auf, — des Grafen Wange
Wird seiner kräft'gen Faust zum Ziele:
„Da, Mönch!" ruft er mit wüth'gem Blick,
Lehnt dann im Sessel sich zurück,
Und wendet fluchend sich zum Spiele.

Der Graf stand todtenblaß; dann roth,
Roth wie Vulkanes nächtlich Flammen;
Aus seinem Auge dräu't der Tod,
Die Lippe krampfhaft bebt zusammen;

Der Stirne Ader schwillt zum Springen,
Er hat die Rechte fest geballt,
Und schwer muß sich, wie mit Gewalt,
Der Odem seiner Brust entringen.

Er hebt den Arm — den andern auch —
Um — beide an die Brust zu pressen;
Ein feuchter Blick in seinem Aug',
Als ob die ganze Schmach vergessen:
Er spricht — man hört die Stimme wanken,
Und voller Demuth neigt er sich:
„Mein Herr! das eben war für mich;
Nun gebt mir was für meine Kranken!“ —

Levin Schücking.

Der Tonnenleger.

Eine Seenovelle

von

Heinrich Smidt.

I.

Es war um die Mittagszeit eines hellen Sommertages, als der Harburger Postever in den engen Furthen des Köhlbrands kreuzte, und den freien Elbstrom zu gewinnen suchte. Verdrießlich handhabte der Schiffer das Steuer und die Maaten bedienten die Segel, die nur schwach vom Winde geschwellt wurden, während die herannahende Flut sich bereits dem aufmerksamen Beobachter bemerklich machte, und das Fahrzeug mehr rückwärts als vorwärts zu treiben begann.

Was indessen dem Schiffer zum großen Aerger gereichte, das schien seine ziemlich zahlreichen Passagiere wenig zu kümmern. Zwar war es vielen nicht gleichgültig, daß sie, die Thürme des stolzen Hamburg und des lieblichen Altona in Sicht, noch so viele vergebliche Kraft-Anstrengungen machen mußten, um das ersehnte Ziel zu erreichen; aber endlich hatten sie sich in ihr Schicksal gefunden, und suchten die Langeweile mit allerlei Kurzweil zu verscheuchen.

Ein kleines, mageres, aber höchst bewegliches Männchen, das als Maestro eines ambulanten Orchesters unter den Passagieren eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen begann, und mit Grazie, mittelst eines Notenblattes, die Mildthätigkeit der Reisenden in Contribution setzte, während sein Orchester die bisher unerhörtesten Kunstgenüsse erschallen ließ, wurde endlich des vergeblichen

Strebens, seinen Säckel zu füllen, müde, und versuchte jetzt, da man dem Spiele nicht zuhören wollte, ob er vielleicht die Anwesenden zu einem Zusammenspiel verlocken könne. Er legte demzufolge seine Karten auf, und ließ einige seiner Untergebenen zum Scheine pointiren. Seine schlaue Berechnung schlug nicht fehl. Allmählig sammelten sich Zuschauer um ihn, die dem Spiele mit Interesse zusahen, aus diesen trat erst Einer und dann noch Einer hervor, besetzte eine Karte und gab sich den Wechselfällen des Glückes mit aufgeregten Sinnen hin. Ein gutes Beispiel reizt zur Nachahmung, und bald war die ganze Passagiergesellschaft des Evers in eine allgemeine Spielgesellschaft verwandelt. Man pointirte verschieden; der Bankier, der es mit Niemanden verderben wollte, nahm alle Einsätze an, das Glück war mit ihm, und schon verkündete sein lächelndes Gesicht die glücklichen Resultate seiner Bestrebungen, die sein Orchester gratis mit den absonderlichsten Melodieen begleitete, als sich ein Umstand ereignete, der ihn von seiner mühsam errungenen Höhe herabzustürzen drohte.

Am großen Mast lehnte die riesige Gestalt eines Schiffers in der runden Jacke. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt, und er schien mehr Tage und Nächte in dem Kampfe der Elemente vergeudet, als Stunden am Kamin verträumt zu haben. Aber der erfahrne Blick erkannte im ersten Moment, daß hier nicht von einem Seemanne die Rede sei, der seine Lehrjahre in großen Schiffen, auf dem Rücken des Oceans begonnen und vollendete, sondern nur auf kleinen Binnenfahrzeugen und Jachten seinen Beruf mühsam erlernt hatte. Auch schwamm er jetzt in der That wieder den beiden großen Städten zu, um für die Dauer

des Sommers und Herbstes ähnliche Beschäftigung zu suchen. Mit muthmaßlichen Plänen für seine Zukunft beschäftigt, hatte er auf die Spielgesellschaft um ihn her Anfangs nicht sonderlich geachtet; aber nach und nach zog das Geräusch, welches diese verursachte, seine Aufmerksamkeit auf sich und mit raschen Schritten trat er in den dichtgedrängten Kreis.

Kein Neuling im Spiel, bei allen Kirmsen und Gelagen zu Hause, Duzbruder aller Industriellen, die in den Dorfschenken und Jahrmarktsbuden sich mit dem Glücke ihrer Nebenmenschen beschäftigen, durchschaute er bald die Kunstgriffe, welche der kleine Kapellmeister anwandte, um die Schillinge der Mitreisenden in seine Tasche zu bringen, und beschloß, ohne weiteres Bedenken, sich die Vortheile mit einem Schlage zuzuwenden, die Jener nach und nach mühsam zusammen gebracht hatte.

„Ihr sollt sehen, Bursche, daß Mathes Perl nicht umsonst an einem Sonntage geboren ist," brummte er in sich hinein, „und wenn ich doch wieder mich herumplagen und arbeiten muß, statt am Lande fröhlich und guter Dinge zu sein, so will ich mindestens so viel aus Euch herauspressen, daß ich noch vorher einige Tage in Lust und Jubel hinbringen kann." Und schnell seinen Gedanken Worte gebend, legte er die Hand auf die breite Zwischendecks-Luke, die den grünen Tisch des Bankhalters vorstellte, und rief mit lauter Stimme: „Halt!"

Erschreckt fuhren die sämmtlichen Mitspieler auf, und sahen mit den verschiedensten Empfindungen zu dem riesigen Mathes auf, der seine ganze Baarschaft, die aus nur wenigen Schillingen bestand, auf eine Karte setzte, und ausrief: „Nun! Ist's Euch etwa

nicht genehm, daß ich auch meine Paar Schillinge daran wagen will? Was, zum Teufel, glotzt mich das Volk so verwundert an, als sei ich in diesem Augenblick vom Himmel herunter geschneit, und stände nicht schon seit dem Beginn der Reise mitten auf dem Verdeck? Frei Spiel am Bord ist für Jedermann, und hat sich hier Niemand von seinen Gefährten abzusondern. Habt Ihr's gehört und seid es zufrieden? Wer es nicht ist, sage es gerade heraus, damit ich ihn dreimal mit seinem Querkopf über Bord tauche. Abgezogen, Mann!"

Gegen ein so determinirtes Auftreten hatte keiner der Mitspieler den Muth sich aufzulehnen; der kleine Kapellmeister that mit Zittern und Beben, wie ihm geheißen wurde, und als die Karte günstig für den Seemann fiel, zahlte er diesem mit sauersüßer Miene den Gewinn auf.

Jedermann glaubte nun, dieser werde den reichlichen Segen, der ihm zugeflossen, begierig einstecken; allein zu allgemeinem Erstaunen schob er Einsatz und Gewinn auf eine neue Karte und rief mit lauter Stimme: „Fortgefahren!"

Mit Beben gehorchte der unglückliche Bankhalter; der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn; eine böse Ahnung sagte ihm, daß auch diesmal das Spiel zu Gunsten seines Gegners ausfallen würde, und diese Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung.

„So geschieht's Euch recht, Ihr Flausenmacher!" rief Mathes Perl mit höhnischem Lachen dem gerupften Bankier zu. „Ihr seid herrlich darauf abgerichtet, mit euern Kunstgriffen und Praktiken die armen Bauernkerle auf dem Dorfe zu schröpfen und sie mit lachendem Munde um ihre sauern Ersparnisse zu bringen;

aber wenn ihr einem Kerl in die Hände fallt, der die Welt kennt, so seid ihr verloren. Und so bist auch Du jetzt! Drehe und wende Dich nicht, Bursche! Ich weiß, Deine Casse ist noch nicht gesprengt; hast Du einmal begonnen, sollst Du es auch zu Ende bringen!“ Mit diesen Worten schob er seine Einsätze und Gewinne abermals auf eine neue Karte und befahl mit fester Stimme dem Musiker das Spiel fortzusetzen.

Es geschah unter der wachsenden Theilnahme der Menge, und selbst der Schiffer und seine Maaten, die endlich ihr Fahrzeug auf die freie Elbe hinausgebracht hatten, widmeten dem Spiele ihre ganze Aufmerksamkeit, während der Ever, von der Flut fortgeschoben, auf der spiegelglatten Fläche seinem Bestimmungsorte immer näher schwamm.

Ein wunderbarer Anblick entrollte sich vor dem Auge des erstaunten Beobachters. Längs dem Strome dehnte sich in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, von der östlichen Gränze des Stadtdeiches, bis zum westlichen Ende der Vorstadt St. Pauli, die altehrwürdige Hammonia aus, und unmittelbar daran schloß sich das jugendlich-kräftige Altona mit seinen glänzenden Dächern und dem üppigen Laubwuchs dazwischen, bis sich die Aussicht am fernsten Ende desselben in das waldige Labyrinth des Eldorado von Rainville verlor, und sich auf diese Weise in einen einzigen harmonischen Accord auflöste. In einer langen Linie vor den beiden Städten dehnte sich das Bedingniß ihrer Existenz, das Wahrzeichen ihrer Größe und Macht, der Hafen mit majestätischer Pracht. Das heitere Farbenspiel der Flaggen aller Nationen flatterte durch die blaue Luft, und der helle Spiegel des

Stromes, der nicht von dem leisesten Luftzuge bewegt ward, schimmerte in Gold und Azur.

Aber keiner von Allen, die am Bord waren, durfte sich rühmen, den Anblick dieses herrlichen Schauspiels genossen zu haben; denn die allgemeine Aufmerksamkeit war auf die beiden Spieler gerichtet, denen man das Feld allein gelassen hatte; sie folgten ihren Bewegungen Zug um Zug, der beschränkteste Kopf mußte den endlichen Ausgang dieses Spiels vorhersehen, und doch verbreitete sich ein allgemeiner Ausruf des Staunens, als der kleine Musikus todesbleich, den kalten Angstschweiß auf der Stirn in die Höhe sprang und aufkreischte: „Ich bin verloren! Ich bin ruinirt! Ich bin hin!“

„Dummer Kerl!“ rief Mathes Perl. „Was will das heißen? Lumpige sechs und zwanzig Mark vier Schillinge habe ich Dir abgenommen; die kannst Du auf dem nächsten Dorfjahrmarkt wieder einbringen. Aber laß Dir rathen, und stelle Deine Bank nicht eher wieder auf, ehe Du weißt, daß kein Sonntagskind unter Deinen Spielgästen ist!“

Damit drehte der Seemann dem ruinirten Musikus den Rücken und lehnte sich wieder an den Mast. Ein lautes Gesumme von Stimmen erhob sich ringsumher, denn Jeder erörterte das eben Gehörte auf seine Weise. Der Schiffer aber sagte, die Hand an das Steuer legend, mit einer Miene des Erstaunens zu seinem ältesten Maaten: „Der Kerl hat so viel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden könnte!“

Mathes Perl hatte diese Worte wohl vernommen, und war eben im Begriff, sich über den seltsamen Inhalt derselben einige

Auskunft zu erbitten, als sich etwas Unerwartetes am Bord des Ever's ereignete, das die allgemeine Aufmerksamkeit wieder völlig in Anspruch nahm, und die hingeworfene Aeußerung des Schiffers für jetzt wieder in den Hintergrund drängte.

II.

Bei dem Beginne der Fahrt war ein junger Matrose an Bord gekommen, dem man es gleich so ansah, daß er ein „Seemann von der langen Reise" sei, eine Art von Fährleuten, die selten an dem Abgangspunkt des Fährever's erblickt wurden, weil in diesem Theil des Elbstroms von keinem direkten Verkehr mit Seeschiffen die Rede war. Das flüchtige Aufsehen, welches er bei seinem an-Bord-Kommen erregte, verschwand bald wieder; denn er kroch sogleich in das niedere Zwischendeck und ließ nichts weiter von sich hören. Jetzt aber schwang er sich mit Leichtigkeit aus der Tiefe des Fahrzeuges auf die Laufplanken und stand mit einem Sprunge mitten unter der Menge, die erstaunt vor dem Unerwarteten zurückwich, der wie ein Meteorstein vom Himmel fiel.

Der junge Seemann warf einen Blick auf das reiche Panorama, welches das Ufer, dem sie jetzt näher schwammen, in so großartiger Fülle darbot, und ein Strahl der Freude drang aus seinen leuchtenden Augen, während er die Fülle brauner Locken seitwärts strich; sein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der stattlichen Reihe von Fregatten und Briggs, deren Flaggen ihm lustig zuwinkten, und seine Lippen bewegten sich, als wollte er ihnen antworten: „Ich komme! Ich komme!"

Aber eben so schnell erwachte er aus dieser wesenlosen Träumerei und richtete seinen Blick auf die Wirklichkeit, die ihn in der buntesten Mannigfaltigkeit umdrängte. Noch war Alles am Bord in der größten Aufregung, und am tollsten geberdete sich der Direktor der wandernden Musiktruppe, der sich nicht zufrieden geben konnte, daß er auf eine so grausame Weise geprellt sei, während Mathes Perl, der seinen frühern Standpunkt wieder eingenommen hatte, in ein lautes Gelächter ausbrach und dadurch den aufgeregten Musikanten immer mehr reizte.

„Mit Eurer Erlaubniß, Ihr Herren!" rief der junge Seemann von der langen Reise, „wer von Euch kann mir sagen, was sich hier ereignet hat, daß Ihr so ungebehrlich tobt und einen müden Matrosen aus seinem Schlafe weckt? Nun, soll ich's hören?"

Er sah mit einem lächelnden Blick um sich her, und zeigte zugleich eine so edle Haltung; sein Ton war scherzend, aber die Art, wie er die Hand gegen die Menge ausstreckte, zugleich so gebieterisch, daß man sah, seine Aufforderung würde nicht vergebens sein. In der That war der Eindruck, den sein entschiedenes Auftreten machte, ein durchaus günstiger. Seine ganze äußere Erscheinung hatte etwas Einnehmendes, und die runde Seemannsjacke mit den vergoldeten Knöpfen, der lichtweiße Strohhut, der sich auf der Fülle der Locken wiegte, das ostindische Tuch, lose um den Nacken geschlungen und mit einer goldenen Nadel befestigt, dies untrügliche Zeichen eines Kreuzers aus den fernen Meeren, vollendeten das Bild, das sich in den Blicken der erregten Passagiere des Evers darstellte.

Jeder wollte sich dem jungen Fremden bemerklich machen und angenehm beweisen, daher begannen Alle auf einmal zu schreien und zu toben, daß schier eine babylonische Sprachverwirrung daraus entstand, und Niemand im Stande war, auch nur den losesten Zusammenhang in diese verworrene Masse von Lauten und Tönen zu bringen. Endlich aber gelang es der Hauptperson dieses beweglichen Drama's, dem geschlagenen Maestro, sich mit einem großen Aufwande von Elbogenstößen und Fußtritten durch die Menge zu arbeiten, dem jungen Seemanne gegenüber zu treten, und ihn mit einer Flut von Worten das Unglück zu schildern, welches Mathes Perl über ihn gebracht habe.

Der Seeman hörte den klagenden Orpheus an, bis er den Sinn der langen Rede gefaßt hatte, dann winkte er ihm mit der Hand zu schweigen, und wandte sich rasch zum Mathes Perl mit der Frage, ob sich das Alles so verhalte? Sein Gesicht glühte dabei von Unwillen und ein Feuerstrahl schoß aus seinen Augen.

Bei diesem unerwarteten Benehmen des jungen Seemannes hörte plötzlich das Geflüster und Gemurmel, welches sich noch von verschiedenen Seiten des Verdecks bemerkbar machte, auf, eine tiefe Stille trat ein, und Jedermann vernahm deutlich, wie Mathes antwortete: „Um das zu können, muß man ein Sonntagskind sein."

„So!" rief der junge Seemann, „muß man das? Nun, so laß uns denn sehen, was zwei Sonntagskinder gegen einander vermögen. Wenn Ihr Eurer Sache so gewiß seid, und Ihr habt, als ein ordentlicher Kerl, dieser Jammergestalt die wenigen Schillinge abnehmen können, so laßt einmal sehen, ob Ihr Euch nicht auch mit meinen Pfennigen bereichern könnt!"

Er warf sich lang auf das Verdeck, holte ein Paar Hände voll großer Silbermünzen aus der Tasche, und sah den Mathes mit einem auffordernden Blicke an. Allein dieser schien keine Lust zu haben, sich auf's Neue den Wagnissen des Spieles preiszugeben; denn, da der neue Gegner nach seiner eignen Mittheilung auch ein Sonntagskind war, so stand, nach seiner abergläubischen Ansicht, die Parthie gleich. Er schüttelte daher leicht mit dem Kopfe und brummte vor sich hin: „Ich will nicht!"

„Was?" rief der Seemann von der langen Reise, indem er aufsprang und das Geld unbeachtet zu seinen Füßen liegen ließ. „Bist Du ein Kerl, der in seinem Aeußern den Seemann zur Schau trägt, und kannst Dich so jämmerlich, so armselig benehmen! Zieh die blaue Jacke aus, guter Freund, und nimm statt des Marlpfriems eine Heugabel in die Hand, damit man Deine Jämmerlichkeit gleich von Weitem erkennen kann."

Nur dieser Aeußerung hatte es noch bedurft, um den Seemann vollends zum Liebling aller Passagiere zu machen. Ein leises Gemurmel erhob sich, das sich allmählig zu einem lauten Schreien verstärkte, und aus diesem Chaos tönten einzelne, abgerissene Worte hervor.

„Er hat recht!" erscholl es zur Linken. „Es ist jammervoll, sich zurückzuziehen!" erscholl es zur Rechten. — Macht ehrlich Spiel gegeneinander! — Revange! Revange!" erscholl es aus dem dichtesten Knäuel, und „Revange, Revange!" rief alsobald der ganze Haufen, der die beiden Seeleute umdrängte. Am tollsten geberdete sich aber der kleine Musiker, der einem glücklichen Moment entgegen zu gehen glaubte, und indem er seine Leute

anfeuerte, zu Ehren des jungen Seemannes, der so kräftig seine Parthie nahm, aus Leibeskräften zu trommeln, zu pfeifen und zu blasen, stampfte er selbst den Takt dazu mit Händen und Füßen, und schrie unaufhörlich: „Revange! Revange!“

Mathes Perl überflog mit einem Blick die tobende Menge, und faßte dann seinen unerwarteten Gegner scharf in's Auge. Dieser trat einen Schritt näher und sagte mit lauter Stimme: „Ich trete an die Stelle jenes Menschen da, und frage Dich noch einmal, ob Du mir für ihn als ein ehrlicher Spieler Revange geben willst?“

Der Küstenfahrer schien nicht übel Lust zu haben, eher einen Kampf zu wagen und sich auf die Stärke seiner Arme zu verlassen, als das listig gewonnene Geld leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. Aber ein zweiter Blick auf die Umstehenden belehrte ihn, daß sich mehrere darunter befänden, die ihn kannten, und diese Geschichte zu einem unerschöpflichen Stoff von Neckereien verwenden konnten. Er bezwang also den aufsteigenden Zorn, kämpfte den kräftigen Fluch, der ihm schon auf den Lippen saß, gewaltsam nieder, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Die Karten her! ich will mit Dir spielen!“

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich bei diesen Worten von allen Seiten des Postschiffes; der kleine Musiker geberdete sich wie unsinnig und warf die Karten neben den Geldhaufen hin, der noch immer dort lag, ohne eine frevelnde Hand in Versuchung geführt zu haben. Die beiden Kämpfer in der runden Jacke warfen sich der Länge nach bei den Barken nieder, und Mathes begann die Bank aufzulegen, während sein Gegner eine Cigarre anbrannte und sich dann zum Pointiren anschickte.

Ein dichter Knäul von Menschen, die vergeblich sich bemühten, ihre Neugier zu bezwingen, schloß sich um die beiden Spieler und begleitete den Fortgang des Spieles mit den lautesten Ausrufungen und den ausdruckvollsten Bewegungen. Der kleine Musiker, der sich nicht mit Unrecht, für den Haupturheber dieser Begebenheit ansah, benutzte die Schultern seines Trompeters und seines Vorgeigers, und erkletterte mit großer Anstrengung diese luftige Höhe, über Alle hinwegragend und hinwegschreiend, um dem Ritter, der für ihn in die Schranken getreten war, alles mögliche Glück und Heil zu wünschen.

Aber die Parthie stand anfangs nicht zu Gunsten des Seemannes von der langen Reise. Er hatte seine Augen mehr auf die Menge gerichtet, als auf sein Spiel; es ergötzte ihn, die verschiedenen Leidenschaften zu sehen, die sich in den Mienen der Zuschauer abspiegelten, und auf die Ausrufe ihrer Verwunderung zu hören, als seine Karten zu beachten. Der schlaue Bankhalter, der die Zerstreutheit seines Gegners bald entdeckte, pries in der Stille sein günstiges Geschick, das zum zweiten Male einen Vogel zum Rupfen in sein Netz schlüpfen ließ, und spielte so schlau, daß er einen Satz nach dem andern einstrich und nicht geringe Anwartschaft auf den ganzen Geldhaufen des fremden Seemannes hatte.

Während dem wuchs die Theilnahme der Menge; Viele sahen, daß der junge Mann offenbar betrogen wurde, und nicht geringe war der Zorn, der in den Gemüthern gegen den falschen Bankhalter gährte. Dagegen ruhten die Blicke mit Theilnahme auf dem jungen Matrosen, und während Einige in nicht geringem

Maße zornig waren, weil er sein Eigenthum, so zu sagen, mit Füßen wegstoße, suchten einige versöhnlichere Gemüther ihn vor dem drohenden Unheil durch Winken und Räuspern zu warnen. Am meisten aber lag es im Interesse des kleinen Musikers, den Stand der Dinge zu ändern, und indem er von den Schultern seiner Gefährten behende herabglitt, um nicht bemerkt zu werden, faßte er sich ein Herz und rief überlaut: „Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!“

„Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!“ riefen die beiden Repräsentanten der Geige und der Trompete, von ihrem Meister dazu angefeuert. Und wie es nur eines leisen Hauches bedarf, um die Wellen, die in der Tiefe schlummern, zur drohenden Vernichtung an die Oberfläche empor zu ziehen, ertönte jetzt von allen Seiten der Ruf: „Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!“ Und auf manchen Gesichtern zeigte sich deutlich die stumme Erklärung, daß wenn der Aufgeforderte diesem Winke nicht Folge leiste, man ihn zu zwingen wissen werde, seinen Betrügereien ein Ziel zu setzen.

Mathes Perl warf zornige Blicke umher, die den Lärm der erregten Menge beschwichtigen sollten; aber dieser steigerte sich nur noch mehr, und wäre unfehlbar in offenen Kampf ausgebrochen, wenn nicht jetzt der junge Seemann sich gesammelt hätte, und einen scharfen Blick auf seinen Gegner richtete: „Hollah, Herr! Hört Ihr wohl, was die Leute dort Euch zurufen? Ich hoffe doch nicht, daß Ihr Eure Eigenschaft als gebornes Sonntagskind dazu benutzt, um mich, mittelst einiger unschuldiger Betrügereien, um mein Geld zu bringen? Ich rathe Euch von jetzt ab Gutes, denn ich werde Euch scharf auf die Finger sehen! Thut Eure Schuldig=

keit und glotzt mich nicht mit Euren dummdreisten Augen an; Ihr seid kein Kerl darnach, daß sich ein ehrlicher Seemann mit Euch duzen kann. Haltet diesen Satz, Herr!"

Ein lautes und anhaltendes Gelächter, untermischt mit Hurrah's, Vivat's und andern Ausbrüchen einer ungezügelten Freude, begleitete die Aeußerung des Seemannes, und steigerte diese fast bis zur Tollheit, als der Matrose den zuletzt hingeworfenen Satz gewann und die Karten sich von jetzt ab sehr zu seinem Vortheile änderten.

„Wie nun, mein Junge?" rief der junge Seemann seinem Bankhalter in gemüthlicher Fröhlichkeit zu. „Findet Ihr es nicht angenehm, mit einem Seemanne von der langen Reise Euer Spielchen zu machen? Die Schillinge sitzen verdammt lose auf Eurer Seite, und ich muß auch nicht wenig von einem Sonntagskinde an mir haben, daß sie so willig zu mir herüber laufen. Nun noch diesen Satz, Herr! — Bravo! Und nun noch die hier, und diesen! Alles mein! und wenn Ihr nicht etwa noch einige Münzen in einer verborgenen Tasche habt, so seid Ihr matsch."

Aergerlich erhob sich Mathes Perl und stieß mit einem schweren Fluch die Karten bei Seite, daß sie über den Bord weg ins Wasser flogen. Hätte der Blick, den er bei dieser Gelegenheit dem jungen Seemanne zuwarf, tödten können, dieser hätte nie mehr ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aber unbewegt von dem Zorn seines Collegen, rief er diesem zu: „So seid Ihr denn rattenkahl ausgeplündert? Geschieht Euch ganz recht, und Ihr habt nur erfahren, was Ihr Andern bereitet habt."

Mathes wollte sich auf seinen Gegner stürzen, aber die

Menge warf sich dazwischen und suchte ihn mit großem Geschrei davon abzuhalten. Der junge Seemann streckte die Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er etwas sagen wollte, und als die Ruhe hergestellt war, rief er aus: „Ist Jemand am Bord, dem nach Revange gelüstet, so bin ich bereit.“

Aber Niemand hatte Lust sich mit einem solchen Glückspilz einzulassen, und des Seemannes Blick fiel auf den Musiker, der mit gezogenem Hute vor ihm stand, und mit einem Blick voll Hoffnung zu ihm aufsah. „Aha! ganz recht!“ lachte der Matrose. „Du willst mich wohl erinnern, daß es sich um Dein Geld handelte, und fürchtest, ich gehe Dir damit durch? Nicht also. Hier ist Alles beisammen! Halte Deinen Hut auf, und sage, ob's nicht ein angenehmerer Ton ist, als aus allen Deinen Instrumenten zusammen genommen erklingt?“

Ein lautes Hurrah erhob sich bei dieser That von allen Seiten und verhallte erst wieder, als sich die tiefe Stimme des Schiffers vernehmen ließ, der, ganz wie vorhin, zu seinen Maaten gewendet, sagte, indem er auf den jungen Seemann deutete: „Der Kerl hat auch so viel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden könnte!“

Dieser seltsame Ausruf, von beiden Seeleuten vernommen, weckte nun auch die Neugier des neu Hinzugekommenen, und Beide näherten sich dem Schiffer, um sich die nöthige Erklärung geben zu lassen; aber dieser winkte mit der Hand zurück, denn in diesem Augenblick schoben sie den Ever durch das Westergat in das Innere des Hafens, und es war kein Augenblick mit unnützem Geplauder zu verlieren.

III.

Seid Ihr jemals Zeugen gewesen, wenn ein Fährboot, vollgepfropft mit Passagieren, plötzlich an dem Landungsplatze seine Laufplanken auswirft und die bisher zusammen gequetschte Menge plötzlich nach allen Richtungen auseinander stiebt?

Welch ein Lärmen! Welch ein Tumult! Genau in der Mitte des Fahrzeuges, wo das Raasegel noch am großen Maste klatscht, wird der Verbindungsweg mit dem Lande hergestellt, und am innersten Ende desselben stellt sich der Schiffer auf, während der älteste Maat den äußersten Ausgang bewacht, damit Niemand hindurch schlüpfe, der sein Fährgeld noch nicht berichtigt hat. Dieser engen Passage drängen sie von allen Seiten zu, und der wildeste Tumult nimmt in dem Grade zu, je näher sie dem verheißenen Punkte kommen. Während dieses Manövers, das viele Rippenstöße und Fußtritte verursacht, entern die industriellen Müßiggänger am Hafendamm über die Seitenborde hinweg, und sehen nach, ob es nicht Koffer und Mantelsäcke für sie zu tragen gibt, oder ob ihnen ein dummer Landtölpel in's Garn läuft, den sie nach ihrer Weise schnellen und prellen können.

Zwei Männer, die in ein ernsthaftes Gespräch vertieft neben einander saßen und eine Miene machten, als ob die Wichtigkeit der verhandelten Materie bis zum jüngsten Tage aushalten werde, springen beim ersten Landungssignal mit flüchtigem Gruße, und mit der Aussicht, von ihren Sitzen auf, daß sie vielleicht nie mehr Gelegenheit finden werden, die mit so großem Eifer behan-

delte Streitfrage weiter zu erörtern; dort bricht plötzlich ein Zank ab, der zwischen zwei Männern begonnen, die sich zu sehr mit dem nun entschwundenen Inhalt ihrer Rumflasche bekannt gemacht hatten, und wenn ein günstiges Geschick sie noch im Laufe des Tages in dieselbe Trinkstube zusammenführt, ist auf eine gesegnete Fortsetzung zu hoffen. „Seht Ihr nicht die alte Frau, die hier vor Euch geht, Tölpel? Wollt Ihr sie mit Euerm ungeschlachten Wesen von dem Stege stoßen?“ ruft ein wohlgekleideter Mann und sucht den Schritt eines hochaufgeschossenen Burschen zu hemmen, der mit dem Rufe: „Was kümmert mich die alte Hexe?“ ungestüm vorwärts drängt. Jetzt ist er ihr zur Seite, sie schreit laut auf und geräth durch einen unvorsichtigen Stoß in's Schwanken; der rohe Bursche lacht gellend, da fallen plötzlich die Schläge auf seinen Rücken hageldicht; denn zwei Everführerknechte, die mit der Alten bekannt sind, nehmen in dieser kräftigen Weise ihre Parthie, und ein lautes Gelächter erhebt sich von allen Seiten, das auch dann nicht aufhört, als der begonnene Kampf sich auf dem festen Lande weiter fortsetzt, und die umstehenden Zuschauer, die mit den Balgenden auf einer Stufe stehen, sich nach und nach in Theilnehmer verwandeln, bis die nahe Wache sie mit Kolbenstößen auseinander treibt. Noch immer dauert das Gedränge fort; die Planken, welche zur Brücke dienen, sind so sehr von ihrer Last beschwert, daß sie zusammenbiegen. Ein Angstruf entfährt den darauf Wandelnden, und schlau weichen sie zur Seite, so sehr, daß das Gleichgewicht verloren geht.

„Mann über Bord! Mann über Bord!“ erschallt es plötzlich, und Taue und Haken werden hinabgelassen, um den Ungeschickten,

der von der Laufbrücke so eben in die Elbe stürzte, wieder auf's Trockne zu fördern. Dieser Umstand erschreckt die bis dahin Zurückgebliebenen, ohnehin Zaghaften, und sie entschließen sich, jetzt noch vorsichtiger zu sein, bis sie an das Land getreten sind, um sich ein gleiches Loos zu ersparen.

Und nun endlich seid Ihr am Lande, aber noch immer wird das Fortkommen erschwert. Ihr irrt in einem Labyrinth von Koffern, Mantelsäcken, Butterfässern, Gemüsekörben, Farbentöpfen, Oelkesseln, Biertonnen und anderm Gepäck umher, wie es in der buntesten Mannigfaltigkeit aus dem Raum eines wohlbesetzten Passagierschiffes hervorkommt; dann drängt Ihr Euch durch einen Phalanx von Zuschauern, die alle sehen wollen, von denen aber Niemand Platz machen will; dann stoßt Ihr auf einen Haufen ungestümer Jungen, die Bagagestücke tragen wollen, die Ihr nicht besitzt; dann wieder vertritt Euch ein Rudel angetrunkener Fuhrleute den Weg, die alle Ueberredungskunst aufbieten, Euch zu schnellen, und Euch mit Schimpfwörtern verfolgen, wenn Ihr Euch nicht überreden laßt. Verdächtige Physiognomien umschleichen Euch, von der einbrechenden Dämmerung begünstigt; verworfene Commissionäre flüstern Euch die Gelegenheit zu einem willkommenen Abenteuer zu, und schmutzige Judenjungen preisen Euch mit lärmender Zudringlichkeit ihre übel riechenden Cigarren an. Diese und ähnliche Armseligkeiten habt Ihr zu bestehen, wenn Ihr in der Dämmerung an einem Hamburger Werft landet; aber endlich findet Ihr Euch außerhalb dieses Bannes und schaut von luftiger Höhe auf den Strom, den Ihr so eben verlassen, wie er trotz aller dieser armseligen Placke-

reien in ruhiger Majestät seine Bahn zum fernen Meere dahin zieht. -

So enteilen auch jetzt die Passagiere aus dem Harburger Postever, und die letzten, welche über die Planke schreiten, sind Mathes Perl und der junge Seemann von der langen Reise. Als sie das feste Land erreicht haben, wenden sie sich Beide zugleich um; aber der junge Seemann gewinnt seinem Gefährten die Rede ab und ruft dem Schiffer zu: „Ihr seid uns noch eine Erklärung schuldig, was es mit dem Tonnenleger zu Neumühlen für eine Bewandtniß hat!“

Mathes Perl gab durch wiederholtes Nicken zu erkennen, daß er sich dieser Frage anschließe, der Schiffer aber rief lachend: „Dazu ist jetzt keine Zeit, wenn Ihr es aber wissen wollt, so trinkt heute Abend Euern Grog in der „Elbtonne“ und ich werde Euch dort finden.“

Die beiden Schiffsleute nickten dem Fährschiffer zu, und gingen dann nach verschiedenen Richtungen, und ohne sich vorher zu grüßen, auseinander.

Die „Elbtonne“ aber, wovon so eben geredet ward, war ein Wirthshaus in der Nähe des Hafens, wohl gekannt von den See- und Fährleuten aller Hemisphären, wo ein gutes Getränk, eine fröhliche Musik, nach Umständen sogar Tanz, und stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden war.

Was aber bedeuten die Elbtonnen, nach welchen dies Lloyds der deutschen Matrosen benannt wurde?

Jenseit der Insel Neuwerk, wo bereits das Festland dem Gesichtskreise entschwunden ist und die Wasser sich grün färben,

als ob die wilde See hier donnerte und wogte, liegt eine rothe Tonne an festen Ketten und Ankern, oben breit und fest, unten stark mit Eisen beschlagen und spitz zulaufend, geschmückt mit eisernen Ringen, an welchen die Ankerketten befestigt sind. Diese rothe Tonne, die so Viele im Munde führen, und die nur Wenige sehen, liegt dort, den aus den fernen Meeren kommenden Schiffen zum Wahrzeichen, daß sie nun das Gebiet der Nordsee verlassen und die Mündung der Elbe durchschneiden. Und von hier ab dauern die Tonnen fort, bis da, wo am Hamburger Hafen das Fahrwasser endet, nur daß ihre Farbe sich ändert, und sie sich bald weiß, bald schwarz präsentiren. Sie sind des Schiffers unfehlbarer Geleitsmann und deuten an, daß er sich weder nordwärts von den weißen, noch südlich von den schwarzen Tonnen wagen darf, wenn er nicht Schaden nehmen will an Kiel und Mast. Daraus wird deutlich, daß diese schwarzen und weißen Tonnen, aus denen Niemand etwas Sonderliches zu machen weiß, treue Geleitsmänner sind, die von dem Schiffer hoch in Ehren gehalten werden.

Und als solche habt Ihr sie fortan mit dem gebührenden Respekt anzusehen, wenn Ihr, nachdem Ihr dieses gelesen, die Elbe auf- oder absegelt.

Das Gasthaus aber, welches nach einem dieser treuen Wächter den Namen führte, erglänzte bereits von strahlenden Lampen, die Grogbowlen dampften, und der glücklich-unglückliche Maestro vom Postschiffe spielte mit seinen Leuten zum Tanze auf. Was sich aber daselbst an diesem Abend in einem einsamen Winkel begeben, das soll im nachfolgenden Abschnitt erzählt werden.

IV.

Der allgemeine Tummelplatz der Gäste, die die Elbtonne besuchten, war ein langes Zimmer, von den Hausbewohnern Saal genannt, hoch genug, um an der Decke den Kopf nicht zu zerstoßen, und lang genug, um mit einem mäßigen Sprunge von einem Ende bis zum andern zu gelangen; dagegen war es in der Breite zu kurz gekommen, und drei mäßig starke Leute, neben einander aufgestellt, reichten vollkommen aus, um dies weit und breit berühmte Empfangzimmer in zwei Hälften abzutheilen. An den Wänden und unter dem Boden sah man unterschiedliche eiserne Blaker angebracht, besteckt mit düster brennenden Talglichtern, während das Orchester im Hintergrunde mit einigen übelriechenden Thranlampen erhellt wurde. Dieser Marterbank einer edlen, freien Kunst gegenüber befand sich die Schenke, und hinter derselben gewahrte man zunächst das glänzende Vollmondsgesicht des Wirthes, der, seinem Aushängeschild vollkommen gleichend, trotz dieser Beleibtheit, sich ungemein rührsam und leichtfüßig zeigte. Alle diese Einzelheiten, Orchester und Schenke, so wie die Tribünen für die Zuschauer, waren mit den verschiedensten Flaggen decorirt, die ihrer langen Gebrauchszeit wegen zwar in der Farbe verschossen waren, aber ein ungemein günstiges Zeugniß von dem weltbürgerlichen Sinn des Wirthes ablegten; denn es war keine seebefahrne Nation auf Erden denkbar, die hier nicht in dieser Weise repräsentirt wurde.

Hatte der Wirth auf solche Art seine Ergebenheit für alle

Nationen an den Tag gelegt, so war die Anhänglichkeit, welche diese dagegen dem Wirthe in der Elbtonne bewiesen, in gleicher Weise bemerkenswerth. Nicht als ob die verschiedenen Groß= und Seemächte eigends Fahrzeuge ausgerüstet hätten, um ihren Dank für die erwiesene Freundlichkeit auszusprechen, mochten doch wohl manche Kabinete von der Existenz der Elbtonne, worin ihre Unterthanen so oft Krieg und Frieden theoretisch und praktisch erörterten, kaum eine Ahnung haben; aber kein Kauffahrteischiff, es segle unter welcher Flagge es wolle, mochte im Hamburger oder Altonaer Hafen liegen, von dessen Mannschaft nicht Einer oder der Andere in den gesegneten Abendstunden hier zu finden war.

In diesem Augenblicke, wo wir eintreten, hatten so eben vier Congo=Neger einen Nationaltanz beendet, und Mathes Perl, der schon seit einiger Zeit eingetreten war, faßte die Hand einer drallen Vierländerin, die sich seltsamer Weise hierher verirrt hatte, um einen Geschwindwalzer auszuführen. Da sich keine Mittänzer eingefunden hatten, befahl Mathes im barschen Tone dem Orchesterführer, für ihn allein aufzuspielen, er werde es bezahlen. Der Maestro gehorchte scheinbar sehr devot, aber von Groll gegen den Mann erfüllt, der ihn hatte um sein Hab und Gut bringen wollen, steigerte er das Tempo zu einer solchen Schnelligkeit, daß die Tänzer sich im immer tolleren Wirbel drehten, bis Mathes, völlig außer Athem, seine Tänzerin fahren ließ und seitwärts zu den Füßen zweier catalonischer Matrosen niedertaumelte, die sich hinter einer Flasche Portwein gütlich thaten.

Ein allgemeines Gelächter, ein tolles Zischen und Pfeifen entstand bei diesem Vorfall. Mathes raffte sich, vor Ingrimm

schnaubend, vom Boden auf, ergriff die leergetrunkene Flasche der Catalonier und drohte, sie dem Führer des Orchesters an den Kopf zu werfen, der sich, froh über den gelungenen Streich, lächelnd die Hände rieb. Wie es zu geschehen pflegt, traten einige der Anwesenden auf die Seite der Musiker, während andere sich zu Mathes schlugen und die größere Anzahl der Neutralen einen möglichst weiten Kreis bildeten. So wäre es unbedingt zu einem Kampfe gekommen, bei welchem, trotz der bunten Flaggen-Union, Blut geflossen wäre, wenn sich nicht in diesem Augenblicke der junge Seemann von der langen Reise gezeigt hätte, der mit einem fröhlichen Jubelrufe bewillkommt wurde. Nun lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen, der gezogene Kreis ward gesprengt, die kämpfenden Parteien wurden auseinander gerissen und Mathes mußte nothgedrungen die Waffen strecken.

„Das Steuerrad! das Steuerrad!“ riefen die Mädchen, neckend und schäckernd ihn umdrängend. „Willkommen, Peter Steuerrad!“ schrieen die lustigen Jungmatrosen und Toppgasten, indem sie dem Angekommenen freundlich die Hand boten; der Wirth aber hinter seinem Schenktisch, der alle diese Bewegungen beobachtet hatte, sprach in sich hinein: „Ist der Kerl einmal wieder da? Nun wird heute Abend auch wieder ein Erkleckliches verzehrt werden, und es wird in diese todte Menge einiges Leben kommen!“ Beiläufig eine glänzende Empfehlung für die Fähigkeiten des lustigen Peter, da der Wirth eine Scene, wie die vorhin geschilderte, mit einer todten Masse verglich, und jetzt auf einige Lebendigkeit in seinem Hause hoffte. Und als sollte die Prophezeiung des Wirthes sogleich buchstäblich in Erfüllung

gehen, erscholl die lustige Stimme Peter Steuerrad's: „Hollah, Wirthshaus! bringt uns einige Bowlen von Eurem Grogvorrath herbei, damit wir Alle miteinander auf ein fröhliches Willkommen und fernere gute Cameradschaft anstoßen."

Die Zechgesellschaft war im vollen Gange; es bildeten sich die mannigfachsten Gruppen, und mitten unter diesen befand sich Peter, von Einem zum Andern gerufen, von Einem zum Andern eilend, für Jeden einen freundlichen Blick oder einen bedeutungsvollen Wink, ein tolles Seemannslied auf der Zunge, Fröhlichkeit im Herzen und eine gute Quantität des feurigen Getränkes im Kopf. Eben nahm er den Ansatz zu einem weiten Sprunge, der ihn bis an das äußerste Ende des Saales führen sollte, als er eine gewichtige Hand auf seiner Schulter fühlte und sich rasch umsah.

„Guten Abend!" sagte der Führer des Postevers, mit dem er vor einigen Stunden angekommen war. „Dachte ich es doch, ich würde Euch hier treffen, denn dieses junge Volk ist so neugierig, als ein Sperling auf dem Kirschbaum. Den ganzen Ertrag meiner heutigen Reise hätte ich verwettet, daß Ihr hier sein würdet."

Peter fuhr mit der Hand über die Stirn und nahm eine nachdenkende Stellung an. Er dachte an keine Verabredung oder Bestellung mehr, sondern war hierher gekommen, als an einen Ort der allgemeinen Fröhlichkeit, wo er gewiß war, lustige Cameraden zu treffen, ein Vorhaben, das ihm über die Maßen gelang. Endlich richtete er sich aus seiner nachdenklichen Stellung auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und sah den Schiffer kopfschüttelnd an.

„Also nicht?" entgegnete dieser. „Nun mir ist es recht. Junges Volk ist leichtsinnig und absonderlich Ihr von der langen Reise. Das hat keinen Sinn für Haus und Heimat und rennt mit dem Kopf durch die Breitseiten seines Schiffes. Also guten Abend!"

Getäuscht in seiner Erwartung, auf Kosten des jungen Seemannes vielleicht einen lustigen Abend zu haben, drehte er sich verdrießlich um und stieß auf Mathes Perl, der sich schon einige Zeit an ihn gedrängt hatte. „Wen haben wir hier zum Teufel?" brummte der Schiffer.

„Gut Freund!" gab Mathes zur Antwort und laut genug, daß Peter es hören konnte. „Es sind nicht alle Leute mit einem kurzen Gedächtniß begabt, und ich weiß noch recht gut, daß Ihr mich hierher bestelltet, mir zu sagen, weßhalb ich, um meines Glückes willen, Tonnenleger zu Neumühlen werden könnte."

Der alte Schiffer schmunzelte, denn die freie Zeche stand nun auf einmal im Geiste vor ihm. „So ist's recht, mein Sohn! Es gehört zu einem geordneten Menschenleben, daß man seine Gedanken stets beisammen hat, und nicht in der zweiten Minute vergißt, was man in der ersten beschlossen hat. Aber laßt uns aus dem Gedränge gehn."

Er wandte sich mit einem verdrießlichen Seitenblick auf Peter, von diesem ab, und deutete mit der Hand auf ein noch unbesetztes Nebenzimmer, als sich Peter an seinen Arm hing. „Potz Kabelgat und Ringbolzen! Nun weiß ich Alles! Ihr wolltet uns eine Geschichte vom Tonnenleger zu Neumühlen erzählen, und ich hatte es rein vergessen. Das ist um so einfältiger, als

Ihr mir Glück genug zutrautet, um auch ein solcher Kerl werden zu können. Seid nun nicht mehr böse, Alter, und laßt mich Eure lustige Geschichte mit anhören."

Der Schiffer fand sich sogleich bereitwillig, den Gedächtnißfehler des jungen Seemannes zu vergessen und ihn an seiner Weisheit Theil nehmen zu lassen. Mathes Perl wollte einige Einwendungen machen, die Peter mit der Bemerkung zurückwies, er dürfe nicht in einer Angelegenheit entscheiden, bei welcher er nicht allein betheiligt sei, die Geschichte des alten Schiffers gehe Beide an, und er für sein Theil wolle die nöthige Eintracht dadurch aufrecht zu erhalten suchen, daß er für die Zeche des Abends die nöthige Sorge trage, ohne daß sich einer von ihnen im Geringsten darum zu kümmern hätte.

Zufriedengestellt durch diese Aeußerung begaben sich die Drei, zum großen Leidwesen des Kreises, der sich gebildet hatte, um von der Freigebigkeit Peter Steuerrad's zu profitiren, in das bezeichnete Nebenzimmer und bald dampfte in der Mitte des Tisches eine nachhaltige Bowle, die mit einem Kranze verlockender Flaschen zierlich umgeben war. Die drei so verschiedenartigen Gesellen, die hier um eines Zweckes willen beisammen saßen, brannten ihre Pfeifen an, füllten die Gläser bis zum Rande, und die jungen Bursche sahen mit gespannter Erwartung zu dem alten Schiffer auf.

„Kinder!" begann dieser, noch nicht ganz einig mit sich über die Art und Weise, wie er das vorbringen sollte, was er mitzutheilen habe, „Kinder, versteht mich recht! Es handelt sich mehr um eine Redensart, als um eine wirkliche Thatsache, und . . . ."

„Um eine Redensart?" fielen ihm die Andern, merklich getäuscht, in das Wort.

„Das heißt," fuhr der alte Schiffer fort, nachdem er sich die Sprachorgane mit einem frischen Glase angefeuchtet hatte, „das heißt, wenn wir hier zu Lande sagen, der Mensch hat soviel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden kann, so meinen wir damit, es kann ihm eben so gut gehen, als dem alten Christopher Bähr zu Neumühlen."

„Und was ist's mit dem?" fragte Peter rasch.

„Das ist Euch ein Kerl!" rief der Schiffer, der nach einem neuen Glase in Feuer gerieth, „ein Kerl, der seines Gleichen nicht hat weit und breit. Er hat nichts gehabt, und kam dort an ohne einen rothen Heller in der Tasche, und jetzt . . . ein eignes Haus, einen schönen Garten, Geld, mehr als er weiß, zwei eigene Fahrzeuge, wenn das nicht genug ist zum Leben, so weiß ich nicht."

Mathes Perl schnalzte mit den Fingern und ein Lächeln flog über sein Gesicht, als wollte er sagen: Wenn ich nur die Hälfte von dem Gut dieses Christopher Bähr hätte, wie wollte ich froh sein und mir gute Tage machen, ohne eine Hand zu rühren; Peter aber machte eine abwehrende Bewegung und füllte gleichgültig sein Glas.

Der alte Schiffer bemerkte diese geringschätzende Bewegung, und indem er die ausgegangene Pfeife wieder hell anbrannte, rief er erzürnt: Was? Ist das Alles nichts? Gar nichts? Was muß es denn sein, um einen so verwöhnten Burschen zufrieden zu stellen?"

„Alles!" entgegnete Peter rasch, „Alles, was Ihr wollt, nur nicht das, was Ihr uns eben hergerechnet habt. Was soll ich mit Haus und Hof? Soll ich darin herumlungern und sehen wie draußen die Kartoffeln wachsen? Wozu ist Geld nütze, als es zu verthun? Und das könnt Ihr nicht immerfort aushalten. Und vollends Eure Fahrzeuge? Wohin mit ihnen? Glaubt Ihr, sie könnten eine Stunde lang offne See halten? Wie eine Nußschale kentern sie um, wenn sie jenseit des Dammes von Curhafen kommen, und wenn ja eines von ihnen das Helgoland zu sehen kriegte, wär' es ein Wunder!"

„Hm, hm!" brummte der alte Schiffer. „Ich meinte nur so. Ihr seid ein Paar tüchtige Kerle, die ihr Stück tägliches Brod suchen müssen; und da ich nun weiß, daß der alte Christopher bei seiner zunehmenden Schwäche eines tüchtigen Knechtes bedarf, so wäre es vielleicht nicht unmöglich, daß einer von Euch Beiden dort untergekommen wäre."

„Was?" rief Peter Steuerrad entrüstet. „Ich eines Everführers Knecht? Pfui Teufel!"

„Will's da hinaus?" brummte der Schiffer empfindlich. „Ist Dir der Schiffer nicht gut genug? Hochmuth kommt vor dem Falle, und der Esel, dem zu wohl wird, geht auf das Eis und bricht ein Bein. Bleibe nur bei dem Glauben, mein Söhnchen, und Du sollst sehen, wohin es Dich führt."

„Wohin es mich führt?" rief Peter. „Wohin es immer will! Ich verlange nichts, als satt Schiffszwieback und eine Jacke auf dem Leibe, und daran soll es nicht fehlen, so lange ich eine Hand rühren kann. Aber die rollende See bringe ich Euch nicht

zum Opfer, und wenn Ihr die Reichthümer der ganzen Welt vor mir ausschütten wolltet. Ich lebe toll und blind in den Tag hinein, wenn ich am Lande bin, aber nur in der Hoffnung, bald wieder hinauszukommen auf das brausende Element, wo ganz allein meine Heimat ist. Und weil man doch nicht zur See gehen kann, so lange noch blankes Geld in den Taschen klimpert, so thue ich dazu, daß es bald alle wird und ich mich wieder frei von allen Lasten fühle. Heda, Wirthshaus, eine frische Bowle!"

Durch dieses letztere Benehmen des jungen Seemannes schien der Schiffer zufrieden gestellt, welches er durch ein freundliches Kopfnicken und die Aeußerung: „Jeder in seiner Weise!" zu bethätigen suchte. Auch auf dem Gesichte des Mathes Perl las man deutlich, wie zufrieden es ihn mache, mit keinerlei Nebenbuhler in dieser Angelegenheit in Berührung zu kommen; denn er schien nicht übel Lust zu haben, sich um den Platz beim alten Bähr zu bemühen, und theilte dem Schiffer seine deßfallsigen Wünsche und Hoffnungen mit.

Peter saß während der Zeit in Gedanken versenkt und träumte sich auf die hohe See hinaus, ohne sonderlich auf das Gespräch seiner beiden Gefährten zu achten, deren älterer fortfuhr: „Laßt es nur gut sein, heute Abend; es ist viel zu spät und Ihr findet keine offne Hausthür mehr in dem Dorfe. Aber morgen macht Euch bei guter Zeit auf den Weg und bringt dem Alten einen Gruß von mir, so wird es wohl gehen. Und, wie gesagt, die Hoffnung darf Euch nicht verlassen; der alte Bähr war anfangs nicht mehr, als Ihr, und kaum so viel; denn man wußte nicht einmal, woher er stammte, und das werdet Ihr doch wissen . . . ."

Mathes Perl warf sich in die Brust, als wollte er sagen: das will ich meinen! Und Jener fuhr fort:

Und dann, Ihr seid ein schmucker Kerl, der seine Gaben hat und sich gewiß angenehm zu machen weiß, sobald er nur will. Wenn Ihr daher mit den Eigenheiten des kränklichen Alten einige Geduld habt und ihm zu Willen lebt, wer weiß . . . . da ist eine Tochter im Hause, Elsbeth mit Namen, Ihr versteht mich."

Der so Beschiedene machte ein pfiffiges Gesicht, als wollte er sagen: ich weiß recht gut, was Ihr meint! Peter aber lehnte über den Tisch hin und rief dem Schiffer zu: „Was meint Ihr mit einer Tochter?"

„Nun," entgegnete dieser, „ich meine damit, daß der alte Tonnenleger verheirathet war und daß seine Frau ihm eine Tochter hinterlassen hat, die erwachsen ist und alle Tage heirathen kann. Es ist ein schmuckes Mädchen und eine vielbegehrte Erbin."

Diese neue Kunde versetzte Peter in eine überaus heitere Stimmung. Er betrachtete den langen Mathes, der bei sich bereits Pläne über Pläne entwarf, wie er Vater und Tochter für sich gewinnen sollte, und es däuchte ihm kein geringer Spaß, dem habsüchtigen Burschen einen Fuß vorzustrecken, damit er im besten Laufe auf die Nase falle; dann aber schien auch plötzlich eine Lust in ihm zu erwachen, das Abenteuer selbst zu bestehen, und scheinbar gleichgültig warf er die Worte hin: „Ist das Mädel hübsch?"

„Das will ich meinen!" rief der alte Schiffer aus. „Sie ist nicht nur hübsch, sondern schön, und der ganze Elbstrand hat bisher ihres Gleichen nicht gesehn!" Und hiermit fing er eine

Beschreibung von der Schönheit Elsbeth's an, die größtentheils seiner Phantasie entstiegen, die aber so hinreißend war, daß seinen Zuhörern vor Erstaunen das Wort versagte und ihre Wangen wie helles Feuer brannten.

Der Schiffer hatte nun geendet und alle Drei saßen stumm vor sich hin; selbst die gefüllten Gläser blieben unberührt. Endlich sagte Peter: „Das Letzte ändert die Sache, und ich will Morgen auch mein Glück versuchen. Scheltet mich nicht wetterwendisch, denn Ihr hattet vorhin das von dem Mädchen nicht erzählt. Es muß Jeder seine Neugier befriedigen, und für heute scheint mir, wir haben genug gethan; habt also eine gute Nacht!“

Er nahm sein Glas, trank es bedächtig aus und entfernte sich schweigend, zur großen Verwunderung der beiden Andern, die nicht wußten, was sie daraus machen sollten.

V.

An dem äußersten westlichen Ende des Dorfes Neumühlen lag die Wohnung des alten Christopher Bähr, der seit einer langen Reihe von Jahren das Amt eines Tonnenlegers auf der Stromstrecke von der Stadt bis zu dem Stader Sande versah. Früher stand an dieser Stelle ein finstres, baufälliges Haus, das nur durch seine äußere Lage einen einigermaßen erfreulichen Eindruck hervorbrachte. Aber nachdem der Besitzer zu einigem Vermögen gekommen war, ließ er es von Grund aus abreißen und erbaute an dessen Stelle ein zierliches Häuschen mit weißen, hellglänzenden Wänden, und richtete es so ein, daß durch seine blanken Fen-

ster, durch die bunten Schnörkel an den Gesimsen und durch die frommen Sprüche, über der Thür und an andern Orten vom Schnitzer kunstreich angebracht, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden und der Neid der Nachbarn erregt wurde.

Das ging nun aber den alten Christopher Bähr nichts an; die Vorübergehenden beachtete er kaum, und wenn sie ihn grüßten, vergaß er oft, seine Mütze zum Gegengruß zu rücken. Um seine Nachbarn aber bekümmerte er sich noch weniger, und es konnte sich keiner rühmen, auch nur einmal mit ihm frisch von der Leber weg gesprochen zu haben. Er hielt mit Niemand Umgang. Sein Geschäft betrieb er mit rastloser Thätigkeit; sobald die Umstände es erforderten, war er in seinem Fahrzeuge und besorgte Alles mit der größten Genauigkeit. Wenn aber die Arbeit vorüber war, zog er sich, wie die Schnecke, in sein Haus zurück, stets ernst und verschlossen, überaus karg mit Worten und selbst mit seiner einzigen Tochter Elsbeth nur das Allernöthigste besprechend. An schönen Tagen und Abenden saß er dann wohl vor der Thür des Hauses unter dem Mastbaum, den er hatte errichten lassen, und von welchem an Sonn- und Festtagen die stattliche Landesflagge wehte, der sonst aber dazu diente, in nöthigen Fällen den, ihm gehörigen Fahrzeugen auf dem Strom Signale zu machen und Anweisungen zu ertheilen. Auch wenn er hier saß, war er eben so wenig zugänglich; denn zu beiden Seiten der Signalstange dehnte sich ein Baumgarten aus, und von der Straßenseite trennte ihn ein hohes Gitter.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der alte Tonnenleger bei seinen Nachbarn nicht die größte Liebe und Ach-

tung besaß, und wenn zufällig vor Fremden die Rede auf ihn kam — was regelmäßig geschah, wenn diese bei den Inwohnern des Dorfes einsprachen — wurde ihm die empfindlichste Lobrede gehalten, die stets zur Folge hatte, daß der Fremde, der bei ihm vorüber mußte, ihn von der Seite ansah und rasch vorbei schlüpfte.

In der That waren allerlei ärgerliche Gerüchte über den alten Christopher Bähr im Umlauf. Wenn man auch sein früheres Leben nicht genau kannte, und wenn es namentlich an Motiven für die einzelnen Begebenheiten fehlte, die man erzählte, so waren diese doch von solcher Beschaffenheit, daß sie die Abneigung der Dorfbewohner erklärlich machten, zumal der Mann, dem die üble Nachrede galt, nichts that, um sie einigermaßen zu entkräften.

An einem Spätherbste vor vielen Jahren — die Elbe ging schon mit Treibeis — erschien Christopher Bähr als junger Bursche in dem Kruge des Dorfes. Er gab vor, aus Pinneberg gebürtig zu sein, habe zum Leben hinter dem Pfluge keine Lust, wolle sich dem fröhlichen Schiffergewerk widmen und sei hierher gewandert, um zu sehen, ob er vielleicht irgendwo unterkommen könne. Als er dies gesprächsweise den anwesenden Gästen mitgetheilt hatte, lag er dem Wirth an, ihn zu beherbergen und ihm Anleitung zu geben, wie er es anzufangen habe, von einem hiesigen Lootsen angenommen zu werden.

Der Wirth schien Anfangs wenig Lust zu haben, sich mit dem jungen Gesellen, der sich sehr übermüthig geberdete, abzugeben, und folgte nur dem Zureden einiger Stammgäste, die diese neue Erscheinung amüsirte, daß er versprach, ihn die Nacht zu behalten. Der junge Mann machte sich über das Abendbrod her,

das ihm bereitet worden, und gab nur halbe Antworten auf die Fragen eines Mannes in mittlern Jahren, der ihm gegenüber Platz genommen hatte.

Dieser Mann hieß Johannes Schlüter und versah seit einer Reihe von Jahren das Amt eines Tonnenlegers. Er war bereits bei der Ankunft des jungen Fremdlings im Kruge gewesen und hatte dessen Absichten vernommen. Da er gerade eines kräftigen Burschen benöthigt war, um ihn zu seinem Geschäfte zu verwenden, ihm auch die Art und Weise, wie der Fremde sich gab, wohlgefiel, so wandte er sich an diesen und suchte dessen Aufmerksamkeit zu erregen, was ihm Anfangs kaum gelingen wollte. Johannes Schlüter war ein gutmüthiger Mann, der, von Allen wohlgelitten, eine Art von Superiorität im Dorfe ausübte, ohne daß er es sonderlich darauf angelegt hatte. Selbst in frühern Jahren zu Scherzen und tollen Streichen aufgelegt, hatte er Nachsicht mit den Lebhaftigkeiten der Jugend und ertrug auch Christopher's kurze Weise, der nur für seinen Krug und seinen Teller Sinn hatte und sich Alles dreimal wiederholen ließ, bevor er eine Antwort darauf ertheilte.

Um kurz von der Sache zu reden, Christopher Bähr zog am folgenden Tage zur Probe in das Haus des Johannes Schlüter, und zu der Stunde, da er einzog, ahnte er nicht, daß er einst selbst der Besitzer dieses Hauses sein und es niederreißen würde, um ein neues an dessen Stelle zu erbauen. In der That hatte der wackere Schlüter Anfangs nicht Ursache, seine Wahl zu bereuen; denn Christopher war überaus willig zur Arbeit, war unverdrossen früh und spät bei der Hand und hatte, was die

Hauptsache war, bereits ein großes Geschick für die Hanthierung seines Brodherrn an den Tag gelegt. Dies rühmte er auch öfter gegen den Wirth und die Stammgäste des Kruges, die bei der übereilten Aufnahme des jungen Landläufers mit dem Kopfe geschüttelt hatten, und nahm stets des Christopher's Parthei, wenn dieser durch irgend einen tollen Streich die Dorfbewohner gegen sich eingenommen hatte.

Dies Alles galt aber nur für die Dauer des ersten Jahres. Allmählig, als Christopher anfing, sich zu fühlen, wurde er kecker und übermüthiger. Je mehr er mittelst seines scharfen Verstandes und seiner körperlichen Gewandtheit sich das Gewerbe des Tonnenlegers aneignete, je mehr drängte er den Knecht und den Gehülfen in den Hintergrund und suchte sich dem Herrn gleichzustellen; ja öfters gab er sich sogar den Anschein, als sei er der Meister und man habe allein von ihm die Befehle zu empfangen. Aber dies Alles kam nur nach und nach und wurde Anfangs so schlau vorgebracht, daß dem gutmüthigen Johannes nichts Böses ahnte, und ihm erst dann das Unheil klar wurde, als es bereits zu spät war, dem weitern Fortschreiten desselben kräftig entgegen zu arbeiten.

Man hätte meinen sollen, Johannes dürfe seinen widerspenstigen Knecht nur verabschieden; aber das ging so schnell nicht, denn dieser hatte sich bei den übrigen Hausgenossen überaus beliebt zu machen gewußt, und als Johannes so nebenher ein Wort fallen ließ, es wäre wohl gut, wenn Christopher sich weiter in der Welt umthäte, erhoben sich Frau und Kind, und er fand es angemessen, um des häuslichen Friedens willen, zu schweigen.

Es ging eine geraume Zeit vorüber und Christopher hatte

sich sein neues Gewerbe so sehr zu eigen gemacht, daß er die Stromlage der Elbe auf das Genaueste auswendig wußte, und die vorkommenden Arbeiten mit einem Gehülfen ganz allein versah. Eben dadurch hatte er sich seinem Brodherrn, der oft, seiner Bequemlichkeit halber, zu Hause blieb, unentbehrlich gemacht, und das wollte er gerade bezwecken. Man sprach auch schon überall von ihm, als von dem einstigen Nachfolger im Amte, und die Herren in der Stadt, die darüber zu entscheiden hatten, schienen, auf die Empfehlung des Johannes Schlüter hin, derselben Meinung zu sein.

Unterdessen hatte sich in dem Hause des Tonnenlegers etwas ereignet, das der Thätigkeit Christopher's eine neue Schwungkraft verlieh. Gertrude, das einzige Kind, war von der herrschsüchtigen Mutter nicht besonders hervorgehoben und auch von Christopher wenig beachtet worden. Jetzt starb diese Frau, und Gertrude, schon ziemlich herangewachsen, übernahm nach dem Willen des Vaters die Führung des Hauswesens. Da sie jetzt mehr Gelegenheit hatte, sich zu zeigen, und zugleich nicht geringe Lust besaß, sich bemerkbar zu machen, so konnte es nicht fehlen, daß Christopher aufmerksam auf sie wurde. Gertrude war hübsch, wußte in der Wirthschaft gut Bescheid und hatte mit der Zeit eine nicht unbeträchtliche Mitgift zu erwarten. Christopher fand also, daß sie eine sehr gute Parthie für ihn sei, und gab sich nicht geringe Mühe, die Gunst des vielbegehrten Mädchens für sich zu erringen; eine Anstrengung, die ihm zu gelingen schien, denn Gertrude erwies sich ihm stets freundlich und erwählte ihn bei öffentlichen Festlichkeiten ausschließlich zu ihrem Begleiter und Tänzer.

Johannes Schlüter lächelte dazu, aber nicht, weil ihm dies

Benehmen der jungen Leute genehm war, sondern weil er sich vorstellte, welche seltsame Gesichter sie machen würden, wenn er ihnen plötzlich ankündige, daß diese Tanz- und Spazier-Vergnügungen ein Ende nehmen müßten, denn er hatte ganz andere Pläne im Sinne. Christopher hatte es wohl bemerkt, daß ein ziemlich bejahrter Schiffscapitain, Erick Matsen, sich seit einiger Zeit Vieles im Hause des Herrn Johannes zu schaffen machte, diesen Verkehr aber nicht sonderlich beachtet. Die Absicht des Capitains war aber keine geringere, als sich um die Hand Gertruden's zu bewerben, die er als Hausfrau in sein stattliches Wohngebäude zu Altona einführen wollte. Da es nun in damaligen Zeiten in Neumühlen nicht wenig bedeuten wollte, der Anverwandte eines Schiffscapitains zu sein, und da obendrein der Erick Matsen ein ziemliches Vermögen besaß, welches in einer westindischen Plantage angelegt war, so gefiel dies Heiratsprojekt dem Meister Johannes ausnehmend wohl, und beide Männer waren schon vollkommen einig, ehe noch die jungen Leute eine Ahnung davon hatten, was über ihre Zukunft beschlossen worden sei. Als die alten Herren mit der Hauptsache im Reinen waren, ward noch festgesetzt, daß Erick Matsen seine letzte Reise nach Westindien antreten, seine Gelder dort flüssig machen und nach Europa überführen solle. Unterdessen werde Johannes seine Tochter auf die Veränderung aufmerksam machen, die ihr bevorstehe, und überhaupt alles Nöthige vorbereiten; käme dann Erick Matsen von seiner Reise zurück, so solle Verlobung und Hochzeit in möglichster Schnelligkeit erfolgen. Die Ausführung dieses Beschlusses wurde sogleich in's Werk gesetzt.

Eines Tages befand sich Christopher Bähr am Strande in seinem Ever, und erwartete die Ebbe, um eine Revision der Tonnenlage vorzunehmen; Johannes stand am Bord des Fahrzeuges gelehnt, und ertheilte seinem Gehülfen einige Instructionen, worauf dieser indeß nicht hörte, da er sich mit Gertruden neckte, die ihm in einem Korbe den nöthigen Mundvorrath brachte. Da erschien plötzlich mit vollen Segeln ein großer Dreimaster, und weil das Fahrwasser zu jener Zeit dicht am Strande hinlief, konnte man deutlich sehen, was sich am Bord desselben begab. Es befand sich jetzt nahe vor dem Hause des Tonnenlegers und in diesem Moment wurden die Kanonen abgefeuert. Die Staatsflaggen wehten schon von der Gaffel und vom großen Topp.

„Weißt Du, wer das ist, der dort hinsegelt, mein Kind, und uns diese Ehren erweist?“ fragte Johannes.

Gertrude schüttelte mit dem Kopfe und schaute den Geliebten an, der sich hoch aufrichtete.

„Das ist,“ fuhr der Vater fort, „ein Mann, der um Deine Hand angehalten hat, und den Du heirathen wirst, wenn er seine Reise beendigt hat.“

In diesem Augenblicke erschien Capitain Erick Matsen auf der Galerie seines Schiffes und winkte den am Strande Stehenden mit seinem Hute den Abschiedsgruß zu.

„Herr Gott! Erick Matsen!“ rief Gertrude erbleichend und zitterte.

„Nun ja, wer denn sonst?“ fragte verwundert der Vater. „Es ist ja nicht möglich, daß Du das nicht gemerkt haben solltest, was dem ganzen Dorfe kein Geheimniß mehr ist. Aber so ist

Deine Weise; immer hast du Narrheiten und dumme Streiche in Deinem Kopfe und vergißt, Dich um vernünftige Dinge zu bekümmern. Komm jetzt mit mir, und richte Deinen Sinn von heute ab auf ernste Dinge, denn es wird Alles anders.“

Das überraschte Mädchen ließ sich willenlos von dem Vater fortziehen und vergaß sogar, einen Blick auf den Geliebten zu richten, der bei der unerwarteten Entdeckung erbleichte und kein Wort sprach. Aber sein Blick flog dem enteilenden Schiffe nach; es lag eine Welt von Haß und Entsetzen darin, und wäre dieser Blick ein Blitzstrahl gewesen, das Schiff wäre in einem Nu zerschmettert worden.

Bisher war das, was die Dorfinsassen den Fremden erzählten, wenn von dem alten Christopher Bähr die Rede war, ziemlich übereinstimmend, auch wurden sämmtliche Einzelheiten mit großer Ausführlichkeit berichtet, und selten fand eine unbedeutende Abweichung von der beliebten Tradition statt. Aber von jetzt ab werden die Angaben lückenhaft, die verschiedenen Meinungen kreuzen und widersprechen sich, und nur im Endresultat ist Alles einig, daß nämlich dem Christopher Bähr Alles gewährt sei, was sein Herz sich wünschte: Gertrude sei seine Frau geworden, und er habe die Functionen eines Tonnenlegers erhalten.

Die folgenden Einzelheiten wurden indessen mit großer Bestimmtheit erzählt:

Johannes Schlüter hatte noch einen geheimen Grund gehabt, seine Tochter bald aus dem Hause und an den Mann zu bringen. Erick Matsen hatte sich verpflichtet, Gertrude ohne alle Mitgift zu nehmen, und auf ihr einstiges Erbe keinerlei Anspruch zu

machen. Das war es, was Johannes Schlüter brauchen konnte. Er hatte schon bei Lebzeiten seiner Frau zu einem hübschen, aber armen Mädchen in dem Kirchdorfe Ottensen eine zärtliche Neigung gefaßt, und als er nun ein freier Mann ward, verheiratete er sich heimlich mit ihr. Erst wenn Gertrude mit Erick Matsen verheiratet sei, wollte er die junge Frau zu sich in's Haus nehmen, und seine Tage in Wohlleben und Freude hinbringen.

Christopher konnte sich von dem unerwarteten Schlage kaum erholen, und schäumte vor Zorn. Gertrude besänftigte ihn dadurch, daß sie versprach, treu zu ihm zu halten und den alten Erick Matsen mit großer Entschiedenheit abzuweisen. Sie erklärten dies Beide dem Vater, der darüber so zornig wurde, daß er seine Tochter für einige Zeit in den Keller sperrte und seinen Gehülfen auf der Stelle entließ. Dieser schweifte seit jener Zeit in der Gegend umher, war überall und nirgends, kam in des Tonnenlegers Haus, wenn dieser abwesend war, um seine Gertrude zu sehen, und lachte wie ein schadenfroher Teufel, als er das Geheimniß seines bisherigen Brodherrn entdeckte und seiner Geliebten die Mittheilung machen konnte, daß sie nun nicht allein bald eine Stiefmutter, sondern auch fast zu gleicher Zeit einen Bruder oder ein Schwesterlein zu erwarten habe. Nachdem er dann noch eine ziemlich lange Unterredung mit seiner Gertrude gehabt hatte, schieden sie völlig einig, und am folgenden Tage verschwand Christopher aus der dortigen Gegend.

Späteren Nachrichten zufolge, die nach Europa gelangten, war es dem Capitain Erick Matsen nicht leicht geworden, seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und er mußte ein ganzes

Jahr länger daran setzen, als er geglaubt hatte. Dann aber wurden ihm endlich die ersehnten Goldsummen aufgezählt, und er säumte jetzt keinen Augenblick, die Heimreise nach Europa anzutreten. Glücklich kam er bis an die Nordsee und näherte sich unter starken Nordweststürmen der Elbmündung, nicht wenig erfreut, als er hier einen Blankeneser Fischer fand, der ihm einen seiner Leute abgab, um das Amt eines Lootsen zu versehen. Erstaunt wich der Capitain zurück, als er den Lootsen näher in's Auge faßte und in demselben den Gehülfen seines künftigen Schwiegervaters erkannte. Christopher war mürrisch und einsilbig; er erwiederte auf alle Fragen nur, daß er sich schon lange von Johannes Schlüter getrennt und zum Lootsenwerk gegriffen habe. Ein Weiteres ist von dieser Reise nicht bekannt; denn das Schiff des Erick Matsen ist auf Vogelsand mit Mann und Maus geblieben und nur Christopher Bähr ist, wie durch ein Wunder, allein gerettet worden.

Nicht lange nach diesem Ereigniß lief die Nachricht ein, daß ein weitläuftiger Verwandter Christopher's in Kopenhagen gestorben sei, und ihn zum Universalerben eingesetzt habe. Auch trafen bald nachher große Baarsendungen ein, und Christopher galt für einen überaus reichen Mann, weswegen ihm nicht allein die Bewohner Neumühlens, sondern überhaupt Alle, die ihn nur entfernt kannten, beträchtlich den Hof machten. Alle glaubten blindlings an den Vetter in Kopenhagen und an dessen Verlassenschaft; Niemand, außer Johannes Schlüter, fiel es ein, irgend einen Zweifel zu hegen. Gertrude war außer sich, bei dem Gedanken, eine reiche Frau zu werden, und doch den geliebten Freund zum Manne zu erhalten.

Aber zwischen Johannes Schlüter und seinem ehemaligen Knecht kam es zu ärgerlichen Auftritten. Der erstere hatte einen Widerwillen gegen Christopher gefaßt; die Art und Weise, wie Jener seine insgeheim vollzogene Verheiratung erforscht, veröffentlicht und zu seinen geheimen Zwecken benutzt hatte, gaben ihm vollständigen Aufschluß über den Charakter desselben, und er war jetzt mehr, wie je entschlossen, ihm seine Tochter nicht zur Frau zu geben, sollte sein Reichthum auch noch drei Mal größer sein, als er wirklich war. Ja, dieser Reichthum erschien ihm ein Hinderniß mehr, und nicht undeutlich gab er zu verstehen, Christopher möge bei dem Abschiede von dem gestrandeten Schiffe Erick Matsen's wohl zunächst an sich gedacht haben. Eines Abends sogar, als er mehr Wein wie gewöhnlich getrunken hatte, sagte er es in der Dorfschenke gerade zu, er für seinen Theil sei zuversichtlich überzeugt, Christopher Bähr habe jenes Schiff mit Absicht auf den Strand gesetzt und alle Menschen am Bord jämmerlich ertrinken lassen, nur um gute Beute zu machen. Eine solche Aeußerung aus solchem Munde brachte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther hervor, und seit jener Zeit waren die Leute der Meinung, daß man sowohl dem Johannes Schlüter, als auch dem Christopher aus dem Wege gehen müsse, da Beide etwas Schlimmes im Herzen und Gemüthe mit sich herumtrügen.

Die Aeußerungen, welche Johannes während des Trunkes in der Schenke gemacht, blieben für seinen ehemaligen Gehülfen und Schützling kein Geheimniß. Als daher Johannes am folgenden Abend in seiner Stube auf der Ofenbank saß, einige Briefschaften vor sich, mit denen er beschäftigt war, trat Christopher in großer

Aufregung ein, und verlangte den Beweis für die abscheulichen Beschuldigungen, die öffentlich auf ihn gewälzt worden waren.

„Was ich gethan habe, das habe ich gethan," entgegnete Johannes, „und ist es auch eigentlich im Trunke geschehen, so will ich es doch jetzt, im nüchternen Zustande, nicht widerrufen. Was ich gesagt habe, das glaube ich fest, und . . . ."

Hier unterbrach ihn Christopher und tobte auf eine so entsetzliche Weise, daß Gertrude, bleich vor Schrecken, aus der Küche herbeilief und um Gotteswillen Friede zu halten bat.

„Laß Du den Unband toben, mein Kind!" sprach der alte Johannes, durch den Trotz seines Gegners nur noch herber und schroffer geworden. „Kann sein, wenn er gestern oder heute früh zu mir gekommen wäre, um mich zur Rede zu stellen, daß ich klein beigegeben hätte, weil es möglich ist, zu irren. Aber seit ich heute diese Briefe aus Kopenhagen erhalten habe . . . ."

„Aus Kopenhagen!" fragte Christopher erbleichend.

„Ja! Aus Kopenhagen!" fuhr Jener fort. Von dem Orte, woher Deine Erbschaft gekommen ist. Meine Nachforschungen darüber sind nicht ohne Erfolg geblieben, und ich kann Dir sagen, daß Du dort niemals irgend etwas geerbt, ja daß Du niemals einen Vetter dort gehabt hast, sondern daß das Gold, welches Du jetzt verprassest und womit Du meine Tochter zu gewinnen trachtest, das Gold des armen Erick Matsen ist, das Du aus dessen Schiff geraubt hast, nachdem Du dieses, wer kann es wissen, wahrscheinlich mit berechnender Bosheit auf den Strand setztest; eine That, die allein Gott weiß und einst richten wird!"

Johannes lehnte sich bei diesen Worten, offenbar angegriffen,

in seinen Stuhl zurück, Gertrude aber ging mit lautem Weinen aus der Stube.

Noch nie hatte man Christopher in solcher Aufregung gesehen. „Lügen! Nichts als Lügen!“ rief er und der Schaum trat ihm vor den Mund. „Was wollt Ihr mit einem solchen Wisch beweisen?“ Und mit einem geschickten Griff sich der Briefe bemächtigend, die auf dem Tische lagen, hielt er sie an das Licht, so daß sie augenblicklich in Flammen aufloderten. „Jetzt beweist mir doch, daß Eure Beschuldigung wahr ist!“

Einen Augenblick lang war Johannes betreten, dann aber faßte er sich und sagte: „Du glaubst wohl, ich kann nicht noch einmal nach Kopenhagen schreiben und mir dieselben Nachrichten wieder kommen lassen? Das soll morgen am Tage geschehen, und weil ich nun weiß, mit wem ich zu thun habe, so strecke ich meine Hand nach Dir aus und lasse Dich setzen, auf meine Gefahr und Kosten, es sei denn, Du liefst schnell, mit Schimpf und Schande bedeckt, davon und ließest Dich niemals mehr auf zwanzig Meilen in der Runde sehen!“

„Es ist gut!“ sprach Christopher plötzlich kalt. „Wir sprechen uns schon wieder!“

Mit diesen Worten verließ er das Haus seines ehemaligen Wohlthäters und Freundes. Es bleibt ungewiß, ob dieser Letztere sich nochmals nach Kopenhagen gewendet; es sind aber keine Briefe gefunden worden.

Christopher war am andern Morgen aus dem Dorfe verschwunden und kehrte längere Zeit nicht zurück. Die Dorfchronik behauptet indessen, derselbe habe sich mehrere Male bei Nachtzeit

in der Nähe von seines frühern Brodherrn Wohnung eingefunden; Gertrude sei dann jedesmal bei der Hand gewesen, und fest von der Unschuld ihres Geliebten überzeugt, die dieser mit den heiligsten Schwüren betheuerte, gelobte sie ihm stets auf's Neue Herz und Hand. Ja, als er eines Nachts sich wieder einfand, und Gertruden's Vater kurz vorher in ihrer Gegenwart geäußert hatte: wenn jener Bösewicht sich noch einmal hierher wagen sollte, würde er ihn greifen und binden lassen, und mit der ganzen Strenge der Gesetze verfolgen, entschloß sie sich kurz, gab den beharrlichen Bitten des Freundes nach und entfloh mit ihm.

Dieser Schlag beugte den unglücklichen Vater tief. Der Gram grub Furchen auf seine Stirn und sein Haar bleichte. Die Stätte, wo er sonst in Frieden und Freuden gehaust, war verödet. Wie gerne hätte er nun sein Weib in's Haus genommen, aber es ging nicht. Sie war eines Knäbleins genesen und lag schwach und angegriffen darnieder. Der Allmächtige fügte es nach seinem unerforschlichen Rathschlusse, daß Johannes auch noch diese Stütze verlieren sollte; er mußte sie zum Kirchhofe begleiten.

Er nahm jetzt den Knaben und dessen Wärterin mit sich nach Hause, und seine einzige Freude war, die lieblichen Züge dieses Kindes zu betrachten und sich dabei der Mutter zu erinnern, die er so schnell verloren hatte. Alles ging in der Sorge für diesen unter. Er dachte nur an den Knaben, und was er in dem gegenwärtigen Augenblicke ihm zur Liebe thun solle; sowohl die Vergangenheit, als auch die Zukunft waren für ihn nicht vorhanden. Aber noch einmal ermannte er sich. Er ließ Gerichtspersonen in's Haus kommen und machte sein Testament. Gertrude wurde

von ihm enterbt und seinem Knaben, dem lieblichen, holden Peter, vermachte er Alles. „So wird doch Er hoffentlich noch einst glücklich werden!“ sprach der unglückliche Vater vor sich hin. Und als dieser Gerichtsakt vorüber war, nahm er an nichts mehr Theil, sondern versank täglich mehr und mehr in eine stille Melancholie.

Ein trüber Herbstabend war hereingebrochen, und der alte Johannes allein bei seinem Knaben. Die Wärterin desselben, die zugleich dem kleinen Hauswesen vorstand, hatte einen Brief aus ihrer, einige Meilen entfernten Heimat empfangen, der sie dorthin rief, um noch einmal eine Verwandte zu sehen, die im Sterben lag, und dahin war die Frau am frühen Morgen abgefahren, mit dem Versprechen, des folgenden Tages zu guter Zeit zurück zu kehren. Johannes hatte seinem kleinen Liebling so eben das Abendbrod gereicht, als plötzlich die Thür sich öffnete und Christopher hereintrat. Die Drohungen, die dieser ausstieß, und die er wahr machen wollte, wenn Johannes das Testament nicht wieder umstieße, sollen fürchterlich gewesen sein. Als der kleine Peter, erschreckt von dem ungewohnten Lärmen, der plötzlich um ihn tobte, laut zu weinen anfing und seinen Vater zum Beistand rief, soll Christopher ausgerufen haben: „Nun, Deine Stunde wird auch noch schlagen und Du sollst früh genug Dein Maul halten!“ Dies will ein vorübergehender Nachbar gehört haben, der es nachher genug bereut hat, da er sogar die Stimme Christopher's zu erkennen glaubte, nicht in das Haus gegangen zu sein.

Ueber die Ereignisse, welche an jenem Abend in dem Hause des Tonnenlegers Johannes Schlüter stattfanden, weiß Niemand

etwas mitzutheilen; man kennt nur jene Aeußerung des Nachbars, der aber wenig Glauben beizumessen ist, da er selbst gestand, er habe in der Schenke des Guten ein wenig zuviel gethan. Als die Wärterin am andern Tage bei einbrechender Dämmerung von ihrer Reise zurückkam, fand sie Johannes todt am Boden liegend; der Knabe war fort und nirgends aufzufinden. Die Frau erhob ein Zetergeschrei, und die Nachbarn liefen zusammen, lamentirend und händeringend. Es wurden Aerzte herbei gerufen und diese sagten aus, Herr Johannes sei, wahrscheinlich in Folge eines heftigen Schrecks, vom Schlage getroffen worden und also verschieden. Alle Spuren einer äußern Gewalt fehlten, es sei an einen Mord nicht zu denken. Dafür sprach auch der Umstand, daß nicht das Geringste von Werth im Hause fehlte, und selbst eine bedeutende Geldsumme, die sich in dem Wandschranke befand, worin man zu jener Zeit seine Baarschaften aufzubewahren pflegte, unberührt vorgefunden wurde.

Herr Johannes wurde beerdigt. Bald nachher erschien Christopher Bähr mit seiner Frau und nahm Besitz vom väterlichen Hause. Das ganze Dorf hoffte und erwartete, die Gerichte würden sich darein mengen; aber es geschah nicht. Christopher mußte vielmehr, wie die gemeinen Leute zu sagen pflegen, vor die rechte Schmiede gegangen sein; denn man trieb ihn nicht allein nicht aus dem Hause, sondern er setzte es auch durch, daß das Testament des alten Herrn Johannes umgestoßen und ihm der ganze Nachlaß desselben zugesprochen wurde, wobei er nur die schriftliche Erklärung von sich geben mußte, daß, wenn der kleine Knabe, der auf eine so unerklärliche Weise verloren gegangen war, sich früher

oder später wieder einfinden sollte, er gehalten wäre, die angetretene Erbschaft — soviel dann von derselben noch übrig sein möchte — mit demselben zu theilen. Ja, was den Dorfbewohnern noch mehr in den Kopf fuhr, und ihnen einen unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung darbot, war der Umstand, daß Christopher Bähr die Bestätigung zum Nachfolger im Amte seines Schwiegervaters erhielt, und dasselbe auch ohne Verweilen antrat. Es wurden hierüber und über alles Andere viele Bemerkungen gemacht, die nicht besonders ehrenvoll für den neuen Dorfinsassen ausfielen; aber dieser hörte nichts von dem Allen, denn er kam zu Niemand und nahm keine Besuche an. Seitdem er Alles erreicht hatte, was er billigerweise nur erreichen konnte, und, heimlich von Vielen beneidet, dem Glücke im Schooße saß, wurde er täglich einsilbiger und mürrischer, zog sich stets mehr in sich selbst zurück und brachte jede freie Stunde damit zu, gedankenvoll vor sich hinzubrüten. Alles, was sonst in dem Leben eines Mannes eine denkwürdige Epoche bildet, machte auf ihn nur einen vorübergehenden Eindruck. Die Geburt einer Tochter, der Tod seiner Frau, der ein Jahr darauf erfolgte, waren für ihn Ereignisse, die seine gewohnte Weise nur auf eine kurze Zeit unterbrachen.

Die Klatschbasen des Dorfes — und es gab wenige männliche und weibliche Inwohner, die sich nicht dazu zählen durften, — brachten indessen bald etwas Neues unter die Leute, das Zeugniß für ihre Wichtigkeit ablegen sollte. Sie behaupteten nämlich mit großer Bestimmtheit, zu wissen, daß es in der Wohnung des Tonnenlegers spuke; bald erscheine der Geist des alten Meister

Johannes, ungeheure Drohungen ausstoßend, bald der Geist des kleinen Peter, — denn Niemand zweifelte daran, daß dieser umgebracht sei, — mit wehklagenden Mienen. Auch die Geister der ersten und der zweiten Frau des Johannes Schlüter sollten zuweilen erscheinen und über den Verlust ihrer Kinder trauern; Alles Begebenheiten, die für die jetzigen Bewohner des Hauses nicht von besonders erfreulicher Art waren.

Es ist nicht mehr wohl zu ermitteln, was für Wahres an diesen Gerüchten gewesen, die bei den müßigen Leuten im Orte bereitwillig Eingang fanden; aber große Wahrscheinlichkeit erhielten sie durch das Benehmen der Hauptperson selbst. Plötzlich und unerwartet erschien eines Tages, im ersten Beginne des Frühjahres, eine Reihe von Wagen und Fahrzeugen mit Baumaterialien beladen; zugleich trafen von mehreren Seiten eine große Anzahl Arbeiter ein; man begann damit, das alte Wohnhaus, worin Johannes und seine Vorfahren so manches Jahr in Frieden und Freude gehaust hatten, bis auf den letzten Stein abzutragen, und dann ward Alles so aufgebaut und hergestellt, wie es im Beginne dieses Abschnittes erzählt worden ist.

Alles war schön und untadelhaft; weit umher, am Strande, wie tiefer im Lande war dazumal keine Besitzung, die mit dieser verglichen werden konnte; aber — der darinnen wohnte, er genoß den Segen nicht.

VI.

Wir wenden uns zu dem Morgen zurück, der auf den Abend folgte, als Peter Steuerrad und Mathes Perl sich in der „Elbtonne“ von dem Harburger Postschiffer die Zeit auf eine angenehme Weise verkürzen ließen.

Es war ein durchaus wolkenfreier Himmel; die Sonne warf ihr flüssiges Gold auf den glatten Spiegel des Stromes. So still und ruhig war die Atmosphäre, daß nicht der geringste Luftzug die Rauchsäulen bewegte, die aus den Schornsteinen der zahlreichen Fischerwohnungen aufstiegen, welche dem Strande von Neumühlen einen niederländischen Charakter verleihen und sich zu einem Bilde gestalten, das immer pikant, und doch so ruhig und einfach, nur einen freundlichen Eindruck auf den Beschauer macht.

In dem helllachenden Häuschen des Tonnenlegers waltete Elsbeth, sein vielgerühmtes und vielbegehrtes Töchterlein mit rosiger Laune und brachte ihren Anzug für nächsten Sonntag in Ordnung, da ihr der Vater, auf beharrliches Bitten, verstattet hatte, mit einigen Nachbarinnen oben auf dem Berge bei Ritscher tanzen zu gehen. Es ist nämlich eine Eigenheit der Neumühler bis zur heutigen Stunde, Alles, was über ihrem Dorfe, auf der eigentlichen Landstraße (denn sie kennen nur schmale Fußsteige) sich begibt oder befindet, als „baben op den Barg“ zu bezeichnen. Eine solche Erlaubniß wurde sehr selten ertheilt und daher, wenn sie gegeben wurde, mit um so größerer Freude begrüßt, zumal Elsbeth hinsichtlich ihres Putzes mit den Vornehmsten wetteifern

konnte, denn was diesen Punkt betrifft, achtete der Vater kein Geld, sondern gab mit vollen Händen. Jetzt waren die wichtigen Vorbereitungen vollendet, und sie stand mit stiller Freude vor ihrem Werke, um sich an dem Anblicke desselben zu ergötzen und sich vorzustellen, wie sie sich ausnehmen würde, wenn sie mit allen diesen Herrlichkeiten geschmückt wäre.

Wer sie in diesem Augenblicke gesehen hätte, wäre vor ihrer reichen Schönheit niedergesunken und hätte sich mit wollustathmenden Schauern in den Anblick derselben vertieft. Wäre Elsbeth die Tochter eines reichen Handelsherrn gewesen, der inmitten einer stolzen Seestadt, umgeben von hundert seines Gleichen, mit fürstlichem Aufwande lebte; oder wäre sie zufällig, Tausenden sichtbar, an einem Königshofe geboren worden, wer hätte sattsam wohl ihr Lob verkündet, und woher hätten die Poeten neue Bilder und neue Wendungen nehmen sollen, um eine so ganz neue und eigenthümliche Schönheit zu preisen? In dem heimischen Dorfe aber, wo man einen solchen Aufwand von Worten und Redensarten nicht kannte, sondern die einzelnen Phrasen seit undenklichen Zeiten auf Kindeskinder forterbten, sagte man kurzweg, ohne für ihre Reize blind zu sein: „Es ist eine Dirne, wie Milch und Blut.“ — Elsbeth's lieblichster Reiz war aber der, daß sie sich ihrer Schönheit und deren Macht nicht bewußt war, oder daß es mindestens so schien; denn nie gab es ein gehorsameres, bescheideneres und fügsameres Mägdlein weit und breit, die nur leise erröthend und mit schmeichelndem Tone das zu erlangen strebte, was sie, kraft der ihr von der Natur verliehenen Macht, einer Königin gleich, hätte fordern können.

Außer dem Putze und dem Tanze beschäftigten aber noch andere Dinge das junge Mädchen, und diese mochten leicht ernsthafterer Art sein; denn eine trübe Wolke des Unmuths flog über die sonst stets heitere Stirn und Thränen feuchteten ihr Auge. Wenn auch die ältern Leute des Dorfes in den Ruf der Bewunderung einstimmten, den die jungen Männer erhoben, wenn von „schön Elsbeth" die Rede war, so gab es doch eine Classe von Einwohnern, die bei solchen Anläßen, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, völlig verstummte und, im Gegentheil, bereit war, zu Gunsten einer entgegengesetzten Meinung, die scharfsinnigste Disputation zu beginnen. Dies waren die alten und häßlichen Mädchen, wenn man überhaupt sagen kann, daß es unter dem schönen Geschlechte irgend etwas gibt, das alt und häßlich ist. Diese Damen denen ein solches Prädikat zukam, waren die erklärten Feindinnen Elsbeth's, und wurden es täglich um so mehr, je weniger sie Gelegenheit fanden, ihrem gerechten Zorne Luft zu machen und der schönen Feindin all' die Strafen zu ertheilen, die sie, nach ihrer Ansicht, so sehr verdiente.

Da traf es sich, daß mehrere von ihnen mit Elsbeth bei einer Nachbarin zusammen kamen und daß diese während des Thee's von einer andern (ebenfalls häßlichen) Nachbarin abgerufen wurde. Diese (sorgsam vorbereitete) Gelegenheit kam zu erwünscht, als daß man sie nicht hätte benutzen sollen, und die Quadriga der alten Jungfern rückte mit aller Entschlossenheit, aber unter der Maske der zärtlichsten Freundschaft, zum Angriffe aus. Dieser Angriff geschah mit der größten Besonnenheit und Ueberlegung, und man sah, daß der Feldherr, der den Plan dazu entwor-

fen, die reichste Erfahrung in diesem Genre gemacht haben mußte. Wenn Eine etwas hinwarf, das Elsbeth bis in's innerste Gemüth verletzen mußte, äußerten die übrigen Drei ein unendliches Bedauern und behaupteten mit dem größten Eifer, es könne nicht wahr sein, bis endlich eine zweite und dritte Behauptung aufgestellt wurde, die noch empfindlicher war. So ging es mit geschickten Unterbrechungen fort, bis Elsbeth Alles erfahren hatte, was man im Dorfe Nachtheiliges und Ehrenrühriges von ihrem Vater glaubte und was im vorhergehenden Abschnitte erzählt worden ist. Elsbeth hielt diesen Angriff mit bewunderungswürdiger Geduld aus, und unterdrückte gewaltsam die Thränen, die sich zwischen ihren Wimpern hervordrängten. Sie eilte nach Hause und würde unzweifelhaft dem Vater Alles erzählt haben, aber dieser war so schroff und unzugänglich, daß Elsbeth es nicht wagte und eine bessere Gelegenheit abwarten wollte. So vergingen einige Tage; die Neuheit des Eindrucks verwischte sich, der herbe Schmerz wich und Elsbeth meinte, es könne Alles nur von den alten Hexen ersonnen sein, um sie zu kränken. Dazu kam die Einladung zum Tanzfest, und so würde jene unangenehme Geschichte vollends in den Hintergrund gedrängt.

Als nun aber alles zum Putz Erforderliche beisammen war, und sie sich im Geiste mit all' diesen Herrlichkeiten geschmückt sah, kam ihr der Gedanke, wie schrecklich es sein müsse, wenn das, was sie vernommen, wahr wäre, und ihr am Tanzfeste von allen Leuten laut in's Gesicht gesagt werde.

In diesem kritischen Augenblicke verließ der Vater seinen Platz unter dem Mastbaum und betrat das Haus. Er erblickte alsbald

Elsbeth, sah den Schmerz, der sich auf ihrem Gesichte malte, die Thränen, die sie weinte, und fragte mit scharfem Tone: „Was gibt's?“

Elsbeth blickte zu ihrem Vater auf und warf sich, ohne ein Wort zu sagen, mit überströmenden Augen in seine Arme.

„Was soll das? Laß mich los, sage ich Dir? Ist einmal wieder etwas nicht nach Deinem Sinne? Fehlt's an Schleifen, Spitzen und anderm Modetand? Dein Tanz hat mir schon viel Verdruß gemacht, und wenn ich noch mehr Aerger deßhalb haben soll, nehme ich mein Wort zurück.“

„Nein, es ist nicht das,“ sprach Elsbeth weinend.

„Nicht? Was ist es denn? Glaubst Du, daß ich gekommen bin, um „Rathen oder nicht“ mit Dir zu spielen? Gerade mit der Sprache heraus, befehle ich. Was ist die Ursache, daß Du weinst? Antwort!“

Elsbeth erröthete und suchte umsonst die hervorquellenden Thränen zurückzudrängen; der Vater hatte sich ihrer Umarmung entzogen und sie stand zitternd vor ihm, als ob sie selbst großer Sünde schuldig sei, nicht als ob sie einem von der Menge Angeklagten und Verurtheilten gegenüber stehe.

„Hast du gehört, daß ich eine Antwort will? Muß ich es Dir zweimal sagen? Den Augenblick sprich oder ....“ Er richtete sich höher auf, seine Stirn legte sich in Falten, seine Augen rollten.

Mit Zittern blickte sie auf ihren Vater; sie wußte, daß er jetzt in höchster Aufregung war, und daß sie reden mußte, wollte sie sich nicht einer rauhen Behandlung aussetzen. Sie senkte das

Antlitz, denn sie wagte es nicht, dabei den Vater anzusehen, und sagte: „Die Leute im Dorfe....“

„Was hast Du mit den Leuten im Dorfe zu schaffen? Sie sind für Dich nicht da!“ entgegnete er im strengen Tone.

„Ich kann ihnen doch nicht ausweichen, und muß Rede stehen, wenn ich angeredet werde,“ entgegnete sie gefaßter. „Du weißt, daß ich zu Anna Hauschild zum Thee hinübergegangen war, und dort haben sie mir bittere Thränen ausgepreßt, denn sie sagten mir....“ Ein Thränenstrom hemmte ihre Sprache.

Der Vater murmelte einen Fluch in den Bart. „Weiter!“

Statt aller Antwort warf sich Elsbeth in der größten Aufregung zu den Füßen des Vaters nieder, umklammerte seine Kniee und rief mit Schluchzen: „Vater! Es ist nicht möglich! Es ist wahrhaftig nicht möglich!“

Der Alte wich einen Schritt zurück und sah mit Geringschätzung auf das schöne Mädchen zu seinen Füßen. „Jammervoll,“ brummte er vor sich hin, „kann nichts als weinen, hat keinen Tropfen von dem Blute ihrer Mutter, die ernst und entschlossen war.“ Er schwieg einige Augenblicke, während welcher sich Elsbeth erhob und langsam der Thür zuschritt. Dem Alten drang es plötzlich wie ein Blitzstrahl in die nächtlich umflorte Brust, eine unheimliche Glut leuchtete aus seinen Augen, und mit dem Fuße aufstampfend, rief er den Namen seiner Tochter. Erschrocken kehrte diese zu ihm zurück.

„Du wolltest mir nicht antworten, ungehorsames Ding,“ sprach er finster, „aber es wird Dir nichts helfen, ich weiß Alles. Deine Klatschbasen haben von mir gesprochen.“

„Vater!“

„Sie haben mich verlästert; mir hundert und tausend Verbrechen aufgebürdet; sie haben mich als einen Kerl geschildert, der zu Mord, Raub, Brand und andern ähnlichen Dingen fähig sei; haben wohl gar darauf hingedeutet, daß ich das Eine oder das Andere wirklich verübt haben könne, und Du saßest dabei. Anstatt Deines Vaters Parthie zu nehmen, oder entrüstet fortzugehen, hast Du unter einem Strom von Thränen Alles ruhig angehört, und den alten Katzen den Triumph gelassen, ungestraft ihre Lästerungen fortsetzen zu können. Du wirst nie wieder dorthin gehen! Hörst Du? Nie wieder!“

„Ich werde gehorchen, Vater!“

„Und nun, ohne Thränen, ohne Schnörkel und Umschweife! Was hat es gegeben? Erzähle kurz und deutlich.“

Trotz der großen Ruhe, womit Christopher Bähr diese Worte ausgesprochen hatte, erkannte Elsbeth doch, daß unter der kalten Asche ein siedender Vulkan tobte; es war kein Augenblick zu verlieren, sie mußte reden, und that es mit bebender Stimme, in steter Furcht, daß sich der Zorn des Vaters Luft machen und über sie ergießen werde.

Aber der Alte blieb still und ruhig; seine Augen ruhten fest auf der Sprecherin und kein veränderter Zug in seinem Gesichte deutete an, welchen Eindruck diese Mittheilung auf ihn mache, ja, je weiter Elsbeth in ihrer Erzählung vorschritt, je mehr versteinte sich sein Antlitz, und als sie endlich verstummte, sagte er mit schneidender Kälte: „Diese Dinge habe ich schon vor langen Jahren vernommen, als Du kaum geboren warst, nur waren sie

damals viel milder und versöhnlicher. Jetzt sind aus den Unvorsichtigkeiten und Uebereilungen schon überlegte Verbrechen geworden. Warte, bis Du ein altes Mütterchen geworden bist, dann laß Dir dieselben Geschichten wieder erzählen, und Dir werden vor Entsetzen die Haare zu Berge stehen. Das ist einmal der Welt Lauf. Ich lebe still und ruhig, bekümmere mich um Keinen und behalte meinen Reichthum für mich; das können und werden sie mir nicht verzeihen. Aber damit ist es genug; die Geschichte ist unter uns Beiden ein- für allemal abgethan. Du wirst nie wieder davon reden."

„Niemals, Vater!"

„Entschlage Dich des Gedankens daran, soviel Du vermagst. Solche Dinge sind nicht für eine junge Dirne, wie Du bist. Hörst Du? Denke nie darüber nach; dies Gewebe von Bosheit und Lügen ist nicht für Dich, und Du wirst nie vergessen, daß Du mir Gehorsam schuldig bist."

Mit diesen Worten zog er sich in das Innere des Hauses zurück und Elsbeth blieb allein, von Furcht erfüllt und bangen Ahnungen, was die nächste Zukunft bringen könne. Es däuchte ihr, als zöge ein Gewitter herauf, dessen unheilschwangere Wolken sich auf sie herabsenkten und vernichteten.

VII

Trotz der zahlreichen Trank- und Speiseopfer, welche am gestrigen Abend in der „Elbtonne" dargebracht wurden, hatten weder Mathes Perl noch Peter Steuerrad die Zeit verschlafen, sondern waren früh mit ihrer besten Jacke angethan und zur

Wanderung fertig. Sie hatten nicht in derselben Wohnung über-nachtet, hofften noch immer, daß Einer die Zeit vergessen werde und ihm selbst hinreichende Muße bleibe, sich der Gunst des alten Tonnenlegers zu versichern, vor Allem aber ein erwünschtes Unter-kommen in seinem Hause zu finden.

„Wenn ich," sagte Mathes Perl, vor sich hin brummend, indem er die ihm bezeichnete Straße einschlug, „wenn ich bei dem Alten ankomme, so bin ich wieder für Jahr und Tag abgefunden. Die Kost soll gut und der Lohn hoch sein; die Arbeit ist nicht übermäßig. Habe ich nur bis zum Spätherbste im Dienste aus-geharrt, und sind die letzten Tonnen vor dem Eisgange einge-bracht, so kann ich ruhig nach Hause gehen; denn ich habe so viel Geld in der Tasche, daß ich den ganzen Winter hindurch auf der Ofenbank liegen und mir lustige Abende machen kann, was, zu meinem Gaudium, Alle ärgern wird, die nicht gleiches Glück gehabt haben.

Während Mathes in solcher Weise seine Hoffnungen und da-durch zugleich seine Gesinnungen offenbarte, ging Peter Steuerrad nach derselben Richtung, nur daß er zufällig andere Straßen ein-schlug und auf diese Weise mit seinem Rivalen nicht zusammen-traf. Es war schon lebendig draußen, und Leute rannten hin und her, die ihren gewohnten Geschäften nachgingen. Er lächelte Allen freundlich zu, und wenn irgend ein Dienstmädchen oder eine Näh-jungfer verschämt erröthend bei dem hübschen Matrosen vorüber-schlich, vertrat er ihr den Weg und ruhte nicht, bis er ihr ein zärtliches Wort zugeflüstert oder ihr bedeutsam in die Augen geblickt und verstohlen die Hand gedrückt hatte. „Liebliche Dingerchen das!" sprach er vor sich hin. „Ganz geschaffen, das Herz eines

Seemannes von der langen Reise zu rühren. Des Tonnenlegers Töchterlein muß sehr schön sein, wenn sie dem letzten Schwarzkopf, der mir begegnete, den Rang ablaufen will. Und das rathe ich ihr auch, denn sonst kehre ich zur Stelle wieder um. Soll ich mein herrliches Leben zur See aufgeben, wäre es auch nur für die Dauer eines Sommers, und auf einem engen Revier in jämmerlichen Fahrzeugen umher kreuzen, so will ich dafür einen Augentrost haben. Und des Seemannes einziger Augentrost am Lande sind die niedlichen Mädchen; alles Andere ist auf der See zwischen Kiel und Bramsahling weit besser."

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen hatte Peter mit Leichtigkeit das Straßen-Labyrinth von St. Pauli durchkreuzt, war durch Altona geschritten und ging jetzt gemächlich an dem Elbufer hin, das ihm mit seinen Wiesen und Gärten, seinen stolzen Villen und fürstlichen Parks in der ganzen Pracht eines lieblichen Sommermorgens entgegen lachte. Heiter und froh, wie die Natur um ihn her, war sein Sinn, und singend erreichte er einen Theil des hohen Ufers, welcher der Schulberg genannt wird, weil hier ein Weg sich nach dem Dorfe abwärts schlängelt, der hart an der Dorfschule vorüberführt. Peter wußte, daß er hier hinabsteigen müßte, um bald bei der Wohnung des Tonnenlegers zu sein. Er schritt daher rasch vorwärts, und bei einer leichten Krümmung des Weges sich wendend, sah er Mathes gemächlich vor sich herschlendern.

„Soll mir der Kerl den Vorrang ablaufen, und ich um die Gelegenheit kommen, mich bei der schönen Elsbeth in Gunst zu setzen?" fragte sich Peter. „Mit nichten, Du Stromratte, so

haben wir nicht gewettet; Salzwasser ist leichter und luftiger!" Und mit einigen raschen Sprüngen hatte er den langsam Fortschreitenden eingeholt, rannte bei ihm vorüber und machte dann gegen ihn Front.

„Ruder in Lee! fertig zum Wenden!" kommandirte er sich selbst, und rief dann dem, ihn verdutzt anblickenden Mathes zu: „Brasse Deine Vordersegel back, Kamerad, und laß Dich von dem Winde ein Paar Kabellängen seitwärts treiben! Ha! Ha! Ha! Was der Kerl für ein unglückliches Gesicht macht, daß ich ihm zuvorgekommen bin und dem Hause des Tonnenlegers näher stehe, als er! Du mußt früher aufstehen, wenn Du einen Indienfahrer überlisten willst."

„Hol' Dich der Teufel!" brummte Mathes und ballte die Faust.

„Auch so viel!" entgegnete Peter lachend. „Knirsche nicht mit den Zähnen, Bursche, und balle die Faust nicht gegen mich; Du möchtest sonst erfahren, das ich das Boxen am Bord einer englischen Fregatte lernte, und während meiner jährigen Fahrt mit einer Ragusanischen Brigg hinreichende Anweisung erhielt, ein wohlgeschärftes Messer, das ich um den Hals trage, mit raschem Erfolge zu gebrauchen. Aber Du sollst sehen, daß ich ehrlich zu Werke gehe und keinerlei Vortheil vor Dir haben will; nehmen wir an, daß wir zu gleicher Zeit bei diesem Fußsteige angekommen wären, um zu dem Strande zu gelangen; stelle Dich an meine Seite. So, was nun weiter?"

„Weiter ist nun von nöthen," sprach Mathes voll Ingrimm, „daß ich Dich so auf die Seite schleudere und meines Weges gehe."

Er faßte mit seiner Riesenfaust nach seinem Gegner, schleuderte ihn so kräftig bei Seite, daß derselbe in ein nahes Brombeergesträuch flog, und schritt dann trotzig weiter. Aber Jener hatte sich kaum von dem ersten Schrecken erholt, als er sich aufraffte, mit der Schnelligkeit eines Pfeils dem heimtückischen Mathes nachflog, und ihn mit einem geschickten Griff umfaßte und zu Boden warf.

Mathes drehte sich scheltend und tobend ein Paar Mal im Sande um, ehe er im Stande war, sich wieder zu erheben. Der Umstand, daß er voll Staub war, nicht daran denken konnte, unverweilt vor dem Tonnenleger zu erscheinen, so wie die Scham, sich auf eine solche Weise abgefertigt zu sehn und seinem Feinde den Vorrang lassen zu müssen, jagte das Blut in seine Wangen, und sein erster Gedanke war, dafür die vollste Rache zu nehmen. Schnell diesen Gedanken zur That machend, warf er einen vernichtenden Blick auf Peter, der blitzenden Auges, das funkelnde Messer ihm entgegen hielt.

„Einen Schritt weiter!" rief der junge Seemann, „nur einen Schritt, so kurz und zimperlich, wie ihn ein ängstliches Mädchen bei hochgehender See auf dem Quarterdeck machen würde, und Du hast diese Messerklinge mindestens sechs Zoll tief in Deinem Wannst! Bist Du gewohnt, die Erbietungen eines ehrlichen Kerls auf diese Weise wett zu machen, so sprechen wir aus einem andern Tone zusammen. Steh still, sage ich noch ein Mal, oder ich ziele mit der Messerspitze nach Deinen Augen!"

Mathes fühlte das Uebergewicht des Seemanres. Obgleich von nicht gewöhnlicher Leibesgröße und seltnen Körperkräften, hatte er doch nie vermocht, eine angeborne Feigheit zu unterdrücken

und einen Gegner offen anzugreifen. Dagegen war er ein Mann des Hinterhaltes, und konnte als Zwischenträger und Verleumder das Größte leisten. Er wich in der That zurück und ließ die Arme herabsinken.

Peter folgte allen seinen Bewegungen, um sich zu überzeugen, daß nicht eine heimliche Bosheit im Hinterhalte lauere. Sein Zorn war bald verflogen, und gleich darauf begann er laut aufzulachen. „Nun ist's gut!" sprach er mit heiterer Laune; „sobald ich sehe, daß Du der Vernunft die Ehre gibst, bin ich vollkommen zufrieden gestellt. Ich denke nicht mehr an Deine Hinterlist, und um Dir den besten Beweis davon zu geben, räume ich Dir gleiche Vortheile wie vorhin ein. Es soll Keiner vor dem Andern Etwas voraus haben, und das Loos soll entscheiden, wer von uns am ersten in das Haus des Tonnenlegers gehen soll. Ist es so recht? He?"

„Ich bin es zufrieden!" entgegnete Mathes mit einem Grinsen, da ihm beifallen mochte, daß er, gestern ausgenommen, stets Glück im Spiel gehabt habe, und langte ein Paar Würfel aus der Tasche: „Wir wollen darum würfeln! Wer die meisten Augen wirft, geht zuerst!"

„Du führst Dein Handwerkszeug stets bei Dir!" rief Peter lachend, und deutete auf einen Pack Spielkarten, den Mathes unbedacht herausgeschleudert hatte, als er die Würfel zum Vorschein brachte. „Mir ist es recht, und Du sollst den ersten Wurf haben."

Sie traten zu einem Steine, der eine ziemlich glatte Oberfläche hatte und Mathes warf.

„Zwei Vieren!" rief Peter. „Der Wurf will eingeholt sein."

Er hob die Würfel auf und warf einen Pasch. „Diesmal hebt es sich!“ bemerkte der junge Seemann, „und wir beginnen unser Spiel von vorne. Frisch, einen neuen Wurf!“

Mathes ließ sich nicht lange bitten, und die Würfel entroll- ten seiner Hand. „Zwei Sechsen!“ rief er triumphirend aus.

„Nun glaube ich selbst, daß Du ein Glücksvogel bist,“ sprach Peter gut gelaunt, „und möchte meine Sache beinahe verloren geben; denn wie kann ich auf einen gleichen Wurf rechnen. Allein wer weiß? Wir sind ja Beide Sonntagskinder; ich will es wenig- stens versuchen.“

Er hob die Würfel auf, und ohne sich sonderlich zu bücken, ließ er sie aus seiner Hand auf den Stein fallen. Aber Staunen und Schrecken bemächtigte sich Beider, als sie erblickten, was geschah. Der eine Würfel zeigte eine Sechs, der andere sprang mitten von einander, und während die eine Seite desselben eben- falls die Sechse zur Schau trug, wies die andere Seite die Eins!

„Dreizehn!“ riefen Beide wie aus einem Munde. Alles Blut wich aus dem Gesicht des starken Mathes und ein leises Frösteln durchrieselte seinen Körper. Peter blickte unverwandt auf die Würfel; sein Lachen war verstummt und eine trübe Wolke des Unmuths zog über seine sonst so heitere Stirn.

Mathes warf einen scheuen Blick auf seinen Gegner und sagte mit flüsternder Stimme, als fürchte er sich ein lautes Wort auszusprechen: „Du hast gewonnen.“

„Ich will nicht gewonnen haben,“ entgegnete Peter nach einer Pause ernst. „Das Springen dieses Würfels ist ein Teu- felswerk und damit muß ein ehrlicher Seemann nie etwas zu

schaffen haben! Du hast die höchste Zahl geworfen, geh also zuerst. Ich komme nachher schon und sehe, was mir geblieben ist." Er warf sich im Schatten des Brombeergesträuches, das ihm vorher so gefährlich zu werden drohte, in das weiche Gras, und achtete kaum darauf, daß Mathes, als er beide Würfel im Sande verscharrt hatte, sich ermannte und den Berg hinabschritt.

VIII

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" fuhr der alte Christopher Bähr von seinem Sitze unter dem Mastbaum auf und blickte finster auf Mathes, der mit abgezogenem Hute vor ihm stand.

„Mit Verlaub, Herr!" entgegnete dieser. „Ich hörte in der Stadt, daß Ihr eines Knechtes auf Euern Fahrzeugen bedürftig wäret, und komme mich als einen solchen bei Euch zu vermiethen, wenn Ihr mich brauchen könnt."

Dies war allerdings in einem hohen Grade der Fall. Die beiden Leute, die er gehabt, wollten nicht bleiben; denn die Gerüchte, welche sie im Dorfe vernahmen, hatten sie erschreckt; auch war außerdem das Benehmen des alten Bähr nicht darauf berechnet, Fremde auf lange Zeit freiwillig an sein Haus zu fesseln. Von dem jungen Volke im Orte wollte, trotz der immer schöner heranblühenden Elsbeth, Niemand zu ihm ziehen, und er war daher genöthigt, seine Arbeiten durch Tagelöhner verrichten zu lassen. Nichts konnte ihm also willkommener sein, als dieser Besuch; aber dennoch fürchtete er, durch ein allzurasches Entgegenkommen sich herabzusetzen, und sprach im hochfahrenden Tone: „Seid Ihr zur Ueber-

nahme eines solchen Dienstes auch befähigt? Habt Ihr das Eurige gelernt? Laßt es mich hören."

Während er nun ein ziemlich verwickeltes und lange dauerndes Examen begann und Mathes so gut antwortete, wie er es vermochte, war Peter Steuerrad den Berg hinabgestiegen und schlug einen Fußpfad ein, der längs der Hinterseite der Häuser durch die kleinen Blumen- und Küchengärten führte. Noch war der Ernst der letzten Begebenheit nicht ganz von ihm gewichen, und er warf daher keinen Blick auf die hellpolirten Fenster, durch die manches neugierige Frauen- und Mädchengesicht auf den Fremdling schaute, der ohne Umstände einen nicht für Jedermann bestimmten Weg benutzte. Da wandte er zufällig seine Augen gegen den Abhang des Berges, und diese brannten plötzlich lebhafter, seine Wangen glühten, seine Lippen bebten. Seine Brust war unbekannter Gefühle voll, und doch vermochte er es nicht, sie, wenn auch nur mit einem einzigen armseligen Ausdruck zu bezeichnen. Wir sagen es mit einem Worte: vor ihm stand Elsbeth, im Glanze ihrer Schönheit und vom goldenen Lichte des Morgens umflossen. Auch sie hatte den Fremden plötzlich erblickt, und es muß gesagt werden, daß sie voll holder Verwirrung sich von der Bank erhob, worauf sie sich mit einer Näharbeit gesetzt hatte.

Beide sprachen kein Wort, aber ihre Blicke waren desto lebhafter, ihr gegenseitiges Erröthen konnte nicht unbemerkt bleiben, und Jedes glaubte, den Andern bereits Jahre lang zu kennen, während sie doch in Wahrheit sich nur wenige Augenblicke gegenüber standen.

Endlich ermannte sich der junge Seemann und fragte leise: „Sagt mir doch, schönes Mädchen, kennt Ihr den Tonnenleger Christopher Bähr?“

„Ich bin seine Tochter!“ lispelte das Mädchen.

„Ihr seid die schöne Elsbeth?“ fragte der Seemann lebhaft überrascht. „Ich bitte Euch sehr, wundert Euch nicht und werdet nicht roth; denn so nennt man Euch überall im Dorfe, wie in der Stadt; und dies mit dem größten Rechte, wie mich dünkt; denn so weit ich auch in der Welt umher gekommen bin, habe ich doch nie ein Mädchen gesehen, daß nur entfernt mit Euch einen Vergleich aushielte.“

So wenig Elsbeth Ursache hatte, in der Aeußerung des Seemannes etwas Beleidigendes zu entdecken, und wie lieblich auch der Ton seiner Stimme ihrem Ohre erklang, so erwachte doch in ihr ein unbestimmtes Gefühl, das ihr zuflüsterte, es sei nicht schicklich, mit einem fremden Manne, und in Gegenwart aller Nachbarn, sich in ein langes Gespräch dieser Art einzulassen. Sie bewegte also grüßend ihr Lockenköpfchen gegen den jungen Mann und ging, ohne ein Wort zu sagen, dem Hause zu. Peter vertrat ihr den Weg:

„Erlaubt mir, schöne Elsbeth; ich kann' Euch zwar nicht aufhalten, wie lieb mir auch Eure Gegenwart sein möchte: aber ehe Ihr geht, beantwortet mir noch eine Frage: Wo finde ich Euern Vater? Ich habe mit ihm zu sprechen.“

„Wenn Ihr Euch um das Haus herum bemühen wollt, werdet Ihr ihn unter dem Mastbaum sitzend finden. Mich aber rufen jetzt in der That Geschäfte!“ Sie schlüpfte an ihm vorüber. Peter

ging langsam weiter, und als er das Ende des Häuschens erreicht hatte, wandte er sich noch einmal nach der Stelle, wo er mit Elsbeth gestanden. Sie war in der Thür stehen geblieben und sah ihm nach. Ein triumphirendes Lächeln flog bei dieser Entdeckung über sein Gesicht. Sie wurde blutroth und schlüpfte mit einem leisen Schrei in das Haus hinein. Aber ihre Augen waren sich noch einmal begegnet und der Glutstrahl hatte für immer gezündet.

Der junge Seemann ging mit triumphirenden Schritten seines Weges weiter und stand gerade dem Tonnenleger zur Seite, als dieser zu Mathes sagte: „Es ist gut. Ich werde Euch vierzehn Tage zur Probe nehmen, und wenn ich darnach Ursache habe mit Euch zufrieden zu sein, werdet Ihr es auch mit mir sein.“

Beide gaben sich den üblichen Handschlag und Peter rief: „Viel Glück!“ Die Männer sahen nach ihm hin; Christopher legte sein finsteres Gesicht in strenge Falten, Mathes sah ihn triumphirend an und wollte Etwas sagen, aber Peter unterbrach ihn:

„Spare Deinen Athem, mein Junge; ich weiß, Du willst damit großprahlen, daß Du mir zuvorgekommen bist und denkst nicht daran, daß Du es nur meiner Gütigkeit zu danken hast. Uebrigens ist ja das Spiel noch nicht verloren, da Meister Bähr jedenfalls zwei Kerle braucht, wie wir sind.“

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte dieser mit rauhem Tone.

„Ich habe es mir so gedacht,“ fuhr Peter leichthin fort, „und wenn ich mich geirrt, so ist es gut, und es kommt ein anderes Mal die Reihe an mich. Aber Eines muß ich Euch sagen: Ihr habt hier einen großen Mastbaum vor Eurer Thür, mit einer

seemäßigen Takelage. Gewiß habt Ihr es längst bemerkt, daß sie in eine seltsame Unordnung gerathen ist, und es verräth wenig Aufmerksamkeit von dem Meister Eures Kabelgats, auf diese Weise Fünfe gerade sein zu lassen."

„Der Schauermann, der mir den Mast hergerichtet hat, brach neulich den Hals," gab Christopher mürrisch zur Antwort, „und einen andern habe ich noch nicht finden können."

„Nun Mathes!" sprach Peter, zu Diesem gewendet, weiter „Wollt Ihr nicht damit anfangen, diese verworrene Knäuel zu lösen und Euerm neuen Brodherrn zeigen, was Ihr gelernt habt?"

Mathes biß sich bei dieser höchst unwillkommenen Aufforderung in die Lippen und brummte vor sich hin, daß ein Knecht auf einem Ever das nicht wisse und nicht zu wissen brauche; dergleichen seemännische Prahlereien hätten nichts mit der Schiffahrt auf dem Flusse zu thun.

„Steht es so?" lachte Peter. „Nun, dann werde ich mich wohl dieses verlassenen Takelwerks annehmen müssen; wäre es auch nur, Christopher Bähr, um mir für heute das Mittagsbrod zu verdienen!" Schnell warf er die hindernde Jacke von sich und flog, ein lustiges Liedchen trällernd, mit der Gelenkigkeit einer Eichkatze, den Mast hinauf. Auf der Sahling angelangt, schwenkte er den Hut, warf einen Kußfinger nach dem obersten Dachfenster, durch welches Elsbeth flüchtig hinausblickte, und ging dann mit großer Emsigkeit an die Arbeit.

Mathes sah diesem Treiben mürrisch zu und Christopher ertheilte ihm mit abgemessenen Worten den Befehl, nach den Fahr-

zeugen zu gehen, die er ihm bezeichnete, und sie für eine kurze Reise in Bereitschaft zu setzen. Jener gehorchte und Christopher Bähr zog sich auf seinen Hausboden zurück, von welchem aus er durch eine Klappe die beiden Leute ungestört beobachten konnte. Kaum war die Mittagsstunde vorüber, als die Beiden ihre Arbeit beendigt hatten; die Fahrzeuge erglänzten wie Spiegel, die Takelage des Mastbaums zeigte sich so vorwurfsfrei, daß sie dem Takelmeister einer Kriegsbrigg Ehre gemacht haben würde. Christopher empfing, ganz gegen seine Gewohnheit, die beiden Männer auf der Schwelle seines Hauses mit einem Kopfnicken, und indem er ihnen meldete, daß das Mittagsessen auf dem Tische stände, kündigte er ihnen zugleich an, daß sie ihm Beide wohlgefielen und bis auf Weiteres bei ihm bleiben könnten. Elsbeth, die diese Worte ihres Vaters vernahm, erröthete auf's Neue. Die beiden neuen Ankömmlinge aber setzten sich mit fröhlichem Muthe zu Tische, vernehmend, daß mit dem nächsten Morgen eine Inspizirung der Elbtonnen vorgenommen werden solle, so weit sie zu dem Reviere ihres Herrn gehörten.

IX.

Es war Sonntag. Nicht ein gewöhnlicher Sonntag, den man mit Nichtsthun und einem bessern Gerichte, oder Abends in der Schenke hinter dem Kruge verbringt, sondern der Sonntag, an welchem oben auf dem Berge bei Mutter Ritscher getanzt werden sollte, und wo die Elite der umliegenden Dörfer zusammen zu treffen gedachte.

Und sie kamen herbei! Nicht nur aus dem Stranddorfe, son-

dern auch aus dem östlich gelegenen Dorfe Ottensen, von Norden her aus Othmarschen und Bahrenfeld, ja selbst der ferne Westen Nienstädtens und Blankenese's entsendete einige kühne Bursche und Mädchen. Sie kamen herbei; die Mädchen mit den dunkeln wollenen Röcken, den hellfarbigen Miedern von schreiend buntem Cattun, und den silber- oder goldgestickten Mützen, die der Stolz und die Zierde unserer ländlichen Schönheiten sind. Die jungen Bursche aber in der blauen Tuchjacke, mit flachen silbernen Knöpfen, ein brennendrothes oder canariengelbes Halstuch locker umgeknüpft, dessen Zipfel auf die seegrüne oder lichtblaue Weste herabfallen. Unter dieser baumelt eine lange, silberne Uhrkette hervor und der Hut sitzt mit dreiviertel Wind auf dem Kopfe. Auch junge Stadtherren, die zufällig von dem hier stattfindenden ländlichen Tanze gehört haben, kommen herbei, theils in Cabriolet, theils zu Roß, manche aber auch bescheiden zu Fuß, um Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen, und sich der einen Hälfte des ländlichen Zirkels so angenehm und liebenswürdig als möglich zu beweisen.

Die alte Wirthin, über den zahlreichen Besuch ganz Vergnügen, ganz Sonne, stand inmitten der großen Tenne, die zum Ballsaal eingerichtet war, und grüßte nach allen Seiten. Wenn sie aber irgend einen Bekannten sah, der ihr besonders am Herzen lag, gegen den verneigte sie sich zwiefach und pries ihm das neue Smalbeer, welches so eben angekommen und sich noch nie so schön habe trinken lassen, als gerade heute.

Allmählig füllten sich die Räume dergestalt an, daß an eine Sonderung der Gruppen nicht zu denken war; das Ganze glich vielmehr einem nicht zu entwirrenden Chaos, und wo sich die

Tänzer befanden, war das Gedränge am ärgsten. Nur in dem andern Theile des Tanzraumes war der Platz weniger beengt, und hier war es, wo sich die anwesenden Honoratioren zusammen fanden, denen sich die jungen Stadtherren, gleichsam aus Instinct, anschlossen. Hierher ward auch die schöne Elsbeth von ihrer Führerin geleitet, und erregte bei ihrem Eintritt sogleich das verdiente Aufsehen. Ein sentimentaler Ladenbursche von der „Herrlichkeit" zupfte einen gleichgesinnten Buchhändler-Gehülfen aus der Bohnenstraße am Arm, welches Benehmen der Hamburgischen Jünglinge auf dänischem Grund und Boden einem angehenden Altonaer Conditorgesellen so abnorm erschien, daß er eine günstige Gelegenheit ersah (er führte sie eigentlich an den Haaren herbei), jene beiden Frevler mit seinen spitzen Absätzen auf den Fußzehen zu insultiren; ein Akt der Willkühr, der Hamburgischer Seits sogleich zu den lebhaftesten Reclamationen Anlaß gab. Es sind die wahrhaften Capuleti und Montecchi diese Hamburger und Altonaer; nur nicht zur Zeit des Unglücks.

Kaum hatte Elsbeth ihren Platz neben ihrer Begleiterin eingenommen und mit stolzer Genugthuung den Eindruck bemerkt, den ihr Erscheinen hervorbrachte, als sie auch von allen Seiten umlagert und zum Tanze aufgefordert wurde. Lange schwankte sie, bis sie sich endlich für einen langaufgeschossenen, blonden Jüngling von der Rolandsmühle entschied, der in dem Verdacht stand, ihr schon seit geraumer Zeit besondere Aufmerksamkeiten zu widmen, zum großen Aerger aller Mitbewerber, die es mit seinem Reichthume, der ihm in der doppelten Eigenschaft als Müller und Grundbesitzer zufloß, nicht aufnehmen konnten.

Elsbeth flog also zum Tanz, und erregte dadurch den Neid Vieler. Unter diesen war auch Mathes Perl in seiner Sonntagsjacke, der eben sein Gesuch hatte anbringen wollen, während Peter Steuerrad seitwärts stand und sich über den Ausgang dieser Scene zu freuen schien. Aber auch weiblicher Seits war die Unzufriedenheit nicht gering, besonders bei der weiblichen Quadriga, die es schon neulich in der Wohnung Anna Hauschild's auf Elsbeth abgesehen hatte, und ihr lieber den Tod im Herzen, als einen so reichen und heiratslustigen Tänzer am Arm wünschten; um so mehr, da sie, schon lange anwesend, noch immer allein saßen, während Jene so eben erst gekommen.

„Da sieht man's, daß es hilft," sagte die Erste dieses liebenswürdigen Vierblatts, „wenn man sich nur zu benehmen weiß!"

„Und wenn man seine Augen hübsch dahin richtet, wo etwas zu holen ist!" fügte die Zweite hinzu.

„Das hat sie von ihrem Vater; es ist ein Familienfehler!" lachte die Dritte.

„Ja, der nimmt's vom Altar!" brummte die Vierte.

„Nun, wenn nicht gerade vom Altar, so doch aus gestrandeten Schiffen!" fing die Erste wieder an.

„Man weiß, daß eine Tonne heute noch auf ihrer alten Stelle lag und Morgen trieb sie eine ganze Strecke seitwärts!" die Zweite.

„Und was aus dem kleinen Peter Schlüter geworden sein mag!" die Dritte.

„Wer weiß, auf welchem Grunde das neue Haus gebaut ist!" die Vierte.

In dieser Weise begannen die holdseligen Jungfrauen ihre Bemerkungen, um ihrer Galle so recht freien Lauf zu lassen; Anfangs zwar nur leise, dann aber, Alles wiederholend, immer lauter und lauter, bis endlich die Umstehenden aufmerksam werden mußten. Mehrere hörten indeß nicht hin, Andere ließ der Vorgang gleichgültig, weil sie ihn nicht verstanden, oder kein Interesse daran fanden; die Meisten aber blieben stehen, aus Liebe zum Scandal, und weil es für einen großen Theil der lieben Menschenkinder nichts Angenehmeres gibt, als wenn der Ruf irgend eines Mitgeschöpfes nach einem wohlgeordneten System zu nichte gemacht wird.

Während man indessen hier bemüht war, die arme Elsbeth zu demüthigen und zu kränken, und dies nicht besser zu erreichen hoffen durfte, als wenn man die Leute gegen ihren Vater aufreizte, der ohnehin Jedermann schroff gegenüber stand, gab diese sich sorglos dem Vergnügen des Tanzes hin, scherzte mit ihrem Tänzer, lächelte den Bekannten zu, die sich unter den Zuschauern befanden, und war so glücklich und zufrieden wie Eine, als die Musiker die Instrumente weglegten und ihr Führer sie zur Erholung nach ihrem Platz geleitete.

Kaum hatte sie ihren Sitz wieder eingenommen, als ein Paar schnippische Kinder, die sich aus Rienstätten zu sein rühmten, weit von ihr wegrückten, indem sie halblaut erklärten, daß sie neben einer Person von solchem Rufe nicht sitzen möchten.

Hatte Elsbeth diese Aeußerung vernommen? das arme Kind! Ihre Wangen glühten, ihr Busen hob sich angstvoll; sie zitterte.

Mit einem Gefühl der Genugthuung, das sich nicht beschreiben

läßt, hatte die holdselige Quadriga dies bemerkt, und ging nun mit verstelltem Bedauern zu der Tiefgekränkten, die sie mit allen Gemeinplätzen eines ordinären Mitleids zu Tode marterten.

„Du mußt Dir dergleichen nicht so zu Herzen nehmen!“ flüsterte Eins.

„Wenn Dein Vater sich auch Dies oder Jenes hat zu Schulden kommen lassen, so kannst Du doch nicht dafür!“ lispelte Zwei.

„Und man kann ein sehr braves und rechtliches Mädchen sein, wenn auch der Vater im üblen Geruch bei den Leuten steht!“ hauchte Drei.

„Was hat am Ende ein Mädchen mit den dummen Streichen des Vaters zu schaffen? Freue Du Dich Deines Lebens und seines Geldes; das andere ist vom Uebel!“ säuselte Vier.

Elsbeth sah mit einem Blicke, der einen Basilisken zum Mitleid hätte bewegen können, auf die häßlichen Feindinnen und rief dann mit bebender Stimme nach ihrer Begleiterin.

„Du denkst wohl, nahm die erste jener Jungfrauen wieder das Wort, „daß die Alte aushält, wenn irgend ein Spektakel im Anzuge ist? Du bist sehr im Irrthum. Gewiß ist sie längst zu Hause, und weint sich die Augen aus, daß sie Dir nicht hat beistehen können!“

„Ich will nach Hause! Augenblicklich nach Hause!“ sprach Elsbeth entschlossen.

„Allein? Und ohne Begleitung?“ fragte die Zweite gedehnt.

„Nun, warum denn nicht,“ setzte die Dritte fort. „Ist sie doch ihres Vaters Tochter, da kann sie ja wohl ihren eigenen Weg gehen.“

„Freilich! Ja wohl! Dann! Nun!“ . . . . schloß unartikulirt, aber mit einem tödtlichen Lachen die Vierte.

„Es wird doch wohl irgend Jemand hier sein, der Mitleid genug hat, mich zu begleiten!“ antwortete Elsbeth mit vor Thränen erstickter Stimme, und sah sich so flehend um, daß mehr als ein Dutzend junge Bursche sich gelobten, ihr diesen Liebesdienst zu erweisen, wenn ihr Stolz nur noch etwas mehr gedemüthigt sei.

Mathes Perl, der das schöne Mädchen nicht einen Augenblick aus den Augen verloren hatte, hielt dafür, daß es jetzt schon an der Zeit sei, und trat zu ihr heran: „Jungfer, Sie kennt mich! Will Sie mit mir gehen?“

„Ja, alsogleich!“ rief Elsbeth noch halb betäubt.

„Es ist gut!“ schmunzelte Mathes. „Aber umsonst ist der Tod, und ich kann auch noch Ungelegenheiten davon haben, ehe ich mit Ihr draußen bin. Sie muß mir also die Hand darauf geben, daß ich zu Hause von Ihr einen Kuß . . . .“

Elsbeth unterbrach ihn unwillig: „Lasse Er mich gehen! Ich will Ihn nicht anhören!“

Mathes war voll Ingrimm: „Warum will Sie denn gerade mir keinen Kuß geben?“ fragte er überlaut, ob er gleich nie gesehen, daß das junge Mädchen je mit einem Burschen gesprochen, geschweige denn ihm eine solche Gunst erwiesen hatte. Aber die Umstehenden nahmen diese Aeußerung als baare Münze, und die verschiedensten Ausrufungen vernahm man, die alle dazu beitrugen, den Ruf des unschuldigen Mädchens auf das grausamste zu vernichten.

Diesen Moment hielt der junge übermüthige Conditor von Altona so geeignet für seine Zwecke, daß er wie ein Blitz dem gekränkten Mädchen zur Seite stand und ihr zurief: „Zuckersüßes Marcipanpüppchen! Es soll sich Niemand unterstehen, Dir das geringste Leid zuzufügen, dafür laß Du mich sorgen. Wir wollen ihnen aus dem Wege gehen! Musik!“

Er umschlang die sich Sträubende mit seiner Linken und neigte seine Rechte gegen die Musikanten, um sie zum Beginn aufzufordern, als er sich plötzlich beim Schopfe erfaßt fühlte, und von der gewaltsam entführten Tänzerin, die sich eiligst von ihm losmachte, weit weg geschleudert wurde.

„Ich will Dich lehren, Deine täppische Hand an ein armes Mädchen zu legen, die hier Niemand zu ihrem Beschützer hat, verdammte Landratte!“ rief Peter Steuerrad, der Elsbeth von dem Ueberlästigen befreit hatte und ihr jetzt zur Seite blieb; „Dich und jeden Andern, der sich untersteht, auch nur mit dem Finger zu schnippen!“ — Er warf bei diesen Worten einen drohenden Blick auf Mathes, der sich ingrimmig entfernte, und sprach dann dem Mädchen Trost zu, die in ihrer Verlassenheit weinte, und um Gotteswillen bat, nach Hause geführt zu werden.

„Dazu soll sogleich Rath werden!“ entgegnete Peter. „Ihr braucht Euch nur auf mich zu stützen, und ich will Euch sicher aus dem Hause und den Berg hinunter geleiten. Glaube auch nicht, daß hier irgend Jemand ist, dem es gelüsten sollte, uns ein Hinderniß in den Weg zu legen.“

So drohend diese Worte auch waren, verhielten sich die jungen Dorfburschen dennoch ruhig, sei's aus dem Grunde, daß der

Seemann, dem Landmann gegenüber, stets einige Autorität hat, sei's daß Alle, von der Mißhandlung der armen Elsbeth Zeuge, sie bemitleideten und ihr den tapfern Beschützer gönnten.

Vertrauend legte sie ihre Hand auf den Arm ihres Gefährten, als plötzlich der alte Christopher Bähr aus dem Gedränge zwischen die Beiden trat: „Die Tochter wird wohl am besten von dem Vater beschützt! Eure Bemühungen sind also für diesmal unnütz. Ich habe übrigens genaue Kenntniß von dem, was hier vorgefallen ist, und Gnade Gott allen Denen, die, um mich zu kränken, mein Kind mit Füßen traten. Ich werde sie finden!"

Diese Drohung, aus solchem Munde, brachte auf die Schuldigen eine niederschlagende Wirkung hervor, und schon war Christopher Bähr mit seiner Tochter weit entfernt, ehe die laute Fröhlichkeit sich der Tänzer wieder bemächtigte.

X.

Der Sommer war vorüber und der Herbst stellte sich ein. Der alte Christopher Bähr war in seinem Geschäfte überaus thätig und ließ sich angelegen sein, die von ihm angestellten beiden jungen Männer in ihrem Berufe zu unterweisen. Sonst aber war er noch mürrischer und verschlossener, als früher, und die Dorfbewohner gingen ihm aus dem Wege; denn Viele fühlten sich schuldig, an jenem Tanzfeste den Ingrimm, den sie gegen den Vater empfanden, die Tochter haben entgelten zu lassen, und fürchteten deßhalb die Rache des Vaters, der aber die ausgestoßenen Drohungen vergessen zu haben schien, zur ganz besondern Freude der

geschwätzigen Nachbarin und jener ungezügelten Quadriga, die ihr stets wie eine Trabantenschaar folgte.

Elsbeth selbst ward seit jenem Tage noch häuslicher, als zuvor, und wenn es nicht die dringendste Nothwendigkeit erforderte, ließ sie sich im Dorfe nicht sehen. Nach der nahen Stadt kam sie ohnehin nicht. Sie ging ihren häuslichen Geschäften mit gewohnter Ordnung nach, und nie ward ein Seufzer von ihr vernommen, nie vergoß sie Thränen; aber ihre Stirn war von tiefer Betrübniß überschattet, und die trüben Augen sagten deutlich, daß kein Strahl der Freude sie belebe. Auch für ihre nächste Umgebung war sie gleichgültig, und achtete weder auf die plumpen Liebesbewerbungen des Mathes, noch auf Peter's sanftere Bitten, der, seit seinem Eintritt in das Haus des Tonnenlegers, ein ganz anderer Mensch geworden war.

Die Tage kürzten rasch ab; Herbststürme flogen heran; der Wind setzte sich im Osten fest, einzelne Eisstücke begannen bereits in dem Strome sich zu bilden, ein Warnungszeichen für alle segelfertigen Schiffe, ihre Abfahrt zu beschleunigen, und für die Tonnenleger, aufzumerken, wann der rechte Zeitpunkt komme, ihre Tonnen zu lichten und in Sicherheit zu bringen. Mathes berechnete schon, was er während des Winters sich für Annehmlichkeiten bereiten könne, wenn er, was wahrscheinlich sei, für die Zeit, daß die Schiffahrt gehemmt wäre, abgelohnt werde, und Peter ward bei demselben Gedanken noch niedergeschlagener, als vorher; denn Elsbeth hatte sein Herz völlig gefangen genommen und aus dem fröhlichen Wildfang, dem Jedermann wohlwollte, einen schmachtenden Träumer gemacht.

In der Bucht von Wedel, ziemlich nahe der holsteinischen

Küste, lag bei einbrechender Nacht und aussetzender Ebbe der Ever des Tonnenlegers Christopher Bähr. Er selbst hatte sich in seine kleine Kajüte begeben, Peter lag in eine wollene Decke gehüllt unter der Vorderpflicht; aber Beide, mit eigenthümlichen Gedanken beschäftigt, konnten nicht schlafen. Mathes, der die Wache hatte, ging auf dem Deck hin und her, und sein schwerer, gewichtiger Schritt gab wenigstens Zeugniß, daß er sein Amt wohl versehe.

Aber, wie laut auch der Schritt von einem Ende des Kielraums zum andern wiederhallte, Peter vernahm ihn nicht; denn seine Gedanken schweiften weit ab und hatten ihn in eine endlose Ferne geführt. Er träumte sich an Elsbeth's Seite, und nachdem ihm das geliebte Mädchen ihr Herz offenbart und ewige Treue gelobt hatte, beklagte sie mit einem Strom von Thränen, daß ihr Vater, wie sie ihn kenne, bei seinem Abscheu vor die Menschen, es wohl nie zugeben werde, daß sie sich vermähle, es sei mit wem es wolle.

„Und wenn er uns grausam seine Einwilligung versagt," entgegnete Peter der Geliebten in seinem wachen Traume, „so soll es ihm doch nicht gelingen, unsere Herzen zu brechen. Seinen Reichthum brauche ich nicht, und Du wirst Dich gerne mit dem Wenigen begnügen, was ich für Dich erwerben kann. Folge mir denn ohne Scheu; wir finden in fernen Ländern einen Herd und eine Heimat."

Schön Elsbeth sträubte sich zwar Anfangs und wollte von einer Entführung, ob zu Lande oder zur See, nichts wissen; aber im Traume verschwinden Zeit und Raum, Jahre und Monden drängen sich in den engen Rahmen eines Momentes zusammen.

So sah sich auch Peter bald darauf mit der innig Geliebten an den Ufern eines fremden Stromes wandern; bald däuchte es ihm, daß die hohen Felsen, mit Eis und Fichten bedeckt, den Lauf des Dal-Elf einengten, bald wieder schien es ihm die Flut des heiligen Ganges zu sein, auf dessen Wellen sich die Lotosblume wiegt. Aber ihm war es gleich, wo er sich befand, war er doch fern von Elsbeth's strengem, unerbittlichen Vater und stand am Eingange einer Kirche, die Beide mit frommem Schauer betraten. Allein statt einen sanften Priester zu finden, der sie mit einander verbinden sollte, fanden sie einen strengen Richter, der die Stirn runzelte und Beide sogleich trennte. „Verlaufene Dirne!“ sprach er mit strengem Tone, „Du wirst von mir wieder zu Deinem Vater gesandt werden und von ihm die Dir gebührende Strafe empfangen!“ „Du aber,“ wandte er sich an Peter, „bist in meine Macht gegeben, und ich werde Dich nicht schonen. Gib mir jetzt sogleich kurze und deutliche Antwort: Wer bist Du? Wo ist Deine Heimat und wie heißen Deine Aeltern?“

Peter verstummte, denn er vermochte darauf keine Antwort zu ertheilen. Und wie es einem Träumer wohl geschieht, daß er plötzlich an einen ganz andern Ort sich versetzt sieht und des kurz Vorhergegangenen nicht mehr gedenkt, so sah er jetzt auch Elsbeth, die Kirche und den mürrischen Richter nicht mehr, sondern befand sich in dem Dorfe, worin er als Knabe gehaust hatte, und das er als seine Heimat betrachtete, wenn er gleich wohl wußte, daß er dort nicht geboren war. Bald sah er sich in einer niedrigen, aber reinlichen Stube, und das wohlbekannte Geräth derselben lachte ihm freundlich entgegen. Er saß dem Wandbette gegen-

über, darin richtete sich eine Frauengestalt auf und er erkannte die alte, treue Pflegerin seiner Jugend. Die Alte bewegte den Mund; sie sah ihren Gast nicht und sprach leise vor sich hin, wie Leute wohl zu thun pflegen, die im Schlafe umgehen:

„Es ist doch eine feine Weile her, seit mir der Alte den Peter in's Haus gebracht hat. Und wie sonderbar er zu dem Jungen gekommen ist; es hörte sich ordentlich gespenstisch an, und es ist mich stets ein Grausen überkommen, wenn ich daran dachte. Er hat es aber auch so deutlich erzählt, daß ich es mit Händen greifen konnte. Lag in der Wedeler Bucht mit seinem Boote und wartete den Anbruch des Tages ab, um seine Netze aufzuziehen. Mochte mit der Pfeife in der Hand eingenickt sein, denn er fuhr erschrocken auf, als er ein lautes Halloi vernahm, und blickte verstört um sich her. Da gewahrte er einen Mann in einem Fahrzeuge, das hatte sich dem seinigen zur Seite gelegt, und dieser sah ihn mit seinen blitzenden Augen durchdringend an. Der Alte glaubte nicht anders, als er sei einem Strandräuber in die Hände gefallen und sagte: „Guter Freund, Ihr seid an den Unrechten gerathen; bei mir ist nichts zu holen, als eine Tracht Schläge und im besten Falle ein blutiger Kopf.“ — Da aber sagte der Fremde: „Du Thor! Ich will Dir ja nichts nehmen, sondern ich bringe Dir etwas.“ — „So?“ entgegnete der Alte, „und was wäre denn das? Was Du und Deines Gleichen bei dunkler Nacht und freiwillig bringen, pflegt nicht sonderlich viel werth zu sein.“ — „Das kommt darauf an,“ sagte der Fremde wieder, „Du scheinst mir ein armer Teufel zu sein, und wenn Du ein gutes Stück Geld ohne große Anstrengung verdienen könntest, so würdest

Du es wohl thun. — Da fiel dem Alten ein, daß er tief darin säße, und er nächstens wegen einer Schuld von funfzig Thalern ausgepfändet werden sollte, darum sagte er zu dem Fremden: „Gott weiß, daß ich arm bin! Und wüßte ich etwas Rechtes zu verdienen, so wollte ich arbeiten, bis ich umsänke.“ — „Das ist nicht nöthig,“ lachte der Fremde, „Du mußt vielmehr auf den Füßen bleiben. Ich habe da ein Paket im Boote liegen, das noch in dieser Nacht nach Harburg gebracht werden soll, und meine Zeit ist so strenge gemessen, daß ich dies Geschäft nicht mehr vollführen kann; so besorge denn Du es, und ich will Dir funfzig Thaler dafür geben.“ Und mit diesen Worten schüttelte er einen Geldbeutel dermaßen, daß die Thalerstücke lustig zusammenklingelten. War's doch nicht anders, als ob der Fremde gewußt hätte, daß der Alte nächstens funfzig Thaler bezahlen sollte, und noch nicht zwanzig zusammen gebracht hatte; auch griff er gierig darnach und der Fremde ließ ihn gewähren; er hob selbst das Paket auf und legte es ihm in's Boot, dann rief er fröhlich: „Gute Nacht, Kamerad! Und glückliche Reise!“ und fuhr schnell davon. — Der Alte saß mit dem Geldbeutel in der Hand und wußte nicht, wie ihm geschehen war, es überkam ihn eine große Angst und ihm war, als finge das Geld in seiner Hand an zu brennen. Mit einem Schrei ließ er es fallen, und rief: Ach Gott! Ach Gott! Was habe ich da gethan! Dabei warf er einen scheuen Blick auf das Paket, und einen zweiten nach der Richtung, wohin der Fremde gefahren, aber von diesem war nichts mehr zu sehn. Da versank der Alte wieder in ein dumpfes Hinbrüten und machte sich allerlei Gedanken, als er plötzlich einen leisen Schrei vernahm.

Erschreckt fuhr er auf, der Schrei wiederholte sich bald darauf, und er hörte deutlich, daß er aus dem Paket kam. Nun steh mir Gott bei! rief er aus, denn ich glaube, hier ist wirklich ein Teufelswerk! und es erwachte die Lust in ihm, sowohl das Geld, als auch das Paket über Bord zu werfen. Da schrie es endlich zum dritten Male, und Peter, der seine Besonnenheit einigermaßen wieder erlangt hatte, erkannte jetzt deutlich, daß dieser Schrei von einem menschlichen Geschöpf herrühre. Es ist ein gestohlenes Kind! rief Peter aus, und flog nach dem Paket, das er mit aller Vorsicht in die Hand nahm. Weiß Gott, es war ein Knabe, der sah aus wie Milch und Blut, und als der Peter ihm mit freundlichen Worten zuredete, stellte er das Schreien ein. — Das Kind, sagte Peter zu sich selbst, ist irgendwo gestohlen, und es soll aus dem Wege geschafft werden, und dazu haben sie mich ausersehen. Aber sie finden ihren Mann an mir, und sollen diesen Zweck nicht erreichen. Ich will das Kind, so schnell ich kann, nach Hause zu meiner Alten fahren, die wird fürerst am besten wissen, was damit anzufangen ist. So geschah es, und als mein Alter und ich das Kind in aller Ruhe besahen; freuten wir uns, daß es so schön und lieblich sei; auf seiner Brust aber befand sich ein Zettel mit den Worten: „Dieser Junge heißt Peter." — Am andern Tage nahm der Alte die fünfzig Thaler, womit er sich von den Gerichten frei machte, und begann nun, überall Erkundigungen einzuziehen; denn er wollte gerne wissen, welchen Aeltern man das Kind gestohlen habe, um es ihnen wieder zu bringen und ihrem Leid ein Ende zu machen. Es schien guter Leute Kind zu sein, das sah man schon aus der feinen Wäsche, womit es bekleidet

war. Auch hing von dem Verschwinden des Kindes und von dem Wiedererscheinen desselben gewiß ein Bedeutendes ab, denn sonst hätte wohl der Fremde nicht so viel Geld dafür gegeben, es fortzubringen, da er offenbar zu furchtsam gewesen war, es zu tödten. Aber wie man sich auch bemühte, die Spur, welche zu den Aeltern führen sollte, zu entdecken, Alles blieb umsonst. Der Knabe aber wuchs unterdessen frisch heran und gedieh wohl. Auch fühlte er sich in unserer Behausung sehr glücklich. Da sprach der Alte eines Tages zu mir: Mutter, es ist eine Schickung Gottes, daß der Junge zu uns in's Haus gekommen ist, wenn Du denkst wie ich, so lassen wir alles Grübeln und Simuliren sein und behalten ihn bei uns, als ob es unser eigener wäre. Ich aber sprach: Vater, das wollen wir thun. So geschah es auch. Der Knabe blieb bei uns, und es hat uns nicht gereut, er ist ein tüchtiger, braver Bursche geworden, der uns nur Ehre und Freude gemacht hat. Und als ob mit ihm das Glück eingezogen wäre, hörte das Mißgeschick auf, uns zu verfolgen, und wir haben es zu einem leidlichen Wohlstande gebracht. Waren auch alle recht glücklich miteinander, bis zu dem Tage, als der Peter früh Morgens seine erste Seereise antrat, und mein Alter mit dem Einbruche der Nacht starb; ich aber blieb dann in Gram und Kummer zurück.

So endete die Traumgestalt, und Peter fühlte sich abermals an einen andern Ort versetzt. Er stand auf dem schützenden Elbdeich und beschaute sich den herrlichen Strom. Sein ganzes lebendiges Jugendleben zog an ihm vorüber, und die herrlichsten Augenblicke desselben zeigten sich ihm in einem strahlenden Lichte. Und als der junge Seemann von der langen Reise heimkehrte von

einem Streifzuge nach Indien, als er seine alte Pflegemutter daheim besucht und von ihr mit ihrem Segen entlassen, auf dem Harburger Postever mit Mathes Perl zusammen gerieth, da ließ plötzlich der Traumgott von ihm ab; verstört fuhr er auf und brauchte längere Zeit, um sich zu sammeln.

Mathes Perl fand endlich, daß die Zeit seines Wachestehens abgelaufen und daß einige Ruhe für ihn ein sehr ersprießlich Ding sei. Daher war es ihm sehr angenehm, daß der alte Christopher Bähr es müde wurde, sich länger ohne Schlaf umher zu wälzen und von schwarzen Gedanken quälen zu lassen. Dieser betrat das Deck, und auf seinen Wink verlor sich Mathes am Eingange der Kajüte, um in derselben bald in einen tiefen Schlaf zu sinken.

Peter war jetzt völlig wach, und hatte nicht übel Lust, zu seinem Brodherrn hinaufzusteigen, um durch Gespräch die Traumgrillen sich zu vertreiben. Aber als er sich aufrichtete und den Kopf aus dem Verschlage hervorsteckte, fuhr er eben so schnell zurück und ein Schauer überflog ihn. Was der Traum ihm in einzelnen, abgerissenen Bildern gezeigt, das hatte ihm seine alte Pflegemutter oft mit allen Einzelheiten umständlich und im engsten Zusammenhange erzählt. Eine lebhafte Phantasie, wie die seinige, vermochte nicht, sich mit todten Worten zu begnügen, sondern malte sich Alles zu einem lebensvollen Bilde aus. So hatte er sich auch eine absonderliche Idee von dem geheimnißvollen Fremden gemacht, der ihn seinem Pflegevater in's Boot gelegt und eine Aussteuer von fünfzig Thalern mitgegeben hatte. Als er nun, durch den Verschlag blickend, den alten Christopher Bähr aufrecht

dastehen und auf den Strom starren sah, hätte er beinahe laut aufschreien müssen, denn so hatte, seiner Einbildung nach, der Fremde ausgesehen, der ihn muthmaßlich irgendwo raubte. Kam nun dazu, daß sie sich in diesem Augenblicke in der Bucht von Wedel befanden, die auch der Schauplatz jenes Ereignisses gewesen, und daß ihr Ever vielleicht gar auf derselben Stelle vor Anker lag, wo einst sein Pflegevater und der Fremde mit den Seitenborden ihrer Fahrzeuge zusammen lagen, so mochte es kein Wunder nehmen, daß Peter über die Maßen verstört war, daß die ruhige Ueberlegung schwand und kalte Schweißtropfen auf seiner Stirn perlten.

Der alte Christopher aber hatte sich auf einer Luke niedergelassen und schien so in Gedanken vertieft, daß es ein Glück war, den Strom ruhig zu wissen, denn in dieser Gemüths-Verfassung würde er ein herannahendes Unheil nicht bemerkt haben. Seine Phantasie war so überaus lebhaft, daß er, kaum wußte er wie, theilweise seinen Gedanken Worte lieh und in die Nacht hinausschrie, daß Peter, der völlig wach war, und nachdem er das erste Grauen überwunden hatte, den Alten unverwandt anstarrte und das Gesprochene deutlich vernehmen konnte.

„Verdammte Bucht! Ich fürchte sie wie den Teufel und habe nun doch müssen gestern Abend darin zu Anker gehen. Wollte, daß ich den Thurm da nie mehr zu sehen brauchte, denn er scheint mir eine Hand zu sein, die drohend zum Himmel gestreckt ist, weil er einmal des Nachts gesehen hat, was Niemand hätte sehen sollen. Aber ich will auch diese Furcht überwinden, es mag kommen, wie es will! — Was? — Wozu ist der Mensch auf der

Welt, als um zu leben und sich dies Leben so angenehm zu machen, als er kann? — Was wußte das Kind schon vom Leben, und welcher Art es ihm bevorstand? Es verlor also nichts, als ich es fortschickte, denn als der Junge Verstand bekam, die Dinge zu erkennen, hat er geglaubt, es müsse so sein, wie er es vorfand. Aber ich und seine Schwester wußten, was es mit dem Leben sagen will, und wir mußten Alles haben, um es genießen zu können. Uns hinderte der Knabe, und wenn er Glück haben sollte, konnte er es auch dort finden, wo er hingerathen ist." — Seine Brust arbeitete heftig und sein Herz schlug laut: „Nicht kümmert's mich, was die Leute sagen, sie können mir nichts beweisen, und Niemand weiß, was auf dem Vogelsande vorgefallen ist, als Erick Matsen und ich. Er aber ist todt und ich kann schweigen. — Bei alledem hat Gertrude bald daran müssen, und ich habe die frohen Tage nicht finden können! Verdammt sei der Teufel, der uns so arg mitspielt!" — Es trat abermals eine Pause ein und Peter, der genau Acht gab auf das Benehmen des alten Christopher, und so nahe bei ihm saß, daß er von seinem Verschlage aus ihn mit der Hand hätte greifen können, wollte bemerken, daß seine Züge milder wurden und Thränen aus seinen Augen hervordrangen.

„Was ist das?" rief Christopher aus, indem er mit der Hand über das Gesicht fuhr. „Woher kommt dies Wasser in meinen Augen? Will mich der Teufel damit necken? Weg damit! — Ei, Johannes Schlüter! wer hätte das gedacht, als wir zum ersten Male in dem Kruge von Neumühlen zusammentrafen?"

Er verstummte; das Haupt senkte sich auf die Brust herab, und es sah schier aus, als ob er eingeschlafen sei.

Peter war dagegen in sehr aufgeregter Stimmung. Was hatte er nicht in dieser einen Stunde erlebt! Ihn floh der Schlaf, um ihn in ein Gewebe von Heimlichkeiten blicken zu lassen, die ihm Grauen erregten; er sah sein Leben plötzlich innig mit dem Leben eines Mannes verwoben, zu dem er niemals ein Herz hatte fassen können; dessen Haus er nur deßhalb zu einem längern Aufenthalte wählte, weil Elsbeth einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ihm war von allen Gerüchten, die in dem Dorfe über das Leben und den Charakter seines Brodherrn im Schwange waren, keines fremd geblieben, aber er hatte, leichten Sinnes, ihnen keine besondere Wichtigkeit beigelegt; allein in dieser Nacht, wo er den verschlossenen Mann heimlich beobachtete und mit sich selbst reden hörte, in dieser Nacht, wo sein ganzes Dasein, von seiner geheimnißvollen Herkunft an, im wachen Traum an ihm vorüber gezogen war, in dieser Nacht fiel es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen und ein Blitzstrahl erhellte die dunkle Nacht um ihn her. Das Blut trat aus seinem Gesichte, sein Haar sträubte sich, seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen. Aber nicht lange verharrte er in dieser Stellung, sein Muth, seine Besonnenheit kehrten zurück: „Ich will hell sehen!“ sprach er in sich hinein, „und wenn es mir das Leben kosten sollte. Dieser verschlossene Kerl mit seinem geheimnißvollen Wesen soll beichten, und müßte ich ihm das Geheimniß aus der Kehle herauspressen. Ich will wissen, ob ich der Knabe bin, den er in jener stürmischen Nacht auf's Gerathewohl in die Welt hinausgestoßen hat; er soll mir sagen, ob ich das verlassene Kind des Johannes Schlüter, und also sein Verwandter bin, dem er sein Vermögen

entriß, und ihm außer diesem Alles genommen hat, was er auf der Welt besaß."

Er blickte wieder durch seinen Verschlag und sah, wie der Tonnenleger sich gesammelt hatte; er war von seinem Sitze aufgestanden und blickte, anscheinend ruhig, in den vorüber rauschenden Strom. „Jetzt!" sprach Peter für sich und machte ein ziemlich lautes Geräusch, um nicht seinem Gegner unvorbereitet entgegen zu treten, dann öffnete er die Thüre seines Verschlages und stand mit dem lauten Gruße: „Gute Wacht!" dem Alten zur Seite.

Unwillig wandte dieser sich um und wollte schelten, daß Peter nicht auf seinem Lager bleibe; aber der junge Seemann unterbrach ihn rasch: „Erstreckt sich Eure Herrschaft so weit, daß Ihr Euren Leuten befehlt, ob sie schlafen sollen oder nicht?"

Der Alte brummte einige unverständliche Worte vor sich hin, und machte eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, daß er allein sein wolle. Aber Peter achtete nicht darauf, sondern drängte sich so nahe als möglich an ihn: „Ich bin gekommen, da ich nicht schlafen kann, ein wenig mit Euch zu plaudern, damit die Zeit rascher vergeht. Ihr wißt auf der Elbe Bescheid, wie selten ein Mann, und könnt mir darüber Vieles mittheilen, was von großem Nutzen für mich ist; wogegen ich in fremden Ländern Manches erfahren habe, was Euch eben so wenig gleichgültig sein kann. Aber, was ich vor allen Dingen sagen wollte: Meint Ihr, daß ich Einiges von den Gerüchten glaube, die von Euch in Umlauf sind, und die, ich weiß es, besonders an jenem Tanz-Sonntag im Ritscher'schen Hause von aller Welt erzählt wurden?"

„Ich kümmere mich nicht darum, was alle Welt erzählt, und was Du davon glaubst oder nicht glaubst!“ Diese Worte wurden in einem Tone entgegnet, der nur zu bald kund gab, Christopher Bähr werde eine Unterhaltung dieser Art nicht lange dulden. Aber Peter schien diese Stimmung nicht sonderlich zu beachten und fuhr zu sprechen fort: „Ich weiß aber eine Geschichte, von der die Leute bei uns im Dorfe gar nichts wissen, und die Euch doch ganz besonders angeht!“ Und nach diesen Worten erzählte er die nächtliche Bootfahrt Christopher's, die dazu gedient hatte, den unschuldigen Sohn und Erben des Johannes Schlüter fortzuschaffen. Er erzählte es langsam und mit eindringlichem Tone, und bemerkte zugleich scharfen Auges, welchen peinlichen Eindruck dies Beginnen auf den Alten hervorbrachte; dann aber schloß er mit den Worten: „Das ist die Geschichte, wie ich sie kenne; sie ist gewiß und wahrhaftig wahr, und jener alte Thurm von Wedel ist ein Zeuge der Schandthat gewesen!“

Christopher mochte sich erinnern, vorhin etwas Aehnliches laut ausgesprochen zu haben. Er warf sich auf Peter, packte ihn bei der Brust, als wolle er ihn über Bord werfen, und rief aus: „Bekenne! Du Schurke hast mich behorcht!“

Aber Peter machte sich kaltblütig von ihm los: „Bleibt in Euren Schranken, Herr; wenn ein Officier seine Hand an einen befahrnen Mann legt, kann er seinerseits auf keine Schonung rechnen. Aber sagt mir ehrlich, habt Ihr niemals gehört, was aus jenem Knaben geworden ist, und wohin der fremde Schiffer, in dessen Boot Ihr ihn niederlegtet, mit dem Kinde gefahren ist?“

„Ich weiß nichts, gar nichts!“ antwortete der Alte mit ton=

loser Stimme; seine Kraft war durch das Unerwartete gebrochen, und in seinem Innern mochte er fühlen, daß jetzt eine Stunde der Vergeltung angebrochen sei.

„So weißt Du nichts!“ entgegnete Peter und legte seine Hand auf die Schulter des zitternden Alten, der sein Gesicht abwandte: „dann muß ich wohl Deinem schwankenden Gedächtniß zu Hülfe kommen. Sieh mich an, alter Mann! Sieh mich recht an, jenes von Dir in die Welt gestoßene Kind bin ich!“

„Nein! Nein!“

„Ich bin's, Christopher Bähr! Sieh mich an! Du wirst mich heute nicht zum zweiten Male verstoßen.“

Nur mit Widerstreben wagte es der alte Tonnenleger seine Augen auf den jungen Seemann zu richten und ihn mit scheuen Blicken zu betrachten. Es war in Wahrheit eine flüchtige Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Weibe und deren Vater vorhanden, und in seinem tief-innersten Herzen mußte er gestehen, daß dieser junge Mann der Bruder seiner Frau und der wahre, alleinige Erbe seines Reichthums sei. Aber gerade die Gewißheit dieses Ereignisses gab ihm eine ungewöhnliche Kraft, bei seinem Starrsinn zu verharren; er fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, fest zu bleiben; er mußte sich entweder gefangen geben und der Rache jenes Knaben und dem Gesetze anheimfallen, oder er mußte es zum Aeußersten kommen lassen. Mit einem vernichtenden Blicke sah er auf den jungen Seemann herab, und sagte mit seinem gewöhnlichen verächtlichen Tone: „Da ich Grund habe zu glauben, daß Ihr allzutief in Eure Branntweinflasche geschaut habt, so will ich vergessen, was ich so eben von Euch gehört habe;

geschieht es aber noch ein einziges Mal, so sprechen wir uns. Denkt aber auch daran, daß Ihr in meinen Diensten steht und gehorchen müßt. Verlaßt sogleich das Deck, ich will allein sein!"

„Ich verlasse Euch," sprach Peter; „aber allein seid Ihr doch nicht, denn Eure Gedanken und Eure Verbrechen bleiben bei Euch. Wir aber sprechen uns schon." Er ging mit diesen Worten nach seinem Schlafraume zurück.

Christopher Bähr blieb allein. Der Strom rauschte, vom Ostwind getrieben, mächtiger auf und schichtete die Eisschollen am Ufer immer höher und höher aufeinander.

XI.

Beim Anbruch des nächsten Morgens legten der alte Baas und seine beiden Knechte die letzte Hand an's Werk und bald war die Arbeit vollständig gethan. Man setzte sich zum Frühstück, wobei es überaus einsilbig zuging; denn Mathes Perl war zu lebhaft mit den Projekten für seine bevorstehende Winter-Saison beschäftigt, als daß er irgend ein Gespräch hätte führen mögen; der Alte und Peter aber hüteten sich wohl, gegenseitig irgend Etwas zu sagen, was leicht an die Scene der vergangenen Nacht hätte erinnern können. Eben so schweigsam kehrten die Drei wieder auf das Verdeck zurück; der Anker wurde gelichtet und die Segel beigesetzt. Der Wind hatte sich gelegt und kräuselte nur sanft die Oberfläche des mit der ganzen Macht der Flutzeit einsetzenden Stromes. Peter Steuerrad hatte sich am großen Mast niedergelassen und blickte abwechselnd auf die einzelnen Eisschollen,

die von Zeit zu Zeit an dem Leebord des Fahrzeuges vorbeischwammen, und auf den alten Christopher, der seinen gewohnten Platz am Steuer einnahm. Aber dieser vermied es, den Blick des jungen Mannes zu erwiedern, und richtete nur verstohlen das Auge auf ihn, wenn er sich von ihm unbemerkt glauben durfte.

Jetzt glitt das Fahrzeug, von dem augenblicklich etwas auffrischenden Winde fortgetrieben, um die Ecke von Schulau, und in demselben Augenblicke sprang Peter auf und streckte, ohne zu sprechen, aber eine gebietende Stellung annehmend, seinen Arm aus, in der Richtung nach Norden deutend. Durch diese unerwartete Bewegung aus seiner Fassung gebracht, folgte Christopher der Weisung des jungen Seemannes, und der Thurm von Wedel trat ihm noch einmal in den nächsten Umrissen entgegen.

„Er spricht!“ rief Peter mit starker Stimme und der Alte schlug erschreckt die Augen nieder.

Sie erreichten die Heimat, und als der Alte das Fahrzeug verließ, gab er seinen Leuten mit gewohnter Ruhe den Befehl, den Ever völlig abzutakeln, da er vor dem Beginn des nächsten Frühjahres nicht wieder gebraucht werden solle, und dann zu ihm zu kommen, weil er mit ihnen zu sprechen habe.

Das Zwielicht dämmerte schon mit Macht herein, ehe sie diesem zweiten Befehle Folge leisten konnten. Der Alte empfing sie mit einer unmerklichen Kopfbewegung und gab ihnen ein Zeichen, sich niederzulassen.

„Hier findet ihr Beide euren Lohn aufgezählt!“ sprach er nach einer Pause. „Die Geschäfte sind für dieses Jahr vorüber und unsere Verpflichtung ist abgelaufen. Da ich aber Jemand

haben muß, der auf meine Böte und mein sonstiges Schiffsgut achtet, so kannst Du, Mathes Perl, bei mir bleiben und während des Winters für wenig Arbeit Dir die Kost und halben Lohn verdienen."

Mathes Perl hatte bei seinem Eintritt in das Haus, wenn auch nur flüchtig, schön Elsbeth in der Küche beschäftigt gesehen, und die liebliche Gestalt hatte wiederholt einen Eindruck auf ihn gemacht. Er sagte zu sich selbst, es müsse nicht übel sein, dies Mädchen und mit ihr des Vaters Geld und Gut zu gewinnen. Als daher der Alte ihm den Antrag machte, für den Winter bei ihm zu bleiben, fuhr es ihm sogleich durch den Sinn, welche herrliche Gelegenheit er während dieser Frist haben werde, sich die Gunst des Vaters und der Tochter zu erwerben, und nahm daher das gemachte Erbieten mit einer großen Flut von Danksagungen an.

„Was Euch betrifft," wandte sich der Alte darauf zu Peter, „so thut es mir leid, Eure ferneren Dienste entrathen zu müssen. Während des Winters ist ein Mann für die wenige Arbeit vollkommen hinreichend, und mit dem nächsten Frühjahre thut Ihr doch wohl besser, Dienste am Bord eines Schiffes zu nehmen, das nach Amerika, nach Brasilien oder gar nach Indien steuert, wo Ihr Euch allerdings besser befinden werdet, als auf meinem Ever. Ihr habt einen hochfahrenden Sinn, der zu unserm bescheidenen Gewerbe nicht paßt, und werdet uns leicht entbehren. Ich wünsche Euch eine gute Reise, der Weg zur Stadt ist weit und es dunkelt schon!"

Nach einer so offenbaren Weisung konnte Peter nicht daran denken, noch einen Augenblick zu verweilen. Er setzte dem Stolze

des Alten einen gleichen Stolz entgegen und nahm Abschied. Kurz vorher war Elsbeth eingetreten; ihr Erbleichen sagte deutlich, daß sie nur zu wohl wisse, was hier vorgegangen sei. Beim Hinausgehen sah Peter das junge Mädchen scharf an; sie erwiederte diesen Blick. Es war nur ein Moment, und weder der Vater noch der lauernde Mathes hatten irgend Etwas bemerkt; aber die beiden Liebenden wußten genau, was sie einander gesagt hatten.

Ein Paar Stunden später standen Beide, zärtlich mit einander kosend, unter dem Schutze des Bergabhanges, und die leisen Liebesworte wurden von dem Rauschen des Stromes und dem Tosen des Windes, der durch die laublosen Zweige fuhr, zehnfach übertönt.

„Ich habe ein Geheimniß vor Dir," sagte Peter, das Mägdlein sanft an seine Brust ziehend; „aber Du wirst deßhalb nicht schlechter von mir denken, weil ich es Dir nicht offenbaren kann. Geschieht es doch zu Deinem Besten."

„Behalte Dein Geheimniß," flüsterte sie; „erhalte mir nur Deine Liebe, ohne die ich nicht mehr glücklich sein kann."

„Wir scheiden nicht auf lange," sprach er weiter, und bei diesen Worten erglänzten die Augen des schönen Mädchens. „Mein Weg führt mich jetzt in meine Heimat, und wenn ich dort gefunden habe, was ich zu finden hoffe, sollst Du weiter von mir hören. Was aber auch komme, mit uns bleibt es unverändert. Du oder Keine!"

„Und Du oder Keiner!" entgegnete sie hold verschämt, die erglühende Wange an der Brust des Geliebten verbergend. Sie hielten sich eng und innig umschlungen und wechselten tiefbetrübt Worte des Abschieds. Der Wind hatte sich allmählig zur Höhe

des Sturmes erhoben und tobte schauerlich in den uralten Bäumen, die auf dem Abhange des Berges standen; das dumpfe Rauschen der Wellen weckte die Liebenden aus ihren süßen Träumen, sie trennten sich und Elsbeth kehrte langsam nach dem Vaterhause zurück, während Peter, mit dem Sturm um die Wette, der Stadt zueilte.

XII.

Jenseits Harburg, unfern des Rönneberges, liegt weitab vom Wege ein Dörfchen, wohin selten der Fuß eines Wanderers sich verirrt. Schon im Sommer ist der Anblick desselben traurig und öde; seine Hütten sind verfallen, das Haidekraut duftet nur spärlich und kein Baumgipfel ragt über die niedern Dächer hervor. Jetzt, im Winter, war der Anblick noch weit trauriger; die Ebene war mit Schnee bedeckt, darüber lag ein tiefbewölkter Himmel und die einzelnen Hütten ragten wie dunkle Erdhaufen aus dem Boden hervor. Ringsum war Alles todt, leer und nichts Lebendiges zu erspähen, als ein einzelner Raubvogel, der pfeilschnell über diese öde Gegend hinflog. Alle Thüren waren fest verschlossen, die kleinen Fenster dick mit Eis belegt, und nur aus wenigen Häusern sah man sparsam den Rauch durch die Ritzen und Spalten dringen.

In der niedern Stube einer dieser Hütten lag in ihrem Bette eine arme, alte Frau, die von einer schweren Krankheit heimgesucht war und ihrer Auflösung entgegen sah. Aber sie warf sich unruhig hin und her; der Bote des Todes war ihr fürchterlich; man las es in ihren Zügen, daß ihr noch Etwas auf dem Herzen

liege, das sie offenbaren müsse, bevor sie ihre Augen schließe für immer. Von Zeit zu Zeit stieß sie einzelne Worte hervor; aber wenn auch Jemand dagewesen wäre, um darauf zu merken, er würde ihr halb unterdrücktes Gemurmel nicht verstanden haben.

Da ging die Thür auf und ein junger Mann in Seemannstracht flog herein; er war außer Athem und, trotz der scharfen Kälte draußen, in Schweiß gebadet. „Da bin ich, Mutter, da bin ich!" rief er fröhlich aus, „und bringe aus der Stadt Alles mit, was Euer Herz nur wünschen und verlangen kann!" Mit diesen Worten war er an das Bett der Kranken getreten, und holte alle Erfrischungen und Leckerbissen hervor, die er aufgekauft, und die der alten Frau, seiner Meinung nach, die besten Dienste leisten mußten. Während er sich so geschäftig zeigte, fuhr er fort: „Den Doktor habe ich nicht zu Hause gefunden; habe aber bestellt, daß er herkommen soll, sobald er nach Hause kommt; bis dahin werde ich schon für Euch sorgen, Mutter!"

Die Alte sah die Geschäftigkeit des jungen Mannes mit tiefer Bewegung. Sie versuchte ihm zuzulächeln, aber der Schmerz verhinderte diese Aeußerung.

Er sah fast traurig auf sie hin. „Was soll mir das? Seit Euch die Gläubiger des Vaters Euer Haus und Garten an der freien Elbe genommen haben und Ihr nun innerhalb Landes in diese Spelunke ziehen mußtet; — zum Teufel, daß ich gerade damals in Ostindien war, hier hätte ich es wohl noch ändern können! — Ja, was wollte ich sagen? — Ich meine, seit jenem Tage habt Ihr alle Munterkeit verloren und nichts auf der Welt macht Euch mehr Freude."

Sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Nun Du wieder hier bist, ist Alles gut; Du sollst mir die Augen zudrücken.“

„O nicht doch, Mutter!“ entgegnete Jener mit gezwungener Lustigkeit, denn in Wahrheit standen ihm die hellen Thränen in den Augen, „ich war vielmehr hierher gekommen, um Euch zu sagen, daß Ihr im nächsten Frühjahre auf meiner Hochzeit tanzen sollt.“

Die Alte richtete sich mühsam auf und sah ihn fragend an.

„Ja, meine Hochzeit!“ fuhr Jener fort, „das heißt, wenn .... oder sofern .... oder .... Ei, zum Teufel, ich muß es Euch gerade heraussagen. Da ist ein Mädchen, schön wie Milch und Blut, wohlerzogen und brav; die will ich haben und sie will mich auch. Aber nun kommt der Knoten: seht, Mutter, ich bin ein armer Kerl, als Kind schon hilflos in die Welt gestoßen; — weint nicht darüber, Mutter, ich habe ja bei Euch meine rechten Aeltern nicht vermißt, — und sie, — ich meine das Mädchen, — ist eines reichen Mannes Tochter, der aber nichts von mir wissen will.“

Die Alte sank mit einem Seufzer auf ihr Lager zurück.

„Nun, Mutter,“ sprach der junge Matrose weiter. „Es ist nichts in der Welt schlimm, das nicht besser werden könnte. Es gäbe auch wohl Mittel und Wege, den Vater zu erweichen, wenn man nur vorerst für sich selbst sorgen könnte. Ein Mensch ohne Vermögen und ohne Namen ist auch kein passender Bräutigam. Wenn Ihr mir nur noch einige Anleitungen geben könnet, dann ließe es sich vielleicht entdecken, woher ich stamme. Wißt Ihr denn gar nichts mehr, was Ihr mir noch nicht erzähltet? Wenn auch noch so gering, kann es doch von Nutzen sein. Der Vater

war immer verschlossen, wenn ich ihn fragte; er fürchtete, ich weiß nicht was. Aber Ihr, Mutter; denkt noch einmal nach. Ihr sollt nur wissen, ich habe eine schwache Spur!"

Bei diesen Worten richtete sich die alte Frau hoch auf und sah ihren Pflegesohn mit einem starren Blicke an.

„Gewiß und wahrhaftig! Aber die Spur ist nur schwach, und ich werde auf großen Widerstand stoßen. Wenn ich nicht noch einigen Beistand finde, ist jeder Streit, den ich beginne, unnütz, denn ich habe es mit einem zähen Sünder zu thun."

Man sah es der Alten an, daß sie sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um dem Wunsche ihres Pfleglings zu genügen. Lange blieb Alles vergebens; endlich aber schien ein leuchtender Gedanke sie zu beleben und mit großer Hast zeigte sie auf eine buntbemalte, mit vielem rohen Schnitzwerk versehene Truhe, die, ein Hauptmöbel der dortigen Gegend, in einer Ecke stand.

„Die Truhe da? Was soll's mit der? — Habt Ihr? — Ja, ich kann es mir denken! Nicht wahr, Ihr habt darin irgend Etwas, wovon Ihr glaubt, daß es mich zum Ziele führen kann? Meint Ihr nicht? Schüttelt mit dem Kopfe, wenn ich es getroffen habe! Recht so! Nun, wir wollen sehen! Gebt Acht, was ich daraus hervorhole."

Er nahm nun die einzelnen Gegenstände und hielt sie der Mutter dicht vor die Augen, doch sie antwortete stets verneinend und er mußte diese, oft in seinen Hoffnungen getäuscht, wieder wegtragen. Aber als er zuletzt ein, in grobe Leinwand gehülltes Paket zum Vorschein brachte, griff sie hastig darnach und versuchte mit ihren zitternden Händen es zu öffnen.

Der Seemann war ihr dabei behülflich und brachte bald einige Stücke Leibwäsche vor, die er mit einem eigenthümlichen Gefühl von Wehmuth betrachtete, als ihm die Mutter zuflüsterte: „Dein erster Anzug.“

„Das ist also Alles, was ich zu Euch in's Haus gebracht habe, und Ihr habt es mir treulich aufbewahrt. Aber, laßt es uns näher betrachten; vielleicht, daß diese Kleidungsstücke gezeichnet sind, wie es bei Christenmenschen Gebrauch ist, und mein Dieb, — ich meine den Kerl, der mich gestohlen, — hat daran nicht gedacht. Richtig, seht her! Da stehen ein **P** und ein **S** neben einander. Wißt Ihr vielleicht, was das heißen kann, Mutter?“

Die Alte Frau schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe, aber Jener fuhr fort: „Es gibt viele Namen und Sachen, die mit diesen zwei Buchstaben anfangen; aber gewiß ist's, daß der eine meinen Namen Peter bedeutet; der andere könnte meinen zweiten Namen: Steuerrad bedeuten; aber woher wußtet Ihr's, daß es das bedeuten sollte, oder wie kommt Ihr sonst dazu, mir diesen Namen beizulegen?“

Mit einer Schnelligkeit, die man einer todtkranken Frau nicht hätte zutrauen sollen, riß sie ihrem Pflegesohn, der nahe zu ihr herangetreten war, das Kleidungsstück aus der Hand, und legte ihre flache Hand auf diejenige Stelle, welche die Brust bedeckt. Er sah hin und entdeckte ein Steuerrad, welches dem Stoffe mit schwarzer Farbe eingebrannt war. Auch die übrigen Kleider hatten dasselbe Zeichen.

„Also darum?“ sprach Peter vor sich hin. „Dies Zeichen, wonach ich benannt bin, stellt also gewissermaßen ein Familien-

zeichen, oder, wie sie es nennen, ein Wappen vor, und man soll daran die Angehörigen erkennen. Wenn ich an Alles denke, was man mir in Neumühlen erzählt hat, und an das, was in der Bucht von Wedel vorgefallen ist, so kommt mir der Gedanke ein, daß jene beiden Buchstaben auch Peter Schlüter heißen könnten, wie das Kind hieß, das plötzlich und spurlos verschwunden war. Und wenn ich weiter nachdenke, so ist mir, als hätte ich unter dem Weißzeuge in dem Hause des Tonnenlegers manches Stück gesehen, das auch mit einem Steuerrade gezeichnet war!"

Bei diesen Worten hielt er inne. So nahe vor der Entdeckung stehend überlief es ihn heiß und kalt, er vermochte nicht, den Blick von diesem Erkennungszeichen abzuwenden, und ohne auf seine Pflegemutter zu achten, die sich vergebens anstrengte, zu sprechen, warf er die verschiedenen Gegenstände von einer Seite zur andern, als etwas Schweres daraus hervorrollte und zu Boden fiel. Er hob es schnell auf, es war eine silberne Kapsel.

Unterdessen hatte sich die alte Frau ihrem Pflegesohne bemerklich gemacht, und indem er sein Ohr an ihre Lippen legte, vernahm er, daß man die Kapsel in seiner Tasche gefunden habe, die er vermuthlich als ein Spielzeug eingesteckt, kurz vorher, ehe er geraubt worden.

„Das ist sehr wahrscheinlich!" entgegnete Peter; „denn freiwillig würden sie es mir nicht mitgegeben haben, da das Ding sie hätte verrathen können, denn ich sehe so eben, daß dasselbe auch ein Steuerrad zeigt; es ist hineingestochen. Aber, was mag es eigentlich vorstellen?"

Er wandte es nach allen Seiten um; es sah aus, wie eine

flache, doppelgehäusige Uhr. Er drückte darauf, die Kapsel öffnete sich, und ein weibliches Bildniß wurde sichtbar.

„Meine Braut!“ schrie Peter auf. „Elsbeth!“

Der unerwartete Anblick des Bildes hatte den jungen Mann so heftig überrascht, daß er erbleichte; seine Lippen bebten, er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, und die alte, sterbende Frau sah, von Todesangst gefoltert, zu ihm herüber.

Allmählig beruhigte sich der Aufgeregte, und er erwog mit mehr Fassung die Lage der Dinge. Er begriff bald, daß er nicht schon in seiner Jugend das Bild seiner Braut habe erhalten können, die erst jetzt in solcher Jugend und Schönheit blühe, wie das Bild es angebe, es mußte also eine Andere sein. Auch erkannte er bei einer nähern Prüfung, daß mancher Zug in demselben sei, der seiner Elsbeth fehle, und immer mehr verschwand auf diese Weise die Identität des Bildes und der Person. Aber die Aehnlichkeit war doch immer sehr groß, und leicht konnte man die Vermuthung hegen, daß es wahrscheinlich das Bild von Elsbeth's Mutter, der Gertrude Schlüter, sei, und der junge Seemann, statt seiner Geliebten, seine Schwester vor sich sehe; und mehr wie je wurde es bei ihm zur vollen Gewißheit, daß er ein Sohn des alten Johannes Schlüter und der Schwager des Christopher sei, eine Ueberzeugung, welche die traurigsten Gedanken in ihm erweckte und seinen sonst so fröhlichen Sinn umdüsterte.

„Mein Sohn!“ wimmerte die Alte, die sich von ihrem Liebling ganz unbeachtet sah. „Mein Sohn, ich sterbe!“

Dieser Ausruf gab ihm seine ganze Besinnung zurück. Er flog an das Bett, ergriff ihre welke Hand und sagte: „Nein, Ihr

sollt jetzt noch nicht sterben, sollt leben und eine Reihe glücklicher Tage sehen. — Der verdammte Doktor, daß er nicht kommt, er hätte Euch vielleicht noch helfen können."

Sie machte eine verneinende Bewegung, als wolle sie andeuten, wie sie wohl fühle, daß keine menschliche Kunst sie mehr zu retten im Stande sei, und flüsterte: „Beten!"

Peter faltete ihre Hände in einander und kniete neben dem Bette hin; dann aber betete er mit heller Stimme um eine baldige, schmerzlose Auflösung der Leidenden und befahl ihre Seele in die Hände von Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist.

Dies Gebet schien die alte Frau sehr beruhigt zu haben, und mit einem dankbaren Blick auf den Pflegesohn, der ihre Sorgfalt stets mit so treuer Anhänglichkeit vergolten hatte, sank sie auf ihre Kissen zurück. Peter aber setzte sich an dem Bette nieder und sang mit gedämpfter Stimme die rührenden Verse des Kirchenliedes:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir."

Er hatte geendet; seine Augen standen voll Thränen; es war Alles so still und umheimlich um ihn her, ein kalter Schauer überlief ihn. Endlich wagte er es, einen Blick auf die alte, treue Pflegerin seiner Jugend zu richten. Er schrie laut auf.

Sie war hinüber.

Einen tiefen Schmerz in der Brust bekämpfend, stand er voll männlicher Hoffnung da und hielt an ihrem Lager die Todtenwache.

XIII.

Wo sind die zauberischen Reize Neumühlens hin, dem wir uns jetzt wieder zuwenden? Wo ist das herrliche Grün der Bäume, die rastlose Bewegung am Strande, die lebendige Heiterkeit des Stromes?

Alles ist kalt, öde, todt!

Ebbe und Flut haben mit gleicher Heftigkeit starke Eismassen nach dem Strande getrieben, und diese, hoch über einander thürmend, eine lange Mauer gebildet, den Strom selbst verschließt eine weite Eisdecke, die hier nur selten ein Schrittschuhläufer oder ein verwegener Fischer betritt; die Bäume strecken ihre nackten, schneebedeckten Aeste trostlos in den grauen Wolkenhimmel hinein, und die Bewohner, die sonst die größere Hälfte des Tages am Strande hinbringen, haben sich in das Innerste ihrer Häuser zurückgezogen und schauen durch die dichtgefrornen Fenster auf die erstorbene Natur.

Wie überall, so ist auch jetzt in dem Hause des Tonnenlegers eine geräuschlose Geschäftigkeit. Elsbeth unterzieht sich mit großer Ruhe der Sorge des Hauswesens, ihre Sehnsucht nach dem geliebten Freunde im tief-innersten Herzen verschließend. Ihr Vater macht seine Berechnungen für die Herren in der Stadt, zählt seine Baarschaften oder sitzt stundenlang am Ofen, seinen finstern Gedanken nachhängend; Mathes aber beschäftigt sich nach Bequemlichkeit mit dem Ausbessern der Segel, des Tauwerks und andern Dingen, die sich für den Maaten eines Flußschiffers geziemen. .

. .

Bald aber erkannte man, daß seit dem Eintritt des Winters in dieser stillen Häuslichkeit eine Veränderung eingetreten war. Während der alte Christopher sonst für Niemand ein freundliches Wort hatte, hörte er doch ohne Zorn die Erzählungen und Herzensergüsse seines Knechtes an, und vermochte es sogar über sich, ihn zeitweilig mit einem Lächeln zu beglücken. Mathes fühlte sich ganz und gar heimisch, und aus seinem Benehmen ging deutlich hervor, er sei sich bewußt, über seinen Brodherrn mehr zu vermögen, als irgend ein Anderer. Elsbeth dagegen erschien dem aufmerksamen Forscher gedrückt; ihr Herz war mit Kummer beladen: außer dem Schmerz, von ihrem Freunde getrennt zu sein, erfüllte noch ein anderes Leid ihre Seele. Ein Blick auf Mathes, der sie stets mit einem vertraulichen Nicken ansah, und es öfter wagte, ihr einige zärtliche Worte zuzuflüstern, deutete die Quelle ihres Grames an.

Einige Zeilen erklären leicht alle diese Veränderungen; eine einzige Secunde führte sie herbei.

Die Gerüchte, welche im Dorfe über den alten Tonnenleger im Umlauf waren, wer konnte sie weniger für bloße Gerüchte halten, als er selbst? Die finstern Thaten seiner Jünglings- und ersten Mannesjahre tauchten stets wieder in seiner Seele auf und gaben ihm jenes düstere, abstoßende Wesen, welches Jedermann von ihm zurückschreckte. Er, von allen Menschen gemieden und sie meidend, lebte ein trauriges Dasein; es war eine vereinsamte Hölle, worin er sich mit seinem nie schlummernden Gewissen allein befand. Und doch fürchtete er nichts mehr, als daß dieses jämmerliche, trostlose Leben einmal enden müsse, und daß dieser

Augenblick ihm vielleicht nahe bevorstand. Es war die Gier, womit er an seinem Reichthum hing, die er nicht zu bezwingen vermochte, und die Furcht vor „Etwas nach dem Tode," die ihn in steter fieberhafter Aufregung erhielt. Wurde dann die Beklemmung seines Gemüthes zu heftig, und er vermochte es nicht länger in der Stille des Hauses auszudauern, dann ging er hinaus an den Strand und lief, so weit ihn seine Füße tragen wollten, bis er nach mehreren Stunden, im Schweiß gebadet, an Leib und Seele ermattet, in seine Behausung zurückkehrte.

So ging er auch eines Nachmittags fort; der Winter war schon vorgerückt, die Eismauer hochgethürmt längs dem Strande, und Scholle hing an Scholle; die Eisdecke hatte sich gesetzt, und verwegene Männer waren bereits am frühen Morgen vom jenseitigen Ufer herüber gekommen; es fror scharf und der Schnee fiel in dichten Massen herab. Wenig auf den Weg und die einbrechende Dämmerung achtend, gerieth der Tonnenleger auf eine falsche Spur und bald fühlte er, daß die noch wenig haltbare Eisdecke des Stromes unter seinen Füßen schwankte. Erschreckt eilte er dem Lande zu, und gerieth auf jene Eisberge, die ihn davon trennten. Er glitt bald aus, bald zerbröckelte die Scholle unter ihm und er gerieth wieder auf die Stromdecke, bald sank er in eine Vertiefung und arbeitete sich nur mit der größten Mühe daraus hervor. Die unnatürliche Bewegung seines Gemüths, so wie die ungewohnten Anstrengungen, zu denen er gezwungen wurde, wirkten nachtheilig auf ihn, eine krankhafte Mattigkeit bemächtigte sich seiner, und als er glaubte, durch einen gewagten Sprung das Ziel seiner Mühen zu erreichen, fiel er rücklings zu Boden und vermochte nicht, sich aufzurichten.

Aber Mathes, der seinen Herrn nie aus den Augen ließ, war diesem gefolgt, und fand ihn bald. Er rief ihn in's Leben zurück und brachte ihn nach Hause. Von diesem Augenblicke an hatte Mathes einen großen Stein im Brette gewonnen, und wenn irgend Jemand sich rühmen konnte, Etwas über ihn zu vermögen, so war er es. Diese Zuneigung wuchs und gab zu kleinen Vertraulichkeiten Anlaß. Mathes wußte die ihm dargebotene Gelegenheit schlau zu benutzen, und nahte sich dem Alten stets mit einer so ehrlichen Ergebenheit, daß dieser nichts ahnte, und den Schein für Wahrheit nehmend, seinem treuen Diener die Hand drückte. Er hatte es gewagt, sein langes Schweigen zu brechen; er deutete darauf hin, wie hart es sei, ohne Grund von der ganzen Gemeinde verkannt und gehaßt zu werden, und Mathes bezeigte ihm das ungeheucheltste Mitleid. Einmal die Schranken durchbrochen, drängte sich der Strom der so lange niedergekämpften Empfindungen und Leidenschaften unaufhaltsam hervor, und Mathes hatte alle Zwecke erreicht.

So sagte der Alte eines Abends nach einem langen Gespräche mit seinem Maaten: „Ihr hättet also Lust, mein Schwiegersohn zu werden? Hm! Ihr scheint mir ein kluger Mann zu sein."

Mathes murmelte einige unverständliche Worte, und Jener fuhr fort: „Ich mag es wohl leiden, wenn die Leute Courage haben, und Courage gehört dazu, um die Tochter des alten Christopher Bähr zu freien; es hat sich's selten Einer unterstanden, und wenn es geschah, ließ ich ihn derb ablaufen. Was könnt Ihr mir sagen, um auch nur einigermaßen Euer tolles Begehr zu rechtfertigen?"

Diese Aufforderung verlieh ihm Muth. Er ergoß sich in Betheuerungen, daß nur Liebe, nicht Eigennutz ihn zu diesem Schritte treibe, daß er seinen Herrn über Alles liebe, daß der Tag, da er ihm das Leben gerettet, sein glücklichster sei, daß er mit Freuden für ihn in den Tod gehen würde, und viele andere Dinge, die man bei solchen Gelegenheiten mit besonderem Glücke sagen kann. Der Vater hörte das Alles mit großer Gemüthsruhe an, und unterbrach ihn auch dann nicht, als Jener nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er ohne ihn nicht mehr am Leben wäre, also die ihm zugetheilten Glücksgüter nicht genießen könne, und daß die Dankbarkeit ihn zu einem günstigen Beschlusse stimmen müsse.

Dies schien indeß einigen Eindruck auf den Alten zu machen, noch mehr aber der Umstand, daß aus den Reden des Mathes hervorzugehen schien, er wisse natürlich um die Geschichten, welche man im Dorfe von diesem Hause und dessen Herrn erzähle, er glaube ebenfalls seinen Theil davon und halte sie durchaus nicht für aus der Luft gegriffen, und nur darin weiche er von der Ansicht der Uebrigen ab, daß man das Benehmen so sehr tadelnswerth fände. Er, im Gegentheil, könne sich eine solche Handelsweise ganz gut denken, und er wolle es nur gleich sagen, daß er ganz so gehandelt haben würde, wenn er sich in einer ähnlichen Lage befunden hätte.

„Es ist gut," sagte der Alte nach einer längern Pause, „die Dirne kann nicht immer unverheiratet bleiben, und ich habe nicht Lust, mich sonderlich für sie abzumühen; auch liegt mir nichts daran, ob ich einen Schwiegersohn finde, der zu meinem Gelde

noch ein Paar Thaler zulegt. Ich glaube, daß Ihr ein ehrlicher Kerl seid, der mein Kind gut behandeln wird, und da ich Euch auch sonst Dankbarkeit schuldig bin, so sollt Ihr sie haben. Elsbeth!“

Auf diesen Ruf erschien die liebliche Jungfrau, nicht ahnend, was ihr bevorstand, unbefangen und freundlich sich nach des Vaters Befehl erkundigend. Dieser erklärte ihr, daß es Zeit sei, des Vaters Haus zu verlassen und eine eigene Wirthschaft anzufangen; der Mathes habe um sie angehalten, und er (der Vater) seine Einwilligung gegeben. Die Hochzeit solle im nächsten Frühjahre stattfinden. Kaum hatte der Vater ausgeredet, als Mathes die Gelegenheit ersah, die Hand des Mägdleins ergriff und ihr seine innige Liebe betheuerte. Aber er mußte den Strom seiner Rede bald abbrechen; denn Elsbeth, die bei den ersten Worten des Vaters erbleichte, sank mit einem tiefen Schmerzenslaut und geschlossenen Augen ohnmächtig zu Boden, so daß der bestürzte Bräutigam kaum vermochte, ihren Fall unschädlich zu machen.

Der Vater blieb bei diesem Auftritt scheinbar gleichgültig, wenigstens sagte er kein Wort; Mathes Perl war dagegen reicher an Ausdrücken des Bedauerns und der Furcht; keiner der beiden Männer suchte indeß der Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und es währte ziemlich lange, bevor sie sich erholte. Mit überströmenden Augen warf sie sich dem Vater in die Arme, sie umschlang seine Kniee und bat um Erbarmen; lieber wolle sie jedem Reichthum entsagen und sich als niedere Magd verdingen; nur von dieser Heirat solle er sie lossagen.

Aber der Alte hörte die Ergießungen ihres angsterfüllten Herzens mit großer Stille an, und sagte endlich: „Ich weiß es wohl, Dir steckt noch der Kerl, der Peter Steuerrad im Kopf; allein den will ich Dir schon daraus vertreiben, an den darfst Du gar nicht denken. Hörst Du? Gar nicht! Und wenn er eines Königs Sohn wäre und bis über die Ohren im Golde säße, so solltet Ihr Euch doch nicht kriegen! Niemals!“

Zweierlei regte sich bei dieser Aeußerung in der Seele des Tonnenlegers. Der Haß gegen den Jüngling, der ihm in der Bucht von Wedel eine so schreckliche Ueberraschung bereitete, die er nur durch gränzenlosen Haß vergelten zu können glaubte, und der Gedanke, daß wenn Peter wirklich der verloren gegangene Knabe war, eine Verbindung mit ihm und Elsbeth eine nie zu lösende Schwierigkeit darbieten würde.

Er wiederholte daher in der Kürze seinen Befehl, von dem, wie er sagte, keine Appellation möglich sei, und hieß dann das junge Mädchen sich entfernen.

In Thränen gebadet schwankte die arme Elsbeth nach ihrer einsamen Kammer und die ersten Morgenstunden trafen sie noch völlig wach, voll des härtesten Weh's und im Voraus jedem Glücke entsagend.

XIV.

Mit dem neuen Frühling, der die Eisdecke sprengte, den Schnee schmolz und mit hellen Sonnenstrahlen die Menschen aus ihrem langen Winterschlafe weckte, wurde an dem Strande zu Neumühlen manches verändert gefunden. Auch des Tonnenlegers

Haus gab so Manches zu besprechen und auszulegen, daß die Frau Anna Hauschildt und ihre jungfräuliche Quadriga genug zu thun hatten, um nur Alles gehörig zu ergründen und zu verbreiten.

Während der Winterzeit war der alte Christopher Bähr, ganz gegen seine sonstige, mehrjährige Gewohnheit, öfters in der Stadt gewesen und Mathes Perl hatte ihn begleitet. Schon dieser Umstand gab mancher Vermuthung Raum; aber wie erstaunte man, als man endlich das Resultat dieser außergewöhnlichen Wanderungen vernahm: der alte Christopher Bähr hätte sein Amt, des vorgerückten Alters wegen, niedergelegt, und der, vor noch nicht Jahresfrist im Dorfe erschienene Mathes Perl wäre zu seinem Nachfolger ernannt.

Dies Ereigniß sollte indessen bald von einem neuen verdrängt werden. Nahe bei dem Hause des Tonnenlegers befand sich die Wohnung einer alten Wittwe, die vor einiger Zeit starb und entfernt wohnenden Erben Haus und Garten hinterließ. Mit diesen trat der Tonnenleger in Unterhandlung und kaufte ihnen dasselbe mit baarem Gelde ab. Kaum war dies geschehen und noch einige bauliche Veränderungen vorgenommen worden, als Mathes Perl es bezog und als wirklicher Eigenthümer desselben proclamirt wurde.

Aber diese beiden Vorfälle, so sehr sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, wurden in den Hintergrund gedrängt, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, Mathes Perl, der bereits ein so außerordentliches Glück gehabt habe, werde des reichen Tonnenlegers schöne Tochter heiraten und schon am nächsten

Sonntage werde die Trauung sein. Auch sei dabei an eine große, splendide Hochzeit nicht zu denken.

Anfangs war man wohl geneigt, die verschiedenen Gerüchte, namentlich aber das letztere, für übertrieben oder unwahr zu halten; allein der Erfolg rechtfertigte sie, und kein Zweifel blieb mehr übrig, als der Küster von Ottensen versicherte, der ehrwürdige Herr Pastor Krohn habe sich entschlossen, am Sonntag Nachmittag sich in aller Stille nach Neumühlen zu begeben und das Brautpaar in dem Hause des Vaters zu trauen. Dies letztere traf Alle so unerwartet, daß sie verstummten und über das Vorgegangene keinerlei Bemerkungen vorzubringen vermochten.

Richten wir die Aufmerksamkeit von dem klatschenden Dorfe weg auf die Leute, die der Gegenstand ihrer Besprechungen sind, so werden wir erfahren, daß die betreffenden Gerüchte die lauterste Wahrheit enthalten. Der alte Tonnenleger hatte sich darein gefunden, fortan seine Tage in gänzlicher Abgeschiedenheit hinzubringen, und Mathes Perl jubelte laut auf, denn er hatte Haus, Geld, Amt, und bald auch eine schöne Frau. Und Elsbeth? — Die saß in ihrer Kammer, weinte den ganzen Tag, litt durch die Schmähungen des Vaters, sowie durch die rohen Zärtlichkeiten des ihr aufgedrungenen Bräutigams, und vermochte sich weder zu rathen noch zu helfen. Fern von ihr, sie wußte nicht wo, weilte ihr Geliebter, und es war im ganzen Dorfe Niemand, dem sie ihr Leid vertrauen und von dem sie Beistand hätte erwarten können. Aber je näher der Tag rückte, der zur Hochzeit bestimmt und an eine Abwehr nicht zu denken war, je mehr nahm ihre Furcht ab und eine ruhige Entschlossenheit gab sich in ihrem gan-

zen Benehmen kund; sie, der von Andern keine Hülfe zu Theil wurde, wollte sich selbst Hülfe verschaffen und um jeden Preis der verhaßten Verbindung entgehen. Als sie sich mit diesem Entschlusse erst ganz befreundet hatte, war es so gut, als sei er schon ausgeführt, denn sie hatte etwas von dem eisernen Sinn ihres Vaters. Noch einmal bestürmte sie diesen mit Bitten und Thränen, sein Vorhaben aufzugeben; noch einmal wandte sie sich an Mathes — als Alles umsonst war, trocknete sie ihre Thränen und weinte nicht mehr; sie war mit sich einig. Nur, als sie am Vorabend ihrer Hochzeit ein unbezweifeltes Zeichen empfing, daß ihr Freund in der Nähe sei, flog ein Strahl der Freude über ihr schönes Angesicht. Alles war nun gut.

Die heiterste Frühlingssonne begrüßte den Tag, der zu Elsbeth's Verheiratung festgesetzt war; ein viel zu schöner Tag für ein so häßliches Vorhaben. Alles war sehr geheim gehalten worden, und selbst die nothwendigen Zeugen, die man aufgefordert hatte, zu erscheinen, wurden ersucht, die Angelegenheit nicht weiter zu besprechen, und diese versicherten, man könne sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen. Aber trotz dieser Vorkehrungen war doch Jedermann im Dorfe bestens unterrichtet, und an dem bezeichneten Tage wurde das ungastliche Haus des Tonnenlegers förmlich belagert.

Der alte Christopher empfing seinen Schwiegersohn, der große Noth hatte, sich durch die gaffenden Müßiggänger zu drängen und mit nicht besonders höflichen Redensarten begrüßt wurde, an der Thür. Beide waren im vollen Sonntagsstaat; der Erstere kalt, abgemessen und einsilbig, der Andere zeigte ein von Freude

und von Wein geröthetes Gesicht, war überaus redselig und von widerlicher Beweglichkeit. Die eingeladenen Trauzeugen waren in Verlegenheit, wie sie sich benehmen sollten, und wagten am wenigsten, mit der Braut zu sprechen, die in ihrem weißen Gewande und dem bleichen Gesichte, unbeweglich in einer Ecke der Stube sitzend, wie eine Marmorstatue anzuschauen war.

Endlich erschien der Geistliche, gefolgt von dem Küster, um dieser peinlichen Lage ein Ende zu machen. Er befand sich in nicht gewöhnlicher Aufregung; denn die Menschenmenge, die er vor allen Thüren auf seinem Wege durch das Dorf fand, hatte ihn stutzig gemacht; noch mehr aber Ausrufungen, wie: „Das arme Kind! das unglückliche Geschöpf!“ und die aus einzelnen Gruppen erschallende direkte Aufforderung: „Hochwürden, traut sie nicht!“ Raschen Schrittes verfolgte er seinen Weg, und bei seinem Eintritt in das hochzeitliche Haus, die übliche Bewirthung zurückweisend, fragte er nach dem Brautpaar. Sogleich stellte sich Mathes ihm vor und der Vater führte die Leidensgestalt der Tochter herbei. Als diese sich dem Prediger nahte, fiel sie ihm zu Füßen, streckte die Hände nach ihm aus und rief mit bebender Stimme: „Ich habe Niemand auf der Welt, der sich meiner annimmt und sich meines Elends erbarmt; so handelt denn Ihr, Ehrwürdiger Herr, für mich an Vaters Statt und rettet mich von dieser verhaßten Ehe!“

„Was ist das?“ fragte der Prediger, befremdend zurückweichend.

Aber der Vater hörte nicht auf diese Ansprache, sondern warf sich, vor Wuth schäumend, seiner Tochter entgegen, und würde sie

grausam gemißhandelt haben, hätten nicht die anwesenden Zeugen ihn zurückgehalten und der Geistliche das zitternde Mädchen in seinen Schutz genommen. Er sprach ihr begütigend zu und forderte in gemessenen Ausdrücken von dem Vater eine befriedigende Erklärung über diesen seltsamen Vorgang. Aber der Alte war in einer zu großen Aufregung, als daß man von ihm eine solche Erklärung hätte erwarten dürfen, die Zeugen waren zu wenig unterrichtet, Elsbeth einer Ohnmacht nahe und Mathes Perl hatte es unter den obwaltenden Umständen für angemessen befunden, durch die Hinterthüre nach seiner nahgelegenen Wohnung zu gehen.

„So bleibt mir denn nichts weiter übrig, als mich wieder nach Hause zu begeben," sprach der Geistliche ernst; „es mir vorbehaltend, dieser Angelegenheit genauer nachzuforschen. Doch möchte ich nicht gerne scheiden, ohne dies arme Geschöpf vor Mißhandlungen sicher zu stellen, die ihrer möglicherweise warten, und darum bitte ich euch, ihr Herren, daß ihr das arme Kind mit euch nach Hause nehmt und unter den Schutz eurer ehrsamen Hausfrauen stellt, bis hier Alles gehörig ausgeglichen und in Ordnung gebracht ist." Die so aufgeforderten Trauzeugen gaben auf das Bereitwilligste ihre Zusage, und Elsbeth schickte sich an, aus dem älterlichen Hause zu scheiden, als der Vater ihr in den Weg trat und mit kreischender Stimme ausrief: „Geh', entartetes Kind! Ich, Dein Vater, sage mich von Dir los und verfluche Dich!"

Mit einem Rufe des Entsetzens schauerte Elsbeth zitternd zusammen, die anwesenden Zeugen verstummten, aber der Geistliche sprach im verweisenden Tone: „Und so Ihr Eurem eigenen Fleisch

und Blute fluchet, verderbet Ihr Euch selber; diesem armen Kinde aber wird Gott in seiner Barmherzigkeit beistehen, denn Er kennt den Fluch nicht; des Menschen Fluch ist allein des Menschen Sünde. Diese aber wandelte bisher rein vor dem Herrn, und Euer Fluch fällt auf Euch selbst zurück und verwandelt sich für das arme Kind in Segen."

Von dem Augenblicke, da der schauerliche Fluch über seine Lippen gegangen war, stand der alte Christopher Bähr regungslos da. Sein Geist war weit von ihm weg und er achtete auf nichts, was um ihn her vorging. Nur als nach einer längeren Pause sein früherer Gehülfe, Peter Steuerrad, eintrat und ihn anredete, kehrte ihm die Besinnung zurück, und mit geballter Faust schrie er: „Komm mir nur nicht zu nahe! Du sollst Deinen Zweck nicht erreichen und wenn Dir der Teufel selbst beistände! Ich gebe Dir nichts, ich trete Dir nichts ab und die Hand meiner Tochter sollst Du nicht bekommen. Fort von hier augenblicklich! Hast Du ein Recht an mich, so treffen wir uns vor der Schranke des Gerichts; dort soll Dir bald das Urtheil gesprochen werden, der Frevel wegen, die Du auszuüben im Begriffe stehst."

„So sei es," sagte der junge Seemann ruhig. „Ich nehme diesen Kampf an und will ihn mit Gottes Hülfe bestehen. Euch aber, Ehrwürdiger Herr, und euch Andern nehme ich zu Zeugen, daß ich nicht muthwillig zum Aeußersten schreite, sondern von ihm selbst dazu gezwungen werde. Er ist jeder Sühne unzugänglich, er weist mit Hohn jeden Vergleich zurück, den ich ihm biete; mag er es nicht zu bitter empfinden, wenn er einst, mit Schmach und Schande bedeckt, von dieser Schwelle scheiden muß."

XV.

Ein langer Zeitraum ist verstrichen, die Geschichte desselben ist in wenig Worten zusammen gefaßt.

Der junge Seemann machte seine Drohungen wahr und das Glück war seiner zweifelhaften Unternehmung günstig. Er fand einen treuen, geschäftskundigen Anwalt, der sich für diesen nicht gewöhnlichen Fall interessirte und für den jungen Mann in die Schranken trat, um den Kampf auszufechten.

Die Untersuchung begann, der Prozeß war im vollen Gange und die Theilnahme des Publikums, das zum größten Theil die Parthie des jungen Seemannes nahm, wuchs mit jedem Tage. Jeder Fuß breit Raum, den dieser in dem lange dauernden verwickelten Prozeß errang, wurde mit Jubel begrüßt, und wenn die Wagschale der Gerechtigkeit einmal zu seinem Nachtheil schwankte, fühlte sich Jedermann verstimmt.

Endlich erreichten die Berathungen des Gerichts das gewünschte Ziel. Die Acten des Prozesses wurden geschlossen, der Spruch des Richters erfolgte, der alte Tonnenleger ward für schuldig erkannt, und was dem geschickten Führer dieser Angelegenheit zur besondern Ehre gereichte, er brachte es dahin, daß der alte Christopher, in einem Augenblicke, wo er sich besonders bedrückt fühlte, dem Richter sein Herz öffnete und sich aller der Vergehungen schuldig bekannte, die man ihm längst zugerechnet, und zwar von dem veranlaßten Schiffbruch des Erick Matsen an, bis auf die neueste Zeit.

Mit allgemeiner Freude wurde dieser Ausgang überall aufgenommen, und der junge Seemann mit den unzweideutigsten

Zeichen der Theilnahme begrüßt. Es wurde ihm das ganze Vermögen des alten Bähr zugesprochen, so weit es sich nachweisen ließ, daß es dem Vater des jungen Mannes, der nun seinen Familiennamen führte, und sich Peter Schlüter nannte, zugehört hatte. Jene andere Summen, die erweislich aus dem Schiffbruche des Erick Matsen herrührten, wurden von Gerichtswegen eingezogen, das sich die Verfügung darüber vorbehielt. Dem Alten blieb nichts; er zog mit einem weißen Stock aus seinem so lange widerrechtlich besessenen Eigenthum. Und wie eine Widerwärtigkeit niemals allein kommt, sondern stets Unheil auf Unheil sich zu häufen pflegt, so hatte er kürzlich sein Amt abgegeben, und seine Zukunft war der Gnade Gottes anheim gestellt. Mit ihm theilte ein gleiches Loos sein Nachfolger im Amte, Mathes Perl, dem man, da jetzt jede Garantie fehlte, dasselbe nicht länger belassen wollte, und ihn in Gottes Namen seines Weges ziehen hieß. Er ging, Niemand weiß wohin, sah aber noch den Schöpfer seines kurzen Glückes und seiner langen Reue an den Ort seiner Bestimmung, das Gefängniß, abführen. Doch fügt man bei, daß es dem Gefangenen später gelang, eine Abkürzung seiner Strafzeit und somit seine Freiheit wieder zu erlangen. Frühere Freunde, die schon manches verdeckt hatten, waren auch dieses Mal behülflich.

Elsbeth lebte ruhig im Hause des Predigers, das Geschick des Vaters und ihr eigenes beweinend, aber sich freuend über das Glück des geliebten Freundes, der mit raschen Schritten einem glücklichen Ziele zueilte. Sein Prozeß hatte ihm die Zuneigung einiger achtbaren Handelsherrn zu Hamburg erworben, und in Folge ihrer Gunst ward er bald der Steuermann, und darauf

der Capitain eines großen Schiffes, das bestimmt war, mit den westindischen Inseln Handel zu treiben. Mit seinem geerbten Gelde versicherte er sich einen Antheil an dem Schiffe, und sah sich nun plötzlich am Ziel aller seiner Wünsche. Eine fröhliche Zukunft lachte ihm entgegen.

„Wenn ich nun wiederkehre," sagte der junge Capitain beim Antritt einer neuen Reise, „wird die Hand Deines ehrwürdigen Pflegeherrn uns für immer verbinden. Bis dahin sei fröhlichen Muthes und gedenke mein!"

Er schied gedankenvoll von der weinenden Braut; das Schicksal Erick Matsens war in diesem Augenblick vor seine Seele getreten und er konnte sich des Gedankens daran nicht entschlagen.

XVI.

Es war eine stürmische Nacht. Die Wolken hingen tief herab und flogen in den seltsamsten Gestaltungen, von dem Sturme gepeitscht nach Südost. Die große See-Rhede von Cuxhafen war im wilden Aufruhr und die dort harrenden Schiffe hielten zum großen Theil, trotz ihrer dreifachen Anker, dem Unwetter nicht Stand. Hier trieb ein großer Dreimaster dem Strande zu, dort warf der Sturm die leichte Takelage einer zierlichen Brigg auf das Verdeck und in die zürnende Flut.

Mitten in diesem Aufruhr der Elemente sah man einen Mann hart am Ufer, unfern des Leuchtthurms auf und abgehen, der sich wenig darum zu kümmern schien, daß die tobende Brandung bis zu ihm hinaufflog und ihn durchnäßte. Sein Blick schweifte über

die weite Wasserwüste hin, und wenn nach einzelnen Pausen der Ruhe, wie sie bei Orkanen wohl einzutreten pflegen, der Sturm sich um desto gewaltiger erhob, und die haushohen Wellen über die Banken von Scharhörn hinrollten, so daß die Brandung weithin durch die finstere Nacht leuchtete, murmelte er vor sich hin: „Das wird sein Grab!“

Noch eine Stunde verstrich und zu ihm gesellte sich ein ungeschlachter Kerl, in weiter Schiffertracht, die Sturmkappe über beide Ohren gezogen: „Wie stehts?“ rief er ihm entgegen. „Ist Deine freiwillige Strandwacht bald zu Ende, und hast Du Deinen Schwager mit seinem Dreimaster schon entdeckt? Was für ein heißes Blut bei so späten Jahren! Hättest auch besser gethan, ruhig im warmen Bette zu bleiben und Kraft zu sammeln für unser morgendes Werk, als hier zu stehen und Dich durchwehen und naßregnen zu lassen. Wäre mir es nicht im Traume vorgekommen, als ob Dich der Teufel in Gestalt einer Welle gefaßt und in die Tiefe hinabgerissen hätte, ich wäre nicht herausgekrochen, denn wir haben Zeit vollauf.“

Mit diesen Worten reichte er Jenem eine umfangreiche Flasche hin, nicht ohne derselben vorher gehörig zuzusprechen, und scherzte dann in seiner Weise weiter. Aber der Alte achtete weder auf die Ansprache, noch auf den Trunk, sondern sprach nach einiger Zeit vor sich hin: „Morgen ist seine Quarantainezeit um! Wäre der Augenblick nur erst da, wo er seinen Anker lichtet und hinter uns her segelt! Er soll mich finden!“

„Recht hübsche Gesinnung hegst Du für einen so nahen Verwandten!“ lachte der später Angekommene. „Aber im Ernst, wenn

der Teufel ihn und sein schönes Schiff nicht holt, sind wir nicht Schuld daran. Sieh, durch die Finsterniß fliegt ein heller Streif; das ist keine Brandung, es ist der erste Schein der Dämmerung. Komm mit hinein, damit wir uns stärken und dann unsere Fahrt beginnen!"

„Mathes Perl!" sprach der Alte, „wenn ich meinen Willen habe, das heißt, wenn dieser Bube festsitzt, wenn sein schönes Schiff von den Wellen auseinander gerissen wird, wenn die reiche Ladung verloren ist, und er wie ein Bettler, gleich uns, am Strande umher irrt, mir gegenüber, Auge in Auge, und ich meiner Rache genug gethan habe, dann schnüre mir meinetwegen die Gurgel zu oder wirf mich rücklings in's Wasser; ich frage nichts darnach, denn ich habe nichts mehr auf der Welt zu thun; ich will Dir es sogar danken!"

„So, so!" brummte Jener. „Christopher Bähr ist ein Satan von der rechten Sorte. Und da die Beute für mich allein reichlicher ausfällt, als wenn ich mit ihm theilen muß, so will ich dieser Aufforderung gedenken."

Beide gingen einer unfern liegenden Hütte zu, die ihnen seit einiger Zeit zur Wohnung diente, und bemühten sich, ein einfaches Frühmahl herzustellen, womit sie sich zu ihrer letzten, teuflischen Fahrt stärken wollten.

Als nach einigen Stunden die Commissarien der Quarantaine-Direktion sich in ihrer Schaluppe an Bord des Hamburger Schiffes „Trident," Capitain Peter Schlüter, begaben, um demselben die freie Pratica zu ertheilen,' lief eine kleine Jacht aus dem Hafen und steuerte mit dichtgerefften Segeln den Strom aufwärts. Der

alte Tonnenleger führte das Steuer. Mathes Perl beschäftigte sich mit der Stellung der Segel, und als Alles in Ordnung war, zündete er unter einem eisernen Tiegel ein helles Feuer an, das er mit großer Sorgsamkeit unterhielt.

„Wie stets mit Deiner Suppe, Mathes?“ fragte schadenfroh der Alte.

„Sie wird gut,“ lautete die Antwort. „Wer davon kostet, braucht fortan keine andere. Aber sieh Dich um, altes Gespenst, Dein Herzensfreund rüstet sich zur Abfahrt.“

„Dann zu den Tonnen! zu den Tonnen!“ rief Jener. Er hob das Steuer nach diesem Ausruf, und hielt scharf nach der Richtung von Otterndorf ab, wo ein gefährlicher Strand und ein schmales Fahrwasser ist, das den Lootsen und den Schiffsführern durch eine schwarze und eine weiße Tonne angedeutet wird.

Mit Luchsaugen spähte der Alte nach diesen schützenden Signalen, an die er bald seine frevelnde Hand legen wollte, und Mathes, der seinem Tiegel die größte Aufmerksamkeit widmete, rief lachend aus: „Mit einem Löffel von dieser Suppe hat einst ein dummer Fischer eine ganze Seeräuberflotte gefangen, ich denke, wir werden unsern Mann auch nicht verfehlen!“

„Das verhüte der Teufel!“ rief Jener aus. „Aber wir sind am Ziel; streiche Deinen Fock und wirf den Penterhaken aus!“

Und sie lagen zwischen beiden Tonnen, sich mit aller Gemächlichkeit zur Ausführung ihres Höllenwerkes rüstend.

Unterdessen hatten die Quarantaine-Commissarien ihr Geschäft am Bord des „Trident“ beendet; man hatte die Gesundheit des Schiffes im goldenen Madeira getrunken, und die Schaluppe

kehrte nach dem Lande zurück. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, die Anker zu lichten, die Segel mit gehöriger Vorsicht zu reffen, und Alles zu thun, was die Auffahrt sichern und beschleunigen könne.

Majestätisch zog das Schiff unter dem Druck seiner Sturmsegel durch die wilderregten Wellen seine gemessene Bahn. Es war das einzige, welches noch an die Stadt ging; die übrigen auf der Rhede liegenden Schiffe waren zum Auslaufen bestimmt. Die Mannschaft des „Trident" war im hohen Grade wachsam, um bei dem herrschenden schweren Wetter gleich an dem Orte zu sein, wo man sie brauchte.

Ein Unglück eigner Art hatte das Schiff gleich nach der Abfahrt betroffen. Der Lootse empfing durch einen aus dem Takelwerk herabstürzenden Gienblock eine schwere Verletzung an der Schulter, und sank zusammen. Der Capitain hatte sich nicht erst um einen andern Führer bemühen und mehr Zeit verlieren wollen, er und sein Steuermann waren die Elbe so oft auf- und abgefahren, daß er wohl glaubte, das Schiff glücklich hindurch zu bringen.

Mit seinem Steuermanne stand er bei dem Compaßhause und leitete die Fahrt. Da wuchs hinter den hohen Deichen der Thurm von Otterndorf hervor, und die beiden Tonnen wurden sichtbar, zwischen welche hindurch das Fahrwasser lief. Unfern derselben kreuzte eine kleine Jacht.

„Das kommt mir seltsam vor!" sprach der Capitain. „Sonst lagen die Tonnen und der Thurm in der Richtung eines Compaßstriches; jetzt ist das nicht der Fall. Es ist kaum denkbar, daß

sich binnen Jahr und Tag das Fahrwasser so sehr verändert haben sollte.“

„Und doch muß es so sein,“ entgegnete der Steuermann. „Wissen wir es doch alle, welch ein wunderlicher Strom diese Elbe ist, die alle Jahre ihr Fahrwasser wechselt, und auf ihrem Grunde Anhöhen zu Untiefen, oder umgekehrt macht.“

„Ich muß Euch wohl Recht geben,“ antwortete der Capitain, „um so mehr, als das Fahrzeug, welches in der Nähe jener Tonnen kreuzt, mir ganz so eingerichtet zu sein scheint, wie diejenigen, deren sich die Tonnenleger bedienen. Und doch beunruhigt mich die seltsame Gestaltung der Wellen, die dort zwischen den Tonnen durchziehn. Sieht es nicht gerade aus, als ob sie über ein flaches Ufer hinrollten? Horcht, wie sie brausen und toben! Dort spritzt auch eine Brandung auf!“

„In der That, Herr, es ist seltsam!“

Der Schiffsjunge, welcher mit einer Botschaft des Capitains an den in der Kajüte liegenden Lootsen abgeschickt war, kehrte zurück und meldete: Es sei unklug, zu glauben, daß es mit den Tonnen nicht richtig sei, sie hätten noch vor ein Paar Tagen ordentlich gelegen, und würden sich nicht von der Stelle gerührt haben, um die Führer des „Trident“ zu erschrecken. Das Fahrwasser sei daselbst, namentlich zu Sturmeszeiten, stets etwas wild. Der Capitain möge nur immerhin darauf lossteuern lassen.

„Nun denn, in Gottes Namen!“ rief dieser. „Aber thut mir den Gefallen, Steuermann, und macht der Jacht dort ein Signal; vielleicht sieht sie es und kann uns nützlich sein.“

Das Signal wurde aufgesteckt; eine Flagge, worin ein Halb-

knoten geschlungen war; und kaum hatte sie eine Minute lang geflattert, als das Signal von der Jacht aus erwiedert wurde. Ein Beweis, daß am Bord derselben scharf ausgelugt ward; auch hielt sie sogleich mit scharf angezogenen Segeln auf die Fregatte ab.

Beide Fahrzeuge trafen zusammen, als man sich hart vor jenen Tonnen befand, die den Weg andeuteten, den das Schiff zu nehmen habe. Der Steuermann rief mit dem Sprachrohre der Jacht zu, und fragte, ob es mit der Lage der Tonnen seine volle Richtigkeit habe?

„Ho! Ho! Das muß ich als Tonnenleger doch wohl am besten wissen!“ rief der alte Christopher Bähr, und bei dem Ton dieser Stimme schauderte der Capitain unwillkührlich zusammen. „Alles ist bestens in Ordnung; fahrt nur immer frisch hinein!“

„Einbildung! Einbildung!“ sprach der Capitain vor sich hin. „Wie käme Er hierher, der um seiner Verbrechen willen im Kerker schmachtet? Nein, nein! Mein Geist geht in der Irre, ich könnte mich selbst auslachen. Hollah, Ihr da am Steuer! Haltet gerade zwischen den beiden Tonnen durch, Mann!“

Der Sturm wurde in diesem Augenblick heftiger; er setzte sich mit solcher Gewalt in die Segel, daß diese aus den Lieken flogen, die Masten zitterten vom Topp bis zum Deck, das Takelwerk knarrte und klatschte, und die Wellen, die hochaufrauschend über die Seitenborde hinflogen, füllten das Verdeck mit Grundsand. Die Mannschaft stand erstarrt.

„Hier treibt der Teufel sein Spiel!“ schrie der Capitain, „oder eine verruchte Hand hat uns den Untergang bereitet! Schnell das Steuer in Lee! Wenden!“

Trotz der hochgehenden See und des heftigen Sturmes, der das Schiff tief hinabdrückte, gehorchte dies dennoch seinem Steuer. Aber kaum hatte sich der Vorderbug etwas gehoben, als der Nordwest sich in die Sturmstagfock festsetzte und diese, sammt dem ganzen Bugspriet wegriß. Zu gleicher Zeit jagte das Fahrzeug mit der furchtbarsten Gewalt auf den Strand, so daß es bis in seine Grundvesten erbebte; der Kiel stieß ab und die Flut strömte hinein, die Maste schwankten hin und her; wie ein Felsen stand das Schiff unbeweglich in dem Aufruhr der Elemente und die Wellen schlugen von allen Seiten darüber hin.

„Verrath! Verrath!" brüllte der Capitain, vor Wuth schäumend. Die Stimme, die er vorhin vernommen, tönte abermals, obgleich nur in der Einbildung, an sein Ohr und er wußte nun gewiß, daß der alte Bähr in jener Jacht war und ihn absichtlich dem Untergange entgegen geführt hatte. Dieser Gedanke, der zufällig eine grauenvolle Wahrheit war, hatte ihm jede Besinnung geraubt; er vermochte nichts zu thun, und der Steuermann, schnell besonnen, traf mit dem Lootsen, der sich auf das Verdeck hatte tragen lassen, die zweckmäßigsten Mittel, um den Vorgang für das Schiff so wenig unheilbringend als möglich zu machen.

Keiner hatte es in diesem allgemeinen Aufruhr beachtet, daß die Jacht sich dem Schiffe immer mehr näherte und hinter dem Spiegel desselben anlegte. Mathes rührte in seinem Tiegel, worin geschmolzenes Blei siedete, und mit gränzenloser Verwegenheit kletterte er auf die Hacke des Steuers der Fregatte und füllte die Finglinge desselben mit seinem verrätherischen Metall. Die flüssige Masse erstarrte, und in demselben Moment wuchs das Steuer in seinen Angeln fest.

Unterdessen war ein Umstand eingetreten, der dem unglücklichen Schiffe Rettung gebracht haben würde, wenn es noch seine Steuerkraft gehabt hätte. Den umsichtigen Anordnungen des Steuermannes und des Lootsen war es gelungen, einer weitern Zerstörung durch die Elemente vorzubeugen, und während der Zeit war die Flut so hoch angewachsen, daß sich das Schiff aus der Tiefe empor hob und zu schwanken begann, gleich darauf trieb es sichtlich fort.

Wie ein Siegesschrei erscholl es von allen Seiten: „Wir sind flott! Wir sind flott!“ und dieser Ruf weckte den Capitain wie mit einem Zauberschlage aus seiner Lethargie.

„Hurrah, meine Jungen!“ rief er laut. „Achtet auf Eure laufenden Taue, ich werde ihn bald unter Segel bringen! Mir her die Steuertaille!“

Aber umsonst versuchte er es, dieselbe zu lenken; die Pinne bewegte sich nicht um die Weite eines Zolles, und doch war die Strömung unter dem Schiffe frei, doch saß dasselbe nicht mehr auf dem Sande; es trieb im Gegentheil in einer sehr bedrohlichen Richtung immer mehr dem Ufer zu.

„Christopher Bähr! Das ist Dein Werk!“ rief der Capitain, und in demselben Augenblicke stürzte er zu Boden; denn das Schiff jagte, von der Gewalt des Windes und des Stromes getrieben, so heftig auf den Strand, daß der Vordersteven barst und das Wasser ungehindert in den Raum stürzte.

Die Jacht steuerte indessen hinter dem Spiegel weg und legte sich an die Luffseite des Wracks, nicht weiter, als daß man es von dem Verdecke aus mit einem Enterhaken bequem erreichen

konnte Der Capitain sah die Bewegungen des kleinen Fahrzeuges und schrie laut auf, als er die Gesichter der beiden Männer gewahrte, die sich auf demselben befanden.

„Willkommen binnen!“ rief der Tonnenlegeer mit einem satanischen Lachen. „Ihr habt Euch einen guten Platz ausgesucht und dadurch bewiesen, daß Ihr bei mir etwas gelernt habt. Hussah, die Wellen spielen Versteckens in Euren Zuckerfässern!“

„Nun, Peter Steuerrad!“ rief höhnend Mathes Perl. „Kennst mich noch? Wir duzen uns, um der alten Kameradschaft willen. Wirst uns doch einen Besuch auf Deinem Wrack erlauben? Strandgut ist ein herrlich Ding!“

Bleich, an allen Gliedern zitternd, des Wortes nicht mächtig, stürzte der Capitain in die Kajüte hinab und bald darauf kehrte er mit Waffen zurück. Er legte eine geladene Büchse an, drückte ab, und die Kugel flog dem alten Sünder in die Brust. Er sank mit einem lauten Schrei seinem Maaten in die Arme.

„Oho!“ rief dieser, vom Blute überströmt. „Soll ich nun in Erfüllung bringen, was er mich geheißen? Sagte er nicht, ich solle, wenn jenes Schiff darauf gegangen, ihn über Bord werfen? So will ich thun, es erspart mir die Kosten für seiu Begräbniß.“

Er warf die Leiche kopfüber in die Flut, und eine heranrollende Welle riß sie in die Tiefe hinab. Zugleich fiel am Bord der Fregatte ein zweiter Schuß, aber die Kugel, nicht so glücklich treffend, wie die erste, zerschmetterte dem Mathes Perl den rechten Arm, der, vor Schmerz und Wuth laut aufschreiend, mit seiner Jacht, die von der eben eintretenden Ebbe nach der See

getrieben wurde, bald aus dem Gesichtskreise des Wracks verschwand. Am Rande von Vogelsand sind die Trümmer der Jacht gefunden worden, aber Mathes muß gerettet worden sein; denn man will später oft einen verwilderten Kerl, der viel tolles Zeug durch einander sprach, und in einzelnen Momenten, sein verdammtes Geschick verwünschend, auf seinen zerschmetterten Arm zeigte, gesehen haben, wie er die weiten Marschstrecken des Hadeler Landes durchzog.

XVII.

Das Wrack war in die Tiefe hinabgespült; die Mannschaft wurde gerettet. Als sie ihre Verklarung belegt hatte und abgemustert worden war, zerstreute sie sich nach allen Seiten.

Capitain Schlüter kehrte von seinem Zuge über den Ocean krank zurück; die letzten Ereignisse hatten ihn tief erschüttert; ein heftiges Fieber warf ihn auf das Krankenbett. Allmählig schwanden seine Kräfte dahin, aber das Bewußtsein kehrte zurück und er ließ den Prediger zu sich entbieten, bei dem seine Elsbeth bisher gelebt hatte. Beide Männer waren lange beisammen, der Kranke blieb zurück, beruhigt und getröstet durch die Worte des würdigen Geistlichen. Diese Ruhe hat ihn bis zu seinem letzten Athemzuge nicht mehr verlassen. Den ersten Strahl des neuen Morgens hat er nicht erlebt.

Elsbeth hat nie die ganze Wahrheit erfahren, um ihr soviel wie möglich, jedes herbe Leid zu ersparen. Es wurde ihr nach und nach mitgetheilt, daß ihr Freund in Süd-Amerika am dort einheimischen Fieber erkrankt, und demselben erlegen sei. Sie war

zu seiner Erbin erklärt worden. Mit stiller Ergebung trug sie den harten Schlag, beharrlich jedes neue Verhältniß von sich weisend, das sich ihr mehrfach darbot. Sie lebte in tiefer Zurückgezogenheit, ein schützender Engel der Armuth, mit unerschütterlicher Treue des Verlornen gedenkend, nur selten erschreckt durch das Andenken an einen Vater, dessen grauenvolles Beginnen ihr ganzes Lebensglück so grausam zerstört hatte.

Lange hat sie ihr beweinenswerthes Loos nicht getragen. Bis vor kurzem zeigte man noch auf dem Ottenser Kirchhofe, unweit von Klopstock's Linde, ihr Grab.

Der alte Mann, der früher mit der Armenbüchse am Eingange des Kirchhofes saß, wußte einen großen Theil ihrer Lebensgeschichte.

Rheinische Literaturbriefe

vermischten Inhalts.

Von

Theodor Creizenach.

Rheinische Literaturbriefe.

I.

Dir sei ein Hoch gebracht,
Wogender Rhein,
Dir, o Germaniens
Edler Wardein!

Wie du vom Felsen ab
Stürzest im Braus,
Streben zum Kampfe wir
Mächtig hinaus.

Wie du das Rebenland
Tränkest mit Saft,
Weihen dem Edlen wir
All unsre Kraft!

Wie du zum Meere schickst
Rauschende Flut,
Opfern dem Geiste wir
Strömendes Blut!

Sieh Neapel und stirb, sagen die Italiener. Sieh den Rhein und lebe, könnte der Deutsche sagen. Der Rhein macht uns hoffnungsreich und scheint seinem Volke zuzuflüstern, daß es dereinst wieder in den Welthändeln wo nicht das Schwert, doch die Wage führen werde. Wird er auch unserer abnehmenden Poesie neues Leben einhauchen? Seine Geschichte spricht dafür, und die Sänger dieser Zeit scheinen etwas davon zu ahnen. Wo die Kunst mächtig wirken soll, bedürfen auch die Künstler eines Centralpunktes, der alle Kräfte sammelt und bewegt. Der lyrische Dichter ist zwar

schon zufrieden, wenn er, wie die Halberstädter Poeten des vorigen Jahrhunderts, hinter der Mauer seines Städtchens einen Poetenstieg hat, zu Haus ein Paar gute Bücher besitzt und sich des Abends mit dem Schulmeister, dem Pfarrer oder Apotheker des Ortes ausplaudern kann. Nur ein Hüttchen still und ländlich, nur ein Freund bewährt und weise, schmale Kost und stille Ruh. Gleim wünschte sich außerdem noch den Horaz von Elzevir, der keinen Druckfehler hat, den Homer von Wolf, die Bibel von Hans Luft, und den Virgil von Heyne. Wohin ist diese Genügsamkeit geschwunden? Hölty ging mit Hahn und Miller nach einem Dorfe bei Göttingen, dort tranken sie Milch, und darauf pries er in einem feurigen Gesange jeden deutschen Mann,

„Der seinen Rheinwein trinkt,
So lang er's Kelchglas halten kann!“

Als Claudius' Rheinweinlied schon in ganz Deutschland verbreitet war, schickte ihm eine Mainzer Gesellschaft von Kunst und Weinfreunden auf Veranlassung des geistvollen Lehne ein Fäßchen Nierensteiner, mit dem Bemerken, da er den Rheinwein so herrlich besungen habe, möge er auch einmal solchen kosten. Das Uebermaß von bescheidener Beschränkung zeigt uns ein liebenswürdiger rheinischer Poet, der Pfarrer Johann Nikolaus Götz, der in einem Dorfe bei Kreuznach wohnte. Er schickte seine Lieder, die in jener Zeit höchst reizend und zuweilen etwas muthwillig befunden wurden, an Ramler nach Berlin; außer diesem Kunstrichter erfuhr Niemand, von wem sie herrührten. Ja er duldete nicht einmal, daß Ramler auf den Titel die Buchstaben H. S. G. (Hans Siegvolk Götz) setzte. Gleichwohl wurde er so berühmt, daß selbst

Friedrich der Große seine Gedichte las; er, der von Goethe und Shakspeare meinte, sie seien nur würdig, vor den Wilden in Kanada gespielt zu werden.

Mit dieser friedlichen Stille ist es, wie gesagt, vorbei. Unsere Dichter und Schriftsteller kennen den Rheinwein oder den Champagner nicht bloß vom Hörensagen; in den glänzenden Badeorten des Rheins findet man überall literarische Personen, und manche unter diesen halten sich lieber am tapis vert der Spielzimmer, als auf dem grünen Teppich der Fluren auf. Hüten wir uns, daß durch die jetzige Zerstreuung unsere Poesie nicht ebenso überwuchert werde, wie sie in der früheren Beschränkung verkümmerte. Zwei Sphären gibt es, wo Dichter und Künstler angefeuert, wach erhalten und belohnt werden: große Freistädte und kleine Höfe. Daß blühender Handel und Industrie dem Schönen hinderlich sei, ist ein oft wiederholter Irrthum. Athen beherrschte den Handel des Mittelmeeres, als Phidias meißelte und Euripides dichtete. Wie mächtig wurde damals ein Grieche angeregt, wie eiferten die Kräfte! Nach außen hin schweifte der Blick auf die entlegensten Küsten, und im Staate drängte ein Ehrgeiz, der selbst dann nicht ermatten durfte, wenn der Gipfel des Ruhmes erreicht war; denn ihn trieb der Wetteifer und der Undank, der das Erbtheil aller Republiken ist. Aehnlich mochte es in Venedig sein, als auf dem Markusplatz ein Tizian, ein Giorgione sich ergingen, während von den Admirälen des Staates Frankreich und Spanien, Kaiser und Pabst zurückgeschlagen wurden. Nein, gerade was das geistige Bewußtsein am meisten hebt, ist die Anlehnung an ein Vaterland voll Macht, Wohlstand und Gewerbfleiß. Der blühende Handel hin=

derte Florenz nicht, einen Dante, einen Leonardo da Vinci zu erzeugen; und wenn es beide verbannte, so geschah dies nicht wegen verweigerter Einkommensteuer. Shakspeare dichtete seine trefflichsten Werke in den Jahren, wo die ostindische Compagnie gestiftet wurde. Und wer erkennt nicht in seinen historischen Stücken, besonders in dem älteren König Johann, jene stolze Hoffnung, daß nach dumpfen Jahrhunderten der Zwietracht Einheit und Macht zurückkehren werde? Am Schlusse jenes Stückes spricht der damals jugendliche Dichter in protestantisch-patriotischem Trotze die Ueberzeugung aus: „wenn Englands Peers und Bürger einig werden, kann Frankreich und der Pabst ihnen nichts anhaben."

Es war die Zeit, wo Philipp sich betrog,
Zur Meerestiefe die Armada flog,
Und mit des stolzen Feindes Blute ward
Vollauf gesättigt Englands Leopard!

Sehen demnach auch wir in dem regen Leben, welches am Rhein aufblüht, eine Bürgschaft, daß hier sich ein großes Terrain, ein Centrum geistiger Bewegung bilden werde. Eine einzelne Stadt, die in der Zukunft ein Mittelpunkt für deutsche Kunst und Poesie werden könnte, ist nicht vorhanden. Berlin ist eine Arena des Gedankens, eine Tribüne der Wissenschaft; was Dichtung betrifft, so fehlen Natur und Productivität. Die südlichen Hauptstädte haben Beides in hohem Grade; dagegen mangelt die freie geistige Bewegung. Der Rhein hingegen mit seinen Nebenflüssen wird bald als Ein großer Städtebund zu betrachten sein, und wie sich bereits Malerschulen an seinen Ufern gebildet haben, so fühlen auch die rheinischen Dichter und Schriftsteller, daß ein

gemeinsames Band sie zusammenhält. Der Rheinländer kann Morgens mit der Genügsamkeit eines Idyllendichters die Rebengelände eines Dörfchens durchwandern, und Abends mit der ganzen modernen Unruhe eines Byroniden in den großen Städten sich herumtummeln, oder die Eleganz der Kurplätze bewundern. Glücklich, wenn er sich dabei als ruhiger Beobachter verhält! die vornehme Sphäre hat uns noch wenig geholfen. Herwegh schrieb seine besten Lieder, als er auf der Mansarde saß und junge Spatzen vor seinem Fenster zwitscherten. Berthold Auerbach wäre mit seinen vornehmen philosophischen und psychologischen Romanen Zeitlebens auf einen papiernen Lorberkranz beschränkt gewesen, wenn er sich nicht mit seinen köstlichen Dorfgeschichten ans Herz des Volkes gewendet hätte.

Die Thäler des Rheines locken zu Wein und Liebe, und von seinen Höhen winkt uns die Geschichte der Vorzeit.

Ich meine nicht die Legion von Rittersagen, die an jede Burgruine leider angeknüpft werden. Im Gegentheil ist zu hoffen, daß diese langweiligen Geschichten recht bald aus unseren Reisebüchern und Anthologieen verschwinden mögen. Wie mancher Reisende hat solche Sammlungen mit Begierde ergriffen, einen poetischen Genuß erwartend, und wurde dann verdrießlich über die endlosen Wiederholungen, die öde Monotonie der sogenannten Rheinsagen, die man allesammt auf drei oder vier zurückführen könnte;

1) ein Ritter kommt aus dem Morgenland, und findet bei der Zurückkunft seine Geliebte im Kloster;
2) ein Ritter tödtet einen Drachen, und heirathet die Jungfrau, die von demselben hätte gefressen werden sollen;

3) zwei Ritter, am liebsten Brüder, streiten um die Geliebte und tödten sich;

4) Variationen der Lurleisage.

Oft ist es nur irgend eine örtliche Eitelkeit, welcher solche Geschichten ihren Ursprung verdanken. Nein! die Mahnungen deutscher Vorzeit am Rhein sind von ernsterer Art, und nicht an romanhafte Anekdoten, sondern an Traditionen, die den Geist der Geschichte athmen, hätte man sich halten sollen. Schon finden wir, daß einige Rheinländer, z. B. der jugendfrische Wolfgang Müller, diesen besseren Weg einschlagen. Freiligrath hat sein Versprechen nicht gehalten, eine Anzahl von Rheinsagen zu liefern; statt dessen hat er, der bisher als Gegner der politischen Lyrik von Herwegh, L. Wihl, Steinmann und Anderen Angefeindete, sich wie es scheint ganz und gar den Zeitfragen zugewendet. Gott gebe, daß es gut abläuft! Vielleicht gelingt es ihm, da seine poetische Stärke in der Charakteristik, in fester Schilderung beruht, der endlosen Rhetorik in politischen Liedern ein Ende zu machen. Sonst steht zu befürchten, daß wir zum zweiten Mal eine Sündfluth erleben, wie die in den dreißiger Jahren von Maltitz, Harro Harring, Ortlepp und Consorten veranstaltete.

Wer einen frischen Zug aus dem Borne der deutschen Heldensage thun will, nehme des trefflichen Simrock's Bücher zur Hand. Hier sieht man ächte Bilder der Urzeit; den jungen Königssohn, der nordwärts zieht um aus unbekannten Landen eine Braut zu holen; die Fürstentochter, die von der Thür ihrer Kemenate aus den Frembling neugierig betrachtet; die riesenhaften, aber guten und treuen Vasallen; erst den alten Haudegen Hildebrand, der

wie kein Anderer in Wappenschildern und in fremden Sitten erfahren ist; dann wieder den jüngeren Kämpfer, der die Länge der schlaflosen Nacht durch Sang und Klang verkürzt. Im feuchten Hintergrunde der Wälder liegen Drachen auf köstlichen Schätzen, von der Kraft eines rauhen Königsohns zum Kampfe gefordert; in seiner Werkstätte lauscht der listige Schmied, selbst aus Heldenblut entstammt, und sinnt Verderben gegen seine Feinde. Die Wald- und Bergluft unvordenklicher Zeit weht uns an; wir sehen auch wohl den Rhein, aber nicht wie er jetzt ist, sondern wie er im Anfang der Geschichte war;

Da jene Burgen, die nun alt
Und mit zerbröckelten Gesteinen
Dem Wandrer, der vorüber wallt,
Ein Bild vergangner Zeit erscheinen:

Als sie noch in der Berge Nacht,
Ein starker Kern, verschlossen lagen,
Und sich des breiten Stromes Pracht
Durch dunkle Wälder hingetragen.

Simrock's Buch fanden wir bisher in wenigen Händen, und dafür werden sehr häufig jene verderbten und geschmacklosen Romane gelesen, die Gustav Schwab als „schönste deutsche Sagen" für Jung und Alt herausgegeben hat. Leider sind dieselben weder schön noch deutsch, noch passend für Jung und Alt.

II.

Wir wollen versuchen, flüchtige Skizzen aus der literarischen Vorzeit des Rheins zu geben, und dabei an einige Städte anzuknüpfen. Für Literatur und Kritik wird so Vieles in Deutschland

gethan, die Forschung ist ungemein weit gediehen, und doch geht so wenig von diesen Kenntnissen in das gebildete Publikum über. Es fehlt in unseren Tagen an Schriftstellern, die, wie Engel, Garve, Mendelsohn, ihr Verdienst weniger durch eigene Forschung, als durch gefällige Darstellung des Bekannten erwarben. Vielleicht ist es nicht unrühmlich, in leichten Umrissen manches darzustellen, was noch Viele nicht wissen; wenn man nämlich im Voraus gesteht, daß man nicht den Gelehrten zu Danke schreiben will.

Wir beginnen mit Straßburg, der nicht mehr deutschen Stadt. Im Frembenbuche, das der Wärter auf der Platform des Münsters bewahrt, lasen wir die Verse:

Wohl sieht man hier die schöne Flur
Des Vaterland's von Ferne nur;
Doch, deutsche Flagge, doch erscheinst
Auf dieser Zinne du dereinst!

Wer jedoch auch nicht von der Zukunft so weit aussehende Hoffnungen hegt, wird wenigstens Eines dem Vaterlande nicht nehmen lassen, daß nämlich Straßburg mit seiner ganzen Vergangenheit uns angehört. Noch jetzt ist das Elsaß eine wahre Fundgrube für deutschen Volksgesang, und die beiden Stöber bemühen sich mit Recht, dieses Element aufrecht zu erhalten. Wir hörten bei Colmar im Munde von Bauern das liebliche Fragment eines alten Liebesliedes:

Bin gfahren gen Basel
Heraufer den Rhein;
Die Lieb kannst nicht einholn,
Laß Fahren doch sein!

Die Sternle am Himmel,
Die Tröpfle im Bach,
Erzähle meim Schätzle
Mein Weh und mein Ach!

Straßburg hat den größten deutschen Dichter des Mittelalters, den Meister Gottfried, entweder hervorgebracht oder doch lange Zeit in seinen Mauern beherbergt. Mögen Andere den Wolfram von Eschenbach hochpreisen, und seinem mystischen Tiefsinn durch die verworrenen Gänge seiner abentheuerlichen Erzählung folgen: wir erfreuen uns lieber an der zierlichen Klarheit, an dem frischen Reize des Gottfried. Viele mittelalterlichen Dichtungen sind gepriesen worden, theils von Unwissenden, theils von Enthusiasten; will nun der Laie sie lesen, so findet er darin alles, nur nicht was er sucht, poetischen Genuß. Nicht so in Gottfried's Tristan und Isolt; denn wer sich nicht die Mühe nehmen will, dieses Lied von der Allmacht der Leidenschaft im Altdeutschen, in Maßmann's schöner Ausgabe zu lesen, der nehme wenigstens die Uebersetzung von Hermann Kurtz zur Hand. Wage doch einmal, liebes Publikum, das Gefild ächter Poesie zu durchstreifen, nimm einen tüchtigen Anlauf; und du wirst sehen, daß es am Ende doch für Herz und Geist erquickender ist, ein deutsches Meisterwerk zu lesen, als einen französischen Monster-Roman, in welchem sich die Intrigue um ein paar wilde Bestien dreht, und in welchem du für's liebe Geld überrascht und erschüttert werden sollst. — H. Kurtz hat mit seiner Fortsetzung des Tristan, so viel Schönes sie auch enthält, einen Mißgriff begangen. Gottfried hat leider das Werk nicht vollendet; „uns ist ein Schaden groß geschehen," sagt ein Zeitge-

nosse mit Recht. Auch Immermann hat „Tristan und Isolde“ geschrieben, ein Gedicht voller Kraft und Saft, markig und lebensvoll, ohne Tiraden und breite Bettelsuppen. Noch hat es nicht die zweite Auflage erlebt, und man kann dreist behaupten, daß es in Deutschland nicht halb so viel gelesen wurde als Lamartine's Jocelyn oder Scott's Lady of the lake. Ihr Reichen stellt in euren Salons und Besuchzimmern ganze Tische voll Kupferwerke und Bücher zur Unterhaltung der Gäste auf. Gewiß ein löblicher Gebrauch; denn das Naschen ist auch in geistiger Hinsicht ein Genuß, und mancher Löwe hat den größten Theil seiner Bildung in den Zwischenräumen vor und nach dem Essen zusammengekramt. Wie kommt es nun, daß man unter diesen gepreßten Saffiandecken wohl französische Karrikaturen und englische keepsakes die Menge findet, aber fast nie ein deutsches Werk? Einer meiner Freunde, als Romandichter ausgezeichnet, war bei einer Millionärin zu Tische geladen. Diese wollte ihm Etwas recht Verbindliches sagen. Herr Doctor, hub sie an, schon seit drei Monaten gebe ich mir Mühe, Ihr Buch zu lesen; es ist aber rein unmöglich, es ist in der Leihbibliothek nie zu haben.

Wenn der Straßburger Münster ein poets corner hätte, wie die Westminster-Abtei in London, so müßte Gottfried die erste Stelle darin einnehmen. Auch unter den Dichtern der Reformationszeit ist das Elsaß trefflich repräsentirt durch Sebastian Brandt, den Verfasser des Narrenschiffs. Das war so recht ein Buch für den deutschen Mittelstand jener Zeit, die Gesinnung ernst, streng und tüchtig, die Satyre verständlich und derb. Brandt war persönlich ein Papist, gleichwohl war sein Werk eines von denen, welche die

Reformation vorbereiten halfen. Neben ihm könnte man auch den Prediger Johann Geiler aufstellen, der die Texte zu seinen Reden aus dem Narrenschiff nahm; so wie einen anderen Straßburger, den unruhigen und heftigen Thomas Murner.

Auch Meistersänger, oder wie sie selbst bescheiden sich nannten, Liebhaber des Meistergesangs, hatte Straßburg in Fülle, wie die meisten Städte am Rhein, in Franken und in Oesterreich. Der bürgerliche Gesang gedieh in den Ländern am besten, wo die besten Trauben wachsen. Doch hatte der Wein wenig Einfluß auf diese Sänger. Im Gegentheil ist der Gedanke rührend, wie die ehrbaren Handwerker nach mühsam beendigtem Tagewerk noch Stundenlang sinnend in der Stube verweilten, um eine neue Melodie zu erfinden, oder eine Strophe nach den Regeln ihrer Tabulatur zu feilen; wie sie von den Herbergen und Schenken, wo der ordinäre Arbeiter sein Paradies fand, entfernt blieben auch ohne Mäßigkeitsverein, weil ein höherer Gedanke sie verband. Als der Adel aufhörte die höhere geistige Menschheit zu repräsentiren, kam dieser Anspruch an den edlen deutschen Mittelstand. Was jedoch dieser lesen, verstehen und singen sollte, mußte faßlich für den Geist, erbaulich für das Herz, belehrend und moralisch sein. War früher die Aufgabe der Poesie, die adligen Herren froh zu machen und zu den Vergnügungen der Falkenjagd und des galanten Ritterdienstes einen neuen Lebensreiz zu fügen, so sollte sie jetzt ein tüchtiges, aber vom Schweiße der Arbeit triefendes Volk erheben und in Feierstunden erbauen. Uebrigens war es schwer, in das Wesen dieser Sängerzünfte Einsicht zu bekommen, und der Nürnberger Gelehrte Wagenseil vergleicht sie darum mit den

Zigeunern. Die braven Meister fürchteten jeden Forscher und meinten, man spionire sie nur aus, um sie hinterher zu verspotten.

Die Meistersänger rühmten gern den vornehmen Ursprung des Gesangs und der Poesie. Sie legten Werth darauf, daß König David gesungen und die Prinzessin Herodias getanzt habe. Doch ist dies Aufsuchen bliblischer Autorität eine allgemeine Richtung jener frommen Zeit. So rühmten die Wagner, daß der Prophet Elias in einem Wagen gen Himmel gefahren sei; die Zimmerleute verehrten Vater Noah, den Baumeister der Arche; ja die Schneider rühmten Gott den Vater als ihren Ahnherrn, da er dem Adam und der Eva Kleider machte. Im Gebiete der Beschaulichkeit und Reflexion zeichneten sich die Weber und die Schuhmacher aus, und noch Goethe macht die Bemerkung, wie viel gesunde Lebensphilosophie man gerade in diesem Handwerke finde. Ja, als er die Sage vom ewigen Juden in einem Epos zu behandeln unternahm, wollte er den Ahasver als einen Schuster darstellen. Bekanntlich ist auch Johann der Seifensieder ursprünglich ein Schuhflicker; aber Hagedorn, der das Wort savetier falsch verstand, machte ein anderes Gewerbe daraus, zu großem Nachtheile der Fabel.

Wir sprechen bei Gelegenheit des Mainzer Poeten Frauenlob nochmals von dem Meistergesang.

Wenn wir nun gar an die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zurückdenken, an die Sturm- und Drangperiode, an die Geschichte des deutschen Volksliedes, welche Erinnerungen bietet uns dann Straßburg!

Am Münsterthurm, dem grauen,
Da sieht man groß und klein
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Wenn ein Deutscher die Platform besteigt, möge er nicht versäumen, aus dem Gewirre von Namen sich die interessantesten von einem kundigen Führer nachweisen zu lassen. Die Welt hat kaum einen zweiten Ort, wo auf bekränztem Raume schon so viele Menschen sich des Lebens freuten und in der tiefsten Seele sich angeregt fühlten. Neben dir strebt in leichtem Schwunge der Thurm empor, bis an die höchste Spitze vom freien Luftzuge durchweht; in die Weite dehnt sich das gesegnete Elsaß, und über den Rhein hin schweift der Blick nach dem Vaterlande.

Das große Uhrwerk im Thurme, so merkwürdig es sein soll, laß in Gottes Namen unbesehen, und suche dafür die werthen deutschen Dichternamen. Die meisten sind wohl von der Hand eines Steinmetzen gehauen; viele jedoch auch von den Besuchenden selbst eingegraben. Wie sich's gebührt, zeigt der Cicerone vor Allen Goethe's Namen, noch aus seiner Studentenzeit. Auf diesen steinernen Sitzen weilte er oft Stundenlang mit seinem Freund Lerse, der unter all seinen Jugendgenossen der vertrauteste war. Hier gingen seinem innern Auge die Geheimnisse der gothischen Baukunst auf, und Meister Uhland kündet mit Recht, daß das steinerne Laubwerk vor ihm zu leben begann. Den Baumeister des Münsters, Erwin von Steinbach, verehrte Goethe wie einen Heiligen, und widmete seinem Andenken eine Schrift voll mystischer Salbung, worin er nachwies, daß die altdeutschen Spitzformen, die Rosen,

Schnörkel und das gemeißelte Laubwerk nicht minder in den Gesetzen der Natur und der Schönheit begründet seien, als die Säulen und flachen Dächer der Griechen. Der Münster hängt ebenso mit Götz von Berlichingen zusammen, wie die italiänischen Tempel und Gebäude, die Goethe als gereifter Mann erblickte, mit Iphigenie und Tasso. Bevor der Jüngling Goethe nach Straßburg kam, hatte er in Frankfurt eine Zeit krankhafter Aufregung überstanden. In seinem Umgange mit Fräulein von Klettenberg, der „schönen Seele" aus Meisters Lehrjahren, lag eine mystische Weihe. In Frankfurt existirt noch die Bibel, worin die edle Freundin des jungen Heiden zu lesen pflegte, und in welche sie die Worte schrieb:

> Der, den hier mein Geist erblickt,
> Den ich jetzo noch nicht sehe,
> Hat aus der gestirnten Höhe
> Mir die Zeilen zugeschickt.

Das Studium kabbalistischer Schriften, die magischen Experimente, zu denen die Stiftsdame ihn anregte, war für den Faust nicht unwichtig, und er nahm bei seinem Auszug nach Straßburg unklare Sympathieen mit, die sich erst bei Anblick des Münsters in ein künstlerisches Interesse auflös'ten. Der Streit zwischen deutscher und französischer Bildung im Elsaß war für Goethe von großem Einfluß. Wie man ihm in Leipzig den sächsischen Dialekt statt seiner derben und bilderreichen Frankfurter Sprache hatte aufdringen wollen, so sollte er jetzt, seiner Natur zuwider, das französische Wesen annehmen. Anfangs versuchte er's auch, und trug nicht nur eine modische Perücke, sondern wollte auch in Styl

und Bildung der ausländischen Sitte sich nähern. Aber der altkluge und vornehme Ton der damaligen Pariser Literatur paßte ebenso wenig für seine überquellende Seele, wie die fremde Haartour für sein jugendliches Lockenhaupt. Daher zog er sich bald aus Trotz nur desto eigensinniger in das deutsche Gefühlsleben zurück. Seine Gesellschaft ließ nur Gefühl, Herz und brave Gesinnung gelten; die äußere Form wurde verachtet; Natur! war das Feldgeschrei. Wäre Goethe von härterem Stoff gewesen, hätte er Schiller's entschlossene Seele gehabt, dieser Ton hätte bis an das Ende seines Nestor-Lebens nachklingen müssen. Wenn die Jünglinge, Goethe, Lenz, Meier und Andere den Shakspeare zu ihrer Bibel machten, so hatte der große Dichter diesen Cultus nicht etwa seiner tiefen Weisheit, seiner untrüglichen Menschenkenntniß, seiner geistigen Superiorität zu verdanken: sondern der Unregelmäßigkeit seiner Technik, dem Wechsel der Dekoration, der wunderbaren Mischung des Komischen mit dem Ernsten. Man war entzückt, daß im Wintermährchen die Scene bald in Sicilien, bald am böhmischen Meer spielt, daß König Lear bei Apollo schwört und der Narr ihn mit der Pritsche klopft. In demselben Sinne wurde die Einfalt und naive Derbheit des Hans Sachs in unbestimmtem Enthusiasmus gepriesen. Der Nürnberger Schuster, der sich selbst bezeichnet als

einen ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann,

war so recht ein Idol für die Straßburger Gesellen. Wie nun die unmittelbare Empfindung über alles hochgestellt werden sollte, so wurde jede Bestrebung, das Begeisterte mit einer prüfenden

Kritik zu prüfen, aufs Uebermüthigste verhöhnt. „Schlagt ihn todt den Hund! 's ist ein Recensent!“ Nicht minder deutlich beschränkt Bürger die Befugniß des Kritikers dahin, dem Kunstgenie seine Gesetze abzulauschen, nicht aber das Werk der Inspiration einer vorgefaßten Regel zu unterwerfen.

Der Regler zeichne meinen Flug
Wie eine Tanztour in sein Buch;
Nur lehr' er keinen Genius,
Wie er die Flügel schlagen muß!

In allen diesen Bestrebungen, wodurch man das Naturwüchsige der besonnenen Cultur entgegenstellte, wurde Goethe besonders durch einen gemüthlichen Elsasser, den frommen Jung-Stilling, bestärkt. Freilich mochte es bei diesem die Folge einer beschränkten Bildung sein, wenn er jede Arbeit des Gedankens geringschätzte gegen die Innerlichkeit eines erregbaren Gemüths. Er war bis in sein höheres Jünglingsalter Schneider gewesen, später wurde er Hauslehrer, und endlich ein berühmter Augenarzt. Aus der ersten Profession könnte man seine Niedergeschlagenheit und seinen pietistischen Hang herleiten. Sein redliches Streben und die rastlose Mühe, womit er sich aus einer verkümmerten Cultur emporarbeitete, empfahlen ihn allgemein. Es war hart von Goethe, daß er gerade gegen diesen Jugendfreund das heftige Wort schleuderte:

„Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.“

Freilich wurde oft genug in der Literatur wie im Leben Dasjenige Gemüthlichkeit genannt, was man eigentlich hätte Denkfaulheit nennen sollen.

Wenn von Goethe's Aufenthalt in Straßburg gesprochen wird, so erwartet man gewöhnlich eine Beleuchtung der Friederiken-Frage. Es gehört zu den Segnungen des Friedens, daß wir über die Tochter des Pfarrers Brion wahrhaft kritische Forschungen anstellten. Noch vor zwei Jahren unterhielten Ludwig Braunfels und Dr. Clemens das Publicum des Frankfurter Museums mit Controversen über diesen Gegenstand. Professor Näke, Freimund Pfeiffer, die Flüchtlinge Freieisen und Georg Büchner bereicherten die Friederikenkunde, und als Seitenstück hierzu bestand eine besondere Lilliliteratur. Wahrlich, wenn die politische Poesie gar nichts Positives geleistet hätte, so müßte man ihr Dank wissen für Dasjenige, was sie antiquirt und vernichtet hat. Gottlob, die Zeit ist vorüber, wo das Brusttuch einer goethischen Geliebten eine werthvollere Reliquie war, als die zerrissene Fahne einer Völkerschlacht. Was an dem ganzen Verhältnisse von Sesenheim wichtig sein kann, das hat Goethe selbst mit großartiger Offenheit der Nation vorgelegt. Viele wußten im Leben einen solchen Schritt zu begehen, aber Wenige ihn so zu bereuen, wie der Dichter des Weislingen und Clavigo.

Wichtiger ist für uns der Zusammenhang, den Goethe im Elsaß mit den politischen und patriotischen Bewegungen der deutschen Jugend hatte. Das revolutionäre Element, das in allen Geistern des Jahrhunderts mächtig gährte, war tief mit jenem Naturcultus der Straßburger und Göttinger Kraftgenies verwachsen. Die vielen Idyllen und Dorfgedichte jener Zeit hatten keineswegs ihren Ursprung in der kindlichen Unschuld der Verfasser. Im Norden besangen Voß und Stollberg die künftigen Freiheitsschlachten und sahen schon im Geiste

der Tyrannenrosse Blut,
der Tyrannenknechte Blut,
der Tyrannen Blut!

In Goethe's Kreise herrschte die unbedingteste Hingebung für Rousseau's Theorieen, und er selbst war viel wilder, als seine spätere Biographie ahnen läßt. Die erste Ausgabe des Götz von Berlichingen erschien mit dem Motto: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Staub getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig." Später blieb dasselbe weg.

Die Straßburger haben Grund genug, zwei literarische Jubelfeste, die uns der August 1844 bringt, mitzufeiern. Zuerst die Einweihung von Goethe's Denkmal in Frankfurt. Diese Feier ist nicht ganz passend in die Stimmung des Tages, wo die Demagogen unseren Dichter aus der Curie, die Frommen ihn aus der Kirche hinauswerfen wollen. Wer jedoch wahrhaft die Freiheit und das Vaterland liebt, hat keinen Grund mit Goethe zu rechten, der seinen Standpunkt ganz außerhalb des Staates nahm, sondern mit den Mächtigen, die seinen poetischen Quietismus in die Politik einführen wollen. Hat er nicht für Preßfreiheit gekämpft, so hat er uns auf andern Gebieten entfesselt, und ist **Praeceptor Germaniae** geworden, wie man Luther einst nannte. Nicht minder sollte Jeder, dem seine Religion und sein Christenthum am Herzen liegt, weit zufriedener mit einem Goethe und einem Winkelmann sein, die sich direct für Heiden erklärten, als mit Anderen, die ihre Zweifelsucht und ihre unklaren Sympathieen in das Gebiet des Glaubens hineinschmuggeln. Winkelmann nahm in Rom aus Bequemlichkeit eine andere Confession an, mit dem Gleichmuth, als ob es

sich um einen neuen Rock handelte. Unsere Prinzen und Prinzessinnen thun aus politischen Rücksichten dasselbe, ohne deßhalb die Welt mit einer Winkelmann'schen Kunstgeschichte zu beschenken. Er heuchelte keine Inspiration, er ließ Jeden gewähren; lasset ihm dasselbe Recht!

Allgemein wird Goethe als der Glücklichste der Menschen gepriesen. Karl Beck dichtet:

> Knechtisch war das Glück ihm unterthan,
> Und ebnete vor ihm die glatte Bahn!

Uns scheint hierbei allzusehr das Bild des behaglichen Greises vorzuschweben. In Goethe's Leben finden wir ganze Perioden zerstört von körperlicher Krankheit und quälender geistiger Aufregung. Nicht immer gelang es ihm, die Schmerzen der Leidenschaft durch eine künstlerische That zu unterdrücken. Hat ihn doch noch als bejahrten Mann eine heftige Neigung, die unerwiedert blieb, so tief ergriffen, daß er dem Schatten seines Werther nachrief:

> Zum Leben ich, zum Tode du erkoren;
> Du gingst voran, und hast nicht viel verloren.

Oft stockte seine Production, oft zitterte er für den gewonnenen Ruhm und mußte fürchten, was er mühevoll geleistet hatte, durch jüngere, heftige Kräfte zerstört zu sehen. Mit Recht preis't er Schillern glücklich, daß dieser in der Fülle seiner Kraft, wie Achilles, heimging, und uns nun als ein ewig Strebender gegenwärtig bleibt. Goethe dagegen wird unserer Phantasie fast nur als der beschauliche Bramine, als der weimarische Farbenkünstler und Curiositätensammler gegenwärtig bleiben.

Das zweite Jubelfest, das die Straßburger mitfeiern dürfen, ist Herder's hundertster Geburtstag; da ja Herder mehr als jeder andere Deutsche ein Weltbürger genannt werden kann. Beim persönlichen Umgang in Straßburg war Goethe gedrückt durch des älteren Freundes unbedingte Autorität und seine unerbittliche Herbheit. Dagegen fand Herder in dem damaligen Studiosus juris einen guten Jungen, nur etwas leicht und spatzenmäßig.

Auch Herder's Name finden wir auf dem Münster. Ferner stehen in einem Quadrat fast alle Diejenigen zusammen, die in der Sturm- und Drangperiode Genossen waren, und später so verschiedene Bahnen verfolgten. Zuerst schrieben sich an die Comites de Stollberg, die schon in jener Zeit auf den Höhen der Welt ihr Grafenthum nicht vergaßen; sodann Lenz, Wagner und Schlosser. Auch das Genie Kaufmann ließ hier eine Spur seines Daseins zurück; ein hochgewachsener, bärtiger Renommist, den Lavater in seiner Physiognomik unmittelbar neben Christus stellen wollte. Jetzt weiß man wenig mehr von ihm, als daß er in Persien gereist war, einen Knotenstock trug und sich von Kräutern ernährte. Lavater selbst schließt sich an, auch Passavant aus Frankfurt.

Ein zweites „Stück Literaturgeschichte" bilden diejenigen Namen, die mit der Romantik in Verbindung stehen. Görres steht eingeschrieben, sodann Ohlenschläger, der neueste Ritter des Ordens pour le mérite. Ferner sehen wir Vater Klopstock's Namen; „Schiller" ist wahrscheinlich unächt. Etwas höher steht in ziemlich großen Zügen „Voltaire" eingehauen; aber der Blitz, der vor einiger Zeit in den Thurm einschlug, fuhr mitten durch die Buchstaben. „Wahrlich, so ist's. Es ist wirklich so. Man hat mir's berichtet."

III.

Karlsruhe und Mannheim sind zu jung, um wie Straßburg von der Poesie der Vorzeit erzählen zu können. Das Denkmal Hebel's, welches den Schloßgarten der Fächer- oder Strahlenstadt ziert, macht einen angenehmen Eindruck. Noch mehr aber umschwebt dich der Geist des gemüthlichen Mannes, wenn du rheinaufwärts wandelst und dich unter die Dorfbewohner mischest. Lerne die nachdenklichen und frommen Oberländer, die wohlgebauten und etwas schalkhaften Pfälzer kennen, so wirst du sehen, wie sehr Hebel's Dichtung aus dem Boden gewachsen ist. Kein deutscher Poet kannte so durch und durch seine Sphäre; jede Anmuthung, in ein anderes Gebiet sich zu versteigen, lehnte er bescheiden ab. Schopfheim und Kandern, der Feldberg und die Wiese sind durch seine allemannischen Lieder verewigt. Wolfganz Menzel nennt sie „die unausstehlichste, komödienhafteste Ländlichkeits-Koketterie.“ Das sagte Menzel in einer Zeit, wo er nur für Heine, Börne und Saphir Sinn hatte. Eher könnte man gegen den „rheinischen Hausfreund“ von Hebel Einwendungen machen, in welchem allerdings die Popularität oft zum Handwerk herabsinkt. Gemeine Prügelscenen, triviale Späße und Beschönigung mancher Rohheiten kommen allzuoft darin vor. Indessen scheint der Verfasser selbst dies gefühlt zu haben; wenigstens sammelte er nur das Beste in dem Buche „Schatzkästlein,“ welches seinen Namen verdient. Johann Heinrich Voß bot dem edlen Markgrafen von Baden, der sich für das Landvolk sehr interessirte, seine poetischen Dienste an. Wie es ehemals Hofpoeten gab, in London noch heutzutage einen

officiellen poet laureate, so wollte er das Amt eines Landpoeten verrichten, die Arbeit des Bauern durch seine Dichtung erheitern, seine Freude erheben, und auf diese Art sittliche Genüsse verbreiten. Das Land Baden nahm dieses Annerbieten nicht an, und als Voß späterhin nach Heidelberg kam, war die Luisenzeit längst vorüber, und der Kampf gegen Perücken und Kutten ließ ihm für Idyllen keine Muße. Aber an Hebel hat das Ländchen reichen Ersatz.

Wie auf Theokritos Flöte der heilige Born Arethusa,
    Horchet die Wies' und der Rhein, lieblicher Sänger, auf dich.
Denn du hast die Natur in ihren Tiefen belauschet,
    Und das melodische Wort gab dir die Nymphe des Quells.
Und durch die Innigkeit, mit der du das Todte beseelet,
    Schwingt dein Gemüth sich hoch über den Griechen empor.

Freiligrath hätte in dem prächtigen Gedichte, worin er Deutschlands Idyllendichter besang, zu Jung-Stilling, Brentano, Pestalozzi und Immermann auch noch Hebel hinzufügen können.

Hebel's Standbild im Schloßgarten kann als Symbol derjenigen Literatur gelten, die man in neuerer Zeit von Karlsruhe aus angeregt hat. Während nämlich früher diese Stadt bloß durch den Nachdruck deutscher Classiker mit badischen Privilegien bekannt war, und von Goethe wegen ihrer „Macklotur" verspottet wurde, geht jetzt von hier das Streben aus, eine populäre Literatur für den deutschen Bürger und Bauer zu begründen. Ist es die heimische Natur des oberrheinischen Landes und Volkes, was den Schriftstellern so Lust macht, sich unter dasselbe zu mischen? Regt sie vielleicht die Nähe des französischen Erbfeindes an, auf ihrer nationalen Hut zu sein? Oder ist die industrielle und parlamentarische Regsamkeit des Großherzogthums Schuld daran? Jeden-

falls heißen wir diese Richtung willkommen, wenn es auch eine Zeitlang aussah, als wollte man eine Runkelrüben- und Zollvereinspoesie an die Stelle der bisherigen deutschen Lyrik setzen. Wenn man nur in unserem Vaterlande nicht jedes junge Reis dem Baume der Dichtung aufpfropfen wollte! England hat sich den Welthandel erkämpft, ohne daß dabei ein einziges Gedicht gemacht worden wäre.

In Karlsruhe hat zuerst die Oberdeutsche Zeitung versucht, den deutschen Idealisten gegenüber einen festen Boden zu gewinnen. Täglich wurde das industrielle Thema abgedroschen und der Redacteur wurde dabei immer langweiliger und hochmüthiger, bis kein Mensch mehr die Zeitung las. Herwegh sagt ganz recht:

> Zwar der Deutsche ist geduldig;
> Aber alle Tage Rüben —
> Nein, da wär' der ärmste Teufel
> Länger nicht zu Gast geblieben.

Gegenwärtig erscheint in Karlsruhe die „allgemeine deutsche Bürgerbibliothek," herausgegeben von Andree und Lewald. Andree ist ein Patriot im besten Sinne des Wortes, und ein Volksmann durch Natur, Beruf und Gesinnung. Etwas mehr mag befremden, daß der elegante Lewald sich nicht scheut, mit seinen Glacé-Handschuhen die harte Hand des Gewerbmannes und Bauern zu drücken. Indessen, auch unter einer Atlasweste kann ein wackeres volksthümliches Herz schlagen.

Sodann erschien in Karlsruhe W. Honek's löblicher Volkskalender, der nur etwas gar zu hausbacken ist, und zu wenig von jener Ironie und schalkhaften Sinnigkeit hat, wodurch noch jeder große Volksschriftensteller sich auszeichnete. Solche Bücher müssen

einem wirklichen Landbedürfniß, nicht aber einer vorgefaßten Literaten-Idee entsprechen.

Das schönste literarische Produkt der volksthümlichen Richtung bleiben Berthold Auerbach's Dorfgeschichten, großentheils in Karlsruhe geschrieben. Der Dichter kannte seinen Gegenstand, er ist selbst als Knabe im Dorfe Nordstätten mit den Bauernjungen bekannt gewesen. Aus Pietät fügte er um seine lieblichen Dichtungen, gleichsam als Rahmen, die Oertlichkeit seines heimathlichen Dorfes, was die Nordstätter Bauern, die das berühmte Buch ihres Landsmannes kennen lernten, sehr geärgert haben soll; sie meinen, es sei alles „erfunden und erlogen." In den Dorfgeschichten ist die Idylle nicht schal und müßig, sie enthüllt uns das innerste Leben eines edlen Volksstammes, sie überrascht uns moderne Menschen mit dem Dasein einer Bildung, die in heimischer Vorzeit wurzelt; aber wie ferne Donner dröhnen doch die Zeitbewegungen in die stille Scene hinein. Wenn ich dagegen jetzt in den Zeitungen lese, daß Auerbach einen „Gevattersmann" schreibt, so möchte ich ihm selbst zurufen: Gevattersmann, halte bei Zeiten ein!

Noch vor Auerbach hat der geistvolle Journalist A. Weill Bilder aus dem Dorfleben geschrieben, und so den populären Ton in der Novellistik zuerst angegeben. Alles ist bei ihm frischer, lebhafter und leidenschaftlicher, als in den „Schwarzwälder Dorfgeschichten," die etwas an Monotonie leiden. A. Weill kennt ebenfalls die Sphäre, die er schildert, ganz und gar; ihm fehlt nicht die geniale Auffassung, wohl aber die gleichmäßige Haltung, die bei einem solchen Stoffe wohlthätig einwirkt.

In Mannheim gedenken wir zuerst des dortigen Theaters und des

Einflusses, den es im vorigen Jahrhundert gewann. Hätten Iffland und Beil nicht in Mannheim gedichtet und gespielt, so wäre Schiller vielleicht ganz vom Drama abgelenkt worden, und hätte mehr einem abentheuerlichen Thatendurst nachgegeben. In unseren Tagen gibt man sich viele Mühe, durch allerlei kritische Constructionen das Theater mit den Tendenzen der Zeit in Verbindung zu bringen. Im vorigen Jahrhundert war die deutsche Bühne eine treue Bundesgenossin der Nation, ihrer politischen Wünsche und Hoffnungen, ohne daß die Dichter so speciell darauf ausgingen. Was sind die Ingredienzien, wodurch unsere Poeten ihre Stücke würzen und zu politischem Gehalt erheben wollen? Meist versucht man es mit gelegentlichen Anspielungen, mit epigrammatischen Ausfällen; das Publikum merkt die Absicht und wird verstimmt. Wie ganz anders die Heroen des vorigen Jahrhunderts! Nathan und Posa waren die Apostel der Humanität und Philosophie, die mit Männerstolz vor Königsthronen das neue Evangelium verkündigen sollten. Die ersten Jugendstücke Schiller's, vor allen Kabale und Liebe, sind rein politische Stücke, Egmont und Götz nicht minder. Selbst in die Oper ging der Zeitgeist viel bedeutsamer über, als das heutzutage der Fall ist. Wer Mozart's Zauberflöte einzig von der musikalischen Seite betrachtet, begreift nur halb den Einfluß, den dieses reizende Tonwerk auf die damalige Generation machte. Die Theorieen des Kaisers Joseph blühten noch, als Schikaneder und sein Freund ihren Sarastro ersannen, der nicht minder als Posa eine Tendenz jener Zeit ausdrückt. Nicht positive Religion, sondern Menschenbeglückung war einige Jahrzehnte hindurch das Losungswort. In geheimen Bündnissen wurde auf mysteriöse Weise

der Geist allgemeiner Humanität gehegt, und wenn damals der Pabst die Freimaurerei ächtete, so hatte er nicht so Unrecht, wie diejenigen Herren, die heutzutage aus derselben eine Propaganda der Heuchelei und des Pietismus machen wollen. Unter den Zweigen des Drama's diente jedoch am entschiedensten die von Diderot und Lessing eingeführte bürgerliche Tragödie einem politischen Zweck, dem Ankampfe der niederen Stände gegen die höheren. Es ist kein Zufall, wenn Iffland und seine Genossen dem Bürgersmann die Redlichkeit, die Tugend und Treue zueigneten, ihre Bösewichter aber meist als Präsidenten, Minister oder höhere Geistliche erscheinen ließen. Wir finden diese Stücke thränenreich, ahnen aber kaum mehr, was in ihnen schlummerte. Wir lesen in der Schule des herrlichen Hölty schönstes Lied: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit;" aber die pädogogische Rücksicht nöthigt uns, jene Verse auszulassen, worin die **little tyrants of the fields** verflucht werden;

> Der Junker, der bei Spiel und Ball
> Der Wittwen Habe fraß;
> Der Amtmann, der die Bauern schund
> Und schlemmt', und Hirsche schoß;
> Der Pfarrer, der auf's Tanzen schalt
> Und Filz und Wuchrer war.

Wenn nun sanfte Lyriker, wenn rein praktische Dramatiker, die nur für den Hausbedarf der Bühne sorgten, doch den Druck der Zeit empfanden: wie hätte der junge Löwe Schiller im Zwang der würtembergischen Militärschule denselben ertragen sollen? Damals herrschten in den süddeutschen Staaten jene kleinen **Louis' XIV**, die dem großen französischen Despoten in Allem, was

er Schlechtes hatte, nachzuahmen suchte; jene Markgrafen und Herzoge, deren Andenken uns überschleicht, wenn wir die Gärten von Schwetzingen oder die Exerzierhäuser des vorigen Jahrhunderts sehen; die in glänzendem Soldatenspiel und verderblichen Jagdpartiheen das Mark des Landes verschwendeten; die ihre Unterthanen an die Engländer verkauften, um ihren Maitressen Geschenke zu machen. Am dumpfsten war die geistige Atmosphäre in Schwaben, aber auch hier am stärksten der Gegendruck. Auf den Kanzeln sah man Prediger, die Wieland's Agathon in Stücke rissen, und in der Pfalz waren Gellert's Schriften, als irreligiös, verboten. Aeußerte doch ein schwäbischer Politiker, es sei besser, wenn das Land unter einem frommen Minister zu Grunde gehe, als wenn es blühe unter einem Atheisten. Unter militärischer Schulmeisterei seufzend, blickte der feurige Jüngling Schiller sehnsüchtig nach den blauen Bergen. Auch zum Gefängniß Hohenasberg stieg er empor. An seinem Busen lag und weinte heftig der Volksdichter Schubart, selbst ein Opfer jener kleinen Tyrannen,

> Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
> Der jede Schandthat niederschreibt,
> Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
> Und Jagdlärm übertäubt.

Unter dem Ofen seines Kerkers liegend, diktirte Schubart, dem das Schreiben verboten war, durch die Ritze in der Wand einem Mitgefangenen seine Biographie, die wir noch besitzen.

Schon als Knabe war Schiller von jener pathetischen Römertugend beseelt, die später Roland und Camille Desmoulins von den Pariser Tribünen herunterdonnerten. Charaktere wie Brutus

und Cato, die Goethen wegen ihrer rücksichtslosen Thatkraft verhaßt und unheimlich waren, wählte er zu seinen Lieblingen; er dachte wohl eher für Deutschland ein Rousseau, als ein Racine zu werden. Schiller hatte mehr Glück als Goethe in der Freundschaft, im tüchtigen Umgang mit guten Jungen. Dagegen hatten seine ersten Liebesverhältnisse etwas Kümmerliches und Dürftiges, mag nun unter jener vielbesungenen Laura die Stuttgardter Hauptmannswittwe, oder die schöne Mannheimerin Margarethe Schwan zu verstehen sein. Die damalige Blüthe des Mannheimer Theaters ist heutzutage noch aus den Resten vortrefflicher Dekorationen ersichtlich. Hätte Schiller's zweideutiger Gönner, der Herr von Dalberg, doch einen Theil der Summen, die er für Leinwand und Farben ausgab, zum Besten des Dichters verwendet! Schiller's neuere Biographen haben sehr wohl gethan, dem feigen Hofschranzen, der in dem genialen Jüngling nur ein Werkzeug seines dramatischen Dilettantismus sah, den unverdienten Ruhm eines Protectors zu entreißen. Ein Schriftsteller jener Zeit sagt: Genieße Morgens die Versprechungen eines Ministers, Mittags die Weisheit eines Professors und Abends die Wohlthaten eines deutschen Mäcenaten, so kannst du hungrig zu Bette gehen. Das letztere hat Schiller erfahren. Die Umgebungen von Mannheim sind noch Zeugen seines Elendes, und in dem Gränzflecken Oggersheim betrachteten wir oft mit Wehmuth das Wirthshäuschen, wo Schiller, beständig durch die Zanksucht seines rohen Philisters gestört, über „Luise Millerin" nachsann. Der verständige Kaufmann Derain war der einzige, der ihn in der trüben Einsamkeit tröstete. Vor seinem Hause dürften die Oggersheimer eine kleine

Denktafel aufstellen, wie auf dem Pfarreisen in Frankfurt am Hause des Herrn Rosenlecher, wo Luther einst übernachtete, eine Inschrift diese Spur des Heroen bezeichnet. Aber in Baiern ist man klüger; die Oggersheimer bauen jetzt ein Franziskanerkloster, und das bringt jedenfalls dem Orte mehr Geld ein.

Wenn Schiller's Aufenthalt in Mannheim besprochen wird, denket man gewöhnlich jener Scene, wie er seinen Fiesko vorlas und ein Zuhörer nach dem anderen vor Langeweile das Zimmer verließ. Es erscheint denn doch etwas problematisch, daß der Verfasser sein eigenes Werk so abscheulich recitirt haben soll. Könnte nicht dieser Verdammungsspruch ein wenig im Vorurtheil der anwesenden Schauspieler begründet gewesen sein? Was die letzteren „kunstmäßigen Vortrag" nennen, mag freilich Schiller nicht besessen haben; auch wurden sie wohl durch die schwäbische Aussprache und das schreiende Pathos abgestoßen. Im übrigen hören wir ein poetisches Werk, namentlich ein metrisches, lieber aus dem Munde eines gebildeten Laien, als aus dem eines Coulissenhelden. Seydelmann, von jedem Kunstfreunde mit Recht hoch verehrt, las „des Sängers Fluch," ein Paradestück moderner Declamatoren, so breit und prätentiös, daß man hätte glauben sollen, er verstehe dasselbe gar nicht. Forcirtes Verschlingen der Endreime, Vernichtung des Versmaßes, die Affectation der sogenannten Kunstpausen — das heißt bei ihnen schulgerechte Recitation. Ein bekannter Gelehrter war in Weimar zugegen, als Schiller eine Lebensgeschichte des heiligen Bernhard vorlas, und versichert, daß es sich vortrefflich angehört habe.

Durch die ausführlichen Werke, die wir in neuerer Zeit über Schiller erhalten haben, ist die Umgebung von Mannheim klassi-

scher Boden geworden. Zuerst verdient der brave Musiker Andreas Streicher genannt zu werden, der unter dem Namen eines Dr. Wolf den großen Dichter auf seiner Flucht begleitete und den letzten Pfennig mit ihm theilte. Als der Biedermann sich von seinem erhabenen Freunde trennte, gaben sich Beide das Gelöbniß, einander keinen Brief zu schreiben, bis Schiller Minister und Streicher Kapellmeister geworden sei. Wenn auch beides nicht zu Stande kam, so haben doch Beide in ihren Bestrebungen das höchste Ziel erreicht; der eine wurde Deutschlands erster Tragiker, der andere Europa's größter Klavierfabrikant. — Hier ist auch die Stelle, einem kürzlich verstorbenen verdienstvollen Rheinländer ein Todtenopfer zu weihen. Karl Hoffmeister, geboren in Rheinbaiern, später Gymnasiallehrer in Köln, hat in seiner großen Arbeit über Schiller die Nation mit einem wahrhaften Werke der Liebe beschenkt. Fleiß und Treue, Verstand und Mäßigung zeichnen ihn aus. Von Natur nüchtern und streng, hat er sich doch diejenige Freiheit des Geistes bewahrt, die zur Würdigung eines Genies in seinen noch so excentrischen Ausschweifungen unentbehrlich ist. Weder Franzosen, noch Britten haben einen ihrer großen Dichter so zu erfassen und zu beleuchten gewußt. Wie kleinlich sind im Vergleiche zu Hoffmeister die englischen Commentarien über Shakspeare! Mit welcher empörenden Anmaßung und dürren Subtilität durfte ein Laharpe in seinen Examens critiques gegen Corneille und Racine verfahren! Bei Hoffmeister zeigt sich glänzend der Vorzug des historischen Verfahrens vor abstracter Aesthetik, welche für die Erkenntniß der poetischen Individualität ohne Früchte bleibt. Könnten wir doch ein Gleiches von Gustav Schwab's „Leben Schiller's“ sagen! Aber wir können nur bedauern, daß ein so wackerer Dichter und treff-

licher Erzähler hier einen Ton anschlug, der sehr gut für ein würtembergisches Gelehrtenlexikon passen mag, aber bei Schiller gar nicht am Ort ist. Schwab beginnt seine Geschichte des großen Dichters mit einem Geschlechtsregister: „Kaspar zeugte den Johannes, Johannes erzeugte den Ulrich, Ulrich erzeugte den Jakob." Das können wir noch dem heimischen Patriotismus zu gute halten, und im Uebrigen gestehen, daß ganze Parthien der Erzählung in ihrer Einfachheit höchst anziehend sind. Leider aber sind diese unterbrochen durch mesquine Ausfälle und partheiliche Prätentionen. Wenn Schiller an einem Steine stolpert und ruft aus: „ach Gott!" so folgert Schwab daraus, er sei Monotheist gewesen. Das Ehrenbild des Helden soll höchst unwürdiger Weise als Popanz gegen die losen Vögel gebraucht werden, die dem Heine oder dem Strauß nachpfeifen, und so das schwäbische Dichtergärtchen molestiren. — Gegenwärtig gibt der tüchtige Literaturkenner und Publicist Karl Grün ein größeres Werk über Schiller heraus, von welchem Bedeutendes zu erwarten ist. Grün hat, wie Schiller, „das freundliche Mannheim, das schön und heiter gebaut ist" (so heißt es in Hermann und Dorothea), als Flüchtling verlassen müssen. Nach Schiller's und Iffland's Aufenthalt erlangte die Stadt keine literarische Bedeutung. Einem Handwerksburschenliede zufolge hat es vier Wahrzeichen:

eine Glock' ohne Zung',
einen Brunnen ohne Sprung,
einen Thurm ohne Spitz',
einen Schulzen ohne Witz.

Inwiefern solches begründet ist, kann ich nicht entscheiden.

In Mannheim stand im Jahre 1835 Karl Gutzkow vor Gericht, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit und Irreligiosität zu vertheidigen; hier erschienen die Wally und Laube's Charakteristiken. **Nonum prematur in annum** — neun Jahre sind seit jenem Skandal vergangen, und wir können den damaligen Lärm sehr kühl beurtheilen. Dem „Tirailleurgefecht" des jungen Deutschlands ist das schwerere Geschütz der deutschen Jahrbücher gefolgt und hat andere Gegner als Wolfgang Menzel nöthig gemacht. Der ernste Principienkampf von heute ist hoffentlich fruchtbarer, als die Dispute des vorigen Jahrzehends. Mit einer Art von Widerwillen denken wir an jenen Kampf zurück, der weder in seinen Gegenständen, noch in seiner Entwickelung bedeutend war. Gleichwohl hat er in vielen jugendlichen Gemüthern mächtig gewirkt. Die an Charakter so verschiedenen Schriftsteller, die man damals zusammenhetzte, sind nun reife Männer geworden. Karl Gutzkow erhält heutzutage selbst von G. Schwab das Zeugniß, daß seine Entwickelung „ein Durchgang von der Sophistik zur Wahrheit" sei. Ludolf Wienbarg läßt sein ehrenwerthes, aber nicht reiches Talent etwas einrosten. Heinrich Laube sucht in den Kämpfen des Tages eine rein belletristische Thätigkeit festzuhalten; Th. Mundt ergreift dagegen mit großem Ernste die Probleme der Zeit. Am meisten ist sich F. G. Kühne gleich geblieben; er beleuchtet einzelne Parthien der Literatur in kleinen Abhandlungen, die sich durch eine gewisse humane Mäßigung, wie auch durch den edelsten und geschmackvollsten Styl auszeichnen. Heinrich Heine zeigt sich noch immer mit seinen alten Waffen, mit dem anmuthigen Reize der Form und dem souveränen Spotte

im Ausdruck. Er könnte unser Aristophanes sein, der ungezogene Liebling der Grazien.

IV.

Die Eisenbahn trägt uns nach Heidelberg, wo Freunde der deutschen Poesie sich an gar Manches zu erinnern haben. Unter den Merkwürdigkeiten der Schloßruine wird nach dem großen Faß und der Repetir-Uhr gewöhnlich auch das sogenannte Matthissons-Plätzchen gezeigt. Es liegt am mittleren Burgweg, neben dem gesprengten Thurm, in der Nähe einer kleinen Quelle. Hier schrieb M. seine Elegie auf die Ruinen eines alten Bergschlosses „schweigend, in der Abenddämmrung Schleier.“ Wenige ahnen, welche hohe Bedeutung dieses Schloß in der Geschichte des deutschen Gesanges gewonnen hat. Hier war die Wiege der romantischen Poesie; hier, wo die Schauer der Vorzeit uns durchwehen, verlebte sie ihre unklare, aber liebenswürdige Jugendzeit. Hier entzündete sich die Begeisterung für deutsches Alterthum in jener Zeit, wo Görres Volkslieder sammelte, wo Hagen und Zeune die Nibelungen edirten. Hier erinnerte man sich an jene Pfalzgrafen, worunter so treffliche Männer waren; an Ruprecht, der die römische Krone erwarb; an den bösen Fritz, der Kaiser und Pabst auslachte; eine seiner Burgen nannte er den Trutzkaiser, eine andere den Trutzpfaffen. Hier rief Max von Schenkendorf seinen Genossen zu:

Ach, es ist in Staub gesunken
Jener Tage Herrlichkeit.
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit:

Lasset uns ein Bündniß stiften,
Jene Zeiten zu erneu'n,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

In Heidelberg entwarf Tieck seinen Kaiser Oktavianus, hier, wo die mondbeglänzte Zaubernacht und die wundervolle Mährchenwelt auch ein nüchternes Gemüth gefangen halten könnte. Hier begrüßte unser hochtheurer Vater Uhland die wieder auflebende Poesie; hier dichtete Gustav Schwab einige seiner schönsten Lieder. Der vaterländische Ernst erhöhte doch das Studentenleben jener Zeit, so bitteren Spott auch heutzutage die anmaßlichen Corpsburschen über die „Büchsiers" ausgießen mögen. Ohne Anknüpfung an ein großes Ganze versinkt die Jugend in schlaffe Gedankenlosigkeit, die freilich den Machthabern oft lieber ist, als gefährliches Nachdenken. Der künftige Gelehrte soll kein politischer magerer Cassius sein, aber auch kein liederlicher Fallstaff, dessen Witz sich nicht über die vier Wände der Kneipe hinauswagt. Niemals ist das Studentenleben schöner idealisirt worden, als von Schwab in seinen Liedern vom bemoosten Burschen und von der Schlittenfahrt. Hier ist kein Pathos, aber ein herzlicher, treuer Ton, der noch dem gereiften Manne Thränen entlockt, wenn er an die Studienzeit und an das schöne Heidelberg zurückdenkt.

Zur alten Heimath kehr' ich ein,
Muß selber nun Philister sein!

Die Jahre, wo Görres, Arnim, Brentano und viele Genossen sich hier aufhielten, — nur der Jubelgreis Creuzer ist noch übrig — waren eine Zeit der Ahnung und der Hoffnung. Nicht Alles, was diese Männer anregten, hat sich völlig entwickelt. Jener

unbegränzte Drang, jene mystische Weihe, die wir beim Eintritt in einen unvollendeten altdeutschen Dom empfinden, durchwehte die romantische Dichtung jener Zeit. Man liebte den Kölner Dom mehr als das Straßburger Münster, nicht weil er als Kunstwerk unendlich höher steht, sondern weil er ein Anfang war, und der Krahnen auf dem Thurm auf Vollendung deutete. Schlegel hat von Goethe's Faust behauptet, es liege in seinem Wesen, daß er unvollendet bleibe; weit eher ließe sich dasselbe von den großen romantischen Dichtungen, wie von Novalis' Heinrich von Ofterdingen, sagen. Vom deutschen Mittelalter verstanden diese Romantiker wenig; Arnim und Brentano machten in ihrer Volksliedersammlung (des Knaben Wunderhorn) bedeutende Schnitzer, und selbst Görres in seinen „Volks- und Meisterliedern" gerieth zuweilen in Confusion. Andere rühmten mit tiefer Salbung den Wolfram von Eschenbach, den Heinrich von Ofterdingen, ohne Etwas von ihnen gelesen zu haben. Das Publicum glaubte gutmüthig solchen Lobpreisungen, und ohne alle Vorarbeiten wollte man die großen Dichter des Mittelalters lesen. Wie mußte ein wohlmeinender Enthusiast enttäuscht werden, wenn er etwa den Ulrich von Lichtenstein in Tieck's Bearbeitung las! Man erwartete Geist, Gedanken, Rührung, Humor, Poesie; man fand nichts als schauerliche Langeweile. Noch heute muß ein Kenner lächeln, wenn er das Nibelungenlied in Zeune's Feld- und Zeltausgabe erblickt, die für deutsche Freiwillige vom Jahre 1815 bestimmt war. Männer wie Jakob Grimm, Lachmann, Gervinus haben uns aus diesen unkritischen Wäldern herausgeführt; jetzt sehen wir die altdeutschen Dinge nicht mehr in farbiger Dämmerung, sondern beim

Tageslichte. So verschwindet mancher Nimbus, aber das Volk erhält reinen Wein. Die Forschung ist weit genug gediehen; es können nunmehr die großen Dichter der Vorzeit, es können Wolfram, Gottfried von Straßburg, Lamprecht, Walther von der Vogelweide in größere Kreise eingeführt werden. Die Cotta'sche Sammlung altdeutscher Dichtungen ist bereits ein guter Anfang.

Das Heidelberger Schloß hat Nikolaus Lenau in einer schöneren Elegie besungen als Matthisson. Die einfachen Lieder, die Lenau dichtet, tragen mehr das Gepräge der Dauer, als die glänzende Wortfülle eines Anastasius Grün und anderer Rhetoren unserer Epoche. Als zu Herder's Zeit unsere Lyriker von der Spree und Pleiße schon die Unsterblichkeit im Hirne trugen, als ein deutscher Horaz und Pindar, ein Theokrit und eine Sappho existirten, wagte der große Kosmopolit zuerst diesen Traum zu stören. Warum sollen wir schonen, sagte er, da die Nachwelt desto strenger sein wird? Dasselbe sollte auch uns in den Sinn kommen, wenn allzuviel von der jetzigen Blüthe der Lyrik geprahlt wird. Lieber Himmel, wie wird einmal in diesem Gebiete die Nachwelt aufräumen! Ganze Bände werden vernichtet werden, und an unscheinbaren Liedchen, die jetzt im Winde flattern, vielleicht nur hie und da von sinnigen Gemüthern aufgefaßt, wird man den Stempel der Ewigkeit erkennen. Lenau's größere Dichtungen sind selten glatt und verständlich, die Gefühle und Gedanken sind oft etwas dunkel und räthselhaft, daher auch der Ausdruck überschraubt. Immer besser, als wenn er breite rhetorische Bettelsuppen kochte.

Wer auf dem Altan des Schlosses spaziert, betrachtet gewöhnlich den sogenannten Pantoffel, das heißt den im Stein abgedrück-

ten Fuß eines Burgfräuleins, das hier aus dem Fenster sprang, um sich vor einem Verfolger zu retten. Interessanter war mir ein steinerner Löwe an der Felsenmauer neben dem Altan, in dessen Munde sich ein Vogelnest befindet.

Der Leu, der mächtig drohte,
Als diese Steine neu:
Jetzt macht der müde Todte
Euch Schwalben keine Scheu.

Hier habt ihr in die Runde
Des schönen Lands geschaut,
Und froh in seinem Munde
Der Liebe Nest erbaut.

So ist mit euch, ihr Schwachen —
Das blieb euch unverwehrt —
In seinen todten Rachen
Das Leben eingekehrt!

In der That scheinen die Löwen der Vorzeit gebändigt zu sein und die Friedensschwalbe ruhig zu nisten. Vor Zeiten tobten hier Fehden genug, und der jetzt gesprengte Thurm umschloß manchen vornehmen Räuber in seinem Verließe. Jedoch schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte Heidelberg gebildete Herrscher, welche den aufblühenden Humanismus unterstützten. Pfalzgraf Philipp der Aufrichtige wußte wohl, was er that, als er den Oekolampadius, Trithemius und Rudolf Agricola, den gelehrtesten Kenner des Griechenthums, an seine Universität berief. Die Alterthumswissenschaft war mehr als einmal die Befreierin des deutschen Geistes, und ein richtiger Instinct leitet die Frömmler, wenn sie gegen das Studium der Griechen und Römer ankämpfen. Das

hat vor Allen außer Goethe der alte Voß verstanden, den wir jetzt in Deutschland schwer vermissen. Das romantische Decennium hat ihn gescholten, und seine Furcht vor Römlingen und Obscuranten wurde verlacht. Jetzt könnte er aus dem Grabe rufen: „Ich habe Recht gehabt!" Voß hat in Heidelberg nicht die schönste Zeit seines Lebens gehabt; seine beständigen Kämpfe haben dem harten Manne viele Herzen entfremdet. Er war wider alle Welt, so war auch alle Welt wider ihn. Aber so leicht abzuthun ist er denn doch nicht, wie die Herren Schlegel und Görres meinten, nicht einmal als Dichter. Den siebzigsten Geburtstag kennt Jeder; aber man lese die Schilderung seiner Knabenzeit, die vor seinem Briefwechsel steht, und man hat aus dem niederdeutschen Marschland eine Dorfidylle, wie sie bei Jung-Stilling und Auerbach nicht schöner zu lesen ist. Die Götter haben ihn geliebt und ihm einen leichten Tod geschenkt. Mit Freunden schwatzend, fühlte er einen zuckenden Schmerz; „Ach!" rief er, — und er war nicht mehr. Nun freut er sich, wie er sich so gern vorstellte, im Gespräche

> mit Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, auch Zoroaster,
> Und der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen Mendelsohn!

Nicht immer war Voß ein so herber Vernunftritter gewesen, wie in Heidelberg, wo er den viel kleineren Paulus zur Seite und die Symboliker sich gegenüber hatte. Von seinen früheren Bekannten sah er einen nach dem anderen unter die Unfreien gehen. Der Wandsbecker Bote Claudius, früher selbst Rationalist, erklärte jetzt: die Religion nach der Vernunft einrichten, komme

ihm gerade so vor, wie wenn einer die Sonne am Himmel nach seiner Taschenuhr stellen wollte. Und nun gar der alte Freund Stollberg, das letzte Glied des Göttinger Bundes; Stollberg, mit dem er um deutsche Eichen getanzt und für Vaterland, Freiheit und Klopstock geschwärmt hatte! Als Voß seine Ernestine Boie heirathete, war seine Hauptaussicht der Musenalmanach, und Manuscripte, die Fritz Stollberg ihm geschenkt hatte. Da lebte das junge Ehepaar in einem engen Häuschen zu Wandsbeck; Ernestine, die er besonders rühmt, weil sie nicht stickte und nicht französisch sprach, saß mit ihrem Nähzeug auf dem Tische, woran er den Homer übersetzte. Damals hoffte er noch Stollberg für die Sache der Geistesfreiheit erhalten zu können. Nach einem liebreichen Gespräch richtete er an ihn die schönen Zeilen:

Wohlan! wir bleiben einig,
Und gönnen uns die Ruh.
Ich sage: dieses mein' ich,
Und jenest meinest du.

Komm, edler Freund, wir brechen
Den Bissen Salz und Brod,
Und gehn dabei und sprechen:
O sieh das Abendroth!

In diesen Worten athmet noch jene vielgepriesene Tugend des vorigen Jahrhunderts, die Toleranz; ein Phantom, das nie ins Leben trat. Bereits einen ganz anderen Ton stimmte Voß drei Jahre später an:

Du dunkeltest, du flochtest
Des blinden Glaubens Seil;
Du, Kind der Satzung, pochtest
Auf dein alleinig Heil.

O sinke nicht noch tiefer!
Kehr' um, verirrter Freund,
Als Forscher und als Prüfer
Zu dem, der um dich weint.

Außer Voß und den oben genannten romantischen Dichtern hat Heidelberg in neuester Zeit keine poetische Größe besessen. Ueber das Leben der letzteren erhalten wir vielleicht einige Kunde mit dem Kranze, den Bettina von Arnim ihrem Bruder Clemens Brentano geflochten hat. Wenn uns nur die berühmte Verfasserin nicht wieder die Wahrheit so homöopathisch zumißt, wie in ihrem geschmacklosen Königsbuche, das für Poesie viel zu derb und reell, für Wahrheit zu haltlos und locker ist, mit Ausnahme etwa der Armenbesuche am Schlusse des Werkes. Das Häuflein derer, welche gegen so übermüthig formlose Wahnschöpfungen zu protestiren wagen, ist leider noch klein; aber schon die nächste Generation wird nicht begreifen können, wie man die zwei Bände, die dem König gehören, ein Buch nennen konnte. Möge Bettina, wie gesagt, die Erinnerung an den Dichter des Kasperl und Annerl nicht ebenso, wie das Andenken der „Frau Rath" falschmünzen!

Dichter beherbergt Heidelberg gegenwärtig nicht, dagegen besitzt es den Mann, der die deutsche Literaturkunde zuerst als historische Wissenschaft begründet hat und der Alle, die nunmehr darin arbeiten, als seine Vasallen betrachten kann. Gervinus, der bisher die Neckarstadt als ein Tuskulum oder Tomi bewohnte, ist jetzt wieder akademischer Lehrer; sieben Jahre sind vergangen, seit er aus Hannover verbannt wurde. Die Muße war seinen Arbeiten nicht nachtheilig; sein großes Werk ist indeß vollendet und durch einen Auszug dem Volke zugänglicher gemacht worden.

Die Kritik hat seinem Werke nicht zugejauchzt, und unsere Belletristen haben es zwar beständig geplündert, aber niemals anerkannt. Gleichwohl ist er allgemein als derjenige anerkannt, der zuerst Licht und Ordnung in die verworrenen Massen gebracht und in ihnen eine historische Nothwendigkeit nachgewiesen hat. Das gesunde Leben der Geschichte enthüllt er uns da, wo wir bisher nur trockene Nomenklatur fanden; nüchtern und streng von Natur, erwarb er bei seiner ungeheuern Belesenheit eine pragmatische Kritik, mit der er weit sicherer das Rechte trifft, als Andere mit ästhetischen Expectorationen. Sollen wir mit dem trefflichen Manne rechten, daß er der deutschen Poesie die Zukunft abspricht? Wir denken, wenn trotz ihm noch große Dichter auftreten, so wird er darüber nicht böse sein.

In den Zeiten der Romantiker bildete sich in Heidelberg die Tradition, daß am sogenannten Wolfsbrunnen der Nibelungen-Siegfried von Hagen und Günther ermordet worden sei. Sodann pflegten auch Freunde des Mittelalters die sogenannte Dechanei zu besehen, wo Götz von Berlichingen gewöhnlich herbergte. Damals studirte zu Heidelberg der fünfzehnjährige Melanchthon, und hier schloß er mit Luther den Freundschaftsbund. Der Dechanei gegenüber liegt die Kirche, wo zu Luther's Zeit sechzehn geistliche und weltliche Fürsten einen Mäßigkeitsverein gegen Trunk und Sittenlosigkeit stifteten, und gelobten, in Bezug auf Reinheit des Lebenswandels, ihren Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben. Unsere Großen sehen wohl auch gerne, wenn das Volk tugendhaft und mäßig ist, hüten sich aber wohl, des Beispiels halber ihren Comfort einzuschränken.

V.

Die alte Rheinstadt Speier ist eines der großartigsten Denkmäler unserer deutschen Kaisergeschichte, das deutsche Saint Denis, wo die Helden des salischen Geschlechtes, wo später Rudolph von Habsburg und Adolph von Nassau zu Grabe gesenkt wurden. Der berühmte Dom mit seinen Rundbogen ist heiterer und in sich vollendeter, als irgend ein gothischer Bau. Die Kaisergräber haben noch keinen Dichter angeregt, und Uhland's Wort läßt sich anwenden:

Wo rüstig Heldenleben
Längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber
Und schauert, wenn es rauscht.

Ist doch vor vierzig Jahren das deutsche Kaiserthum zu Grunde gegangen, ohne daß ein elegischer Klageton es zu Grabe geleitet hätte! Blos Nikolas Vogt, der gelehrte rheinische Geschichtsforscher, Erzieher des Fürsten Metternich, hat in einem herben satyrischen Lustspiel das deutsche Reich als den neuen König Lear besungen, dessen Krone von unartigen Kindern in Stücke zerbrochen wird. Ja, ruft er den neuen Herrschern zu:

Ja, ihr seid mir schöne König,
Oben nichts und unten wenig.
Frankreich gab euch, zu Spott und Hohn,
Einen Purpur und eine papierene Kron'!

Die so gewaltigen Anstrengungen der deutschen Kaiser haben uns keine poetische Frucht gebracht, und Immermann, Platen, Grabbe haben die edelsten Kräfte daran verschwendet; Raupach

nicht zu gedenken, der sich damit begnügte, den historischen Stoff aus Raumer zu borgen und eine weitläufige Jambensauce darum zu gießen. Ein beklagenswerther Mißverstand trieb unsere größten Geister zum historischen Drama, welches nicht die höchste, sondern eine der bedenklichsten poetischen Gattungen ist. Welche ungeheuren Vorarbeiten gehen darauf, bis ein Dichter im Stande ist, die Zeit- und Ortsfärbung richtig zu treffen; wie viele Mühe verwendet man auf Volksscenen und historische Motive, lauter Dinge, die den poetischen Werth des Drama's nicht im Geringsten erhöhen, die ihm im Gegentheil allen romantischen Zauber, alle psychologische Tiefe rauben! Man schneidet mit unendlicher Mühe die Geschichte eines Hohenstaufen in fünf Akte zusammen, man schildert die Verhältnisse des Staats und der Kirche, der Vasallen und des Auslandes, man legt dem Helden die schönsten politischen und vaterländischen Apostrophen in den Mund, und wenn das mühsame Product fertig ist, wird das Publicum lau und flau bleiben, ja sogar gähnen. Dann wird über den ungebildeten Geschmack, über die niedere Bildung der Menge geklagt, und im Grunde ist es doch ein ganz richtiges poetisches Gefühl, wovon sie geleitet wird. Man will im Theater nicht Geschichte lernen, man will menschliche Leiden und Kämpfe gegen das Schicksal sehen, und das Vaterländische kann zwar auch im Stoffe, soll aber vorzugsweise im Geiste liegen. Wenn ihr die Geschichte so wohl versteht, so beschenkt uns lieber mit lesbaren historischen Werken, woran Deutschland ohnedies noch so arm ist. Durch nichts hat uns Shakspeare mehr geschadet, als durch seine Schauspiele von den Kämpfen der rothen und weißen Rose. Der große Britte

schrieb diese Dramen in feuriger Jugendzeit, wo er und ganz England mit ihm von Haß gegen Spanien, Frankreich und den Pabst, von Hoffnung glühte für den großartigen Aufschwung Albions. Als gereifter Mann nahm er seine Stoffe nicht mehr aus der roh daliegenden Historie, sondern aus jenen italiänischen Novellen, in welchen eine wahre Logik, Sophistik und Casuistik der Liebe dargelegt ist. In diese Stücke, von Romeo und Julia bis zu „Was ihr wollt“ verflocht er noch den eigenthümlichen Ton der damaligen englischen Societät; bis er in seiner dritten und reifsten Periode jene unsterblichen Werke dichtete, in welchen er, frei von jeder nationalen Besonderheit, die höchsten mystischen Probleme der Welt und des Menschenlebens anregt und lös't. Macbeth, Lear, Hamlet, Timon, Coriolan — diese Dichtungen, zu welchen er das Motiv aus allen Zeiten und Räumen mit Weisheit auswählte, — machen ihn zum größten poetischen Weltbürger. Platen dachte oft darüber nach, warum wohl die deutsche Vorzeit so wenig poetischen Segen bringe, und suchte den Mangel in der deutschen Geschichte selbst.

„Welch babylonischer Thurm als Vorwurf tragischer Handlung!
Zwar geschehen ist viel; aber es mangelt die That!“

Immermann findet die Ursache in den allzuweit ausgreifenden Zügen und Unternehmungen der Kaiser; er meint, ein Hohenstaufe, der halb in Italien, halb in Schwaben lebt, der heute die heidnischen Ostpreußen, morgen die Türken in Palästina bekämpft, — ein solcher Kaiser sei niemals eine feste Gestalt, wie etwa der französische König in Paris oder der englische in Windsor. Aber der Grund liegt tiefer; unsere Dichter müssen, wenn sie vater-

ländische Stoffe behandeln wollen, das Psychologische und Charakteristische mehr hervorheben, die localen und temporären Besonderheiten aber in Gottes Namen der historischen Rumpelkammer überlassen. Auf diese Weise könnte noch aus den Gräbern zu Speier ebenso gut wie aus dem Kyffhäuser ein Hort gegraben werden, nicht minder kostbar, als der zu Worms versenkt ward.

Laßt uns trauen dem Berichte
Und erkennt zu dieser Frist,
Daß des deutschen Volks Geschichte
Jener Schatz der Vorzeit ist!

Bekanntlich versprachen die Franzosen bei ihrer Invasion in die Rheinlande, die Kirchen zu schonen; aber Melac und Louvois ließen gleichwohl den Dom plündern und die Kaisergräber zerstören. Am Rhein rächte man sich dadurch, daß man die Metzgerhunde Melac's nannte. Rudolf von Habsburg war auch im Tode der glücklichste, sein Grab blieb unversehrt. Es wird erzählt, daß er auf seiner Burg zu Germersheim während des Schachspiels das Herannahen des Todes fühlte. Halb schon Leiche, setzte er sich zu Pferde, um nach Speier zu reiten und bei seinen heldenmüthigen Vorfahren zu sterben. Justinus Kerner erzählt in einem rührenden Gedichte, wie er betend in den Dom eintrat.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überirdischem Lichte, —
Und verschieden ist der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Auch in dieser Erzählung läßt der liebenswürdige Geisterseher seinen phantastischen Glauben durchblicken. Die „alltäglich

platte Aufklärung“ hat allerdings kein Recht, dem sinnigen Dichter und Naturforscher seine Sympathien anzutasten, um so weniger, da er selbst Andere gern gewähren läßt, und in seinem Verhältniß zu Dr. Strauß ein wahres Muster aufstellt, wie Männer von ganz entgegengesetzter Art sich achten und lieben können. Auch Bürger, der Dichter der Lenore, gewiß weder ein Zelot, noch ein Phantast, ließ sich den Glauben an die Geisterwelt nicht nehmen, und spottete der kleinlichen Philosophaster, die mit physikalischen Gründen die Gespenster vernichten wollen.

Kaiser Rudolph war kein Beförderer der Poesie, die späteren Minnesänger spotteten des „armen Königs,“ und er hätte wohl schwerlich den Beruf des Dichters in so pathetischen Worten gepriesen, wie sie Schiller ihm in den Mund legt. Aber er verstand seine Zeit, er legte die glänzenden Pläne der Hohenstaufen zurück, blieb im Lande und nährte sich redlich. Mehr als andere Kaiser durch Kriege, gewann er durch die Heirathen seiner sechs Töchter. Bürgerfreundlich war er, wie alle deutschen Herrscher, die ihren Vortheil verstanden. Heinrich IV, den noch in der Gruft sein schweres Schicksal verfolgte, stützte sich im Leben einzig auf die Treue der rheinischen Städte.

So manchen traf im Leben Schmach und Noth,
Den vierten Heinrich traf sie noch im Tod,
Und nicht durch Ruh im Grabe ward versüßt,
Was er als Jüngling einst so schwer gebüßt.

Den deutschen Städten werde Ruhm und Ehr'!
Nicht fragten sie nach Römerflüchen sehr,
Sie hielten sich der Fürstenlockung fern
Und blieben treu dem angestammten Herrn,

Der Oberpfaffe trat ihm auf den Hals,
Und edle Ritter lachten seines Falls;
Da riefen ihm die Männer von dem Rhein:
Wir Bürger wollen deine Mauer sein!

Drum schien es mir, als ich dem Rhein so nah
In Speier jüngst die Kaisergrüfte sah,
Als riefe Heinrich aus der Gabesruh
Auch noch dem jüngsten deutschen König zu:

Nicht frage viel nach Ritterthum und Rom;
Den Bürgern traue von dem deutschen Strom,
Daß du ein Diener nicht dem Kuttengeist,
Und nicht ein Knappe den Vasallen seist!

Kaiser Heinrich's Grabruhe ist in diesem Jahre wieder gewaltig gestört worden, indem drei Tragödieen auf einmal seine Geschichte zum Gegenstand nahmen. Die eine in zwei Bänden von Friedrich Rückert, dem trefflichen Braminen, der uns in den deutschen Wäldern so fremd vorkommt; eine zweite von Hans Köster, die dritte von einem anonymen Verehrer Tieck's. Es ist wohlgethan, wenn man die heutige Generation wieder einmal an Canossa erinnert. Leider aber wird keines von diesen Stücken zur Aufführung kommen, da man leider die Bühne von jeder Beziehung zum Staate, das heißt, von ihrer Lebensatmosphäre absperrt. Lustspiel und Trauerspiel verkümmern, wo kein freier Luftzug die öffentlichen Verhältnisse durchweht. Ein so harmloses Stück wie „Zopf und Schwerdt," das den rohesten deutschen Monarchen höchst loyaler Weise in einen gutmüthigen Polterer umwandelt, darf in Preußen nicht dargestellt werden! Man wird unsere Bühne einzig auf Opern und Wiener Possen, auf Klaviergötzen und Tänzerinnen oder unschädliche „Meisterwerke" reduciren!

Zwischen Speier und Germersheim wird Gold aus dem Rheine gewaschen, vielleicht Ueberreste von Chriemhildens Golde. Literarische Bedeutung gewann Speier in neuerer Zeit nicht; seine letzten geistlichen Herrscher waren nicht wie Kurfürst Max von Köln, der Bruder Kaiser Joseph's und Protector Eulogius Schneider's; auch nicht wie Friedrich von Erthal zu Mainz, der Johannes Müller und Heinse, den Verfasser des Ardinghello, an seinen Hof berief. Der vorletzte Bischof von Speier, Fürst Styrum, gehörte zu den heftigen „Dicken," die Anastasius Grün für weniger gefährlich hält, als die Dünnen.

Einstens rannten uns die Dicken
Mit dem Wanst die Thüren ein;
Doch es kriechen jetzt die Dünnen
Durch das Schlüsselloch herein!

Fürst Styrum hätte gern allen Philosophen und Ketzern einen Hals gegeben, und sie dann wie Osmin erst geköpft und dann gehangen. Einen Professor Wierl wollte er ächten, weil derselbe, ein Anhänger von Feder, die Selbstliebe als einen Grundtrieb menschlicher Handlungen betrachtete. Den großen Göttinger Staatsgelehrten Schlözer erklärte er als einen Landesfeind, und forderte den Reichstag auf, gegen ihn wie gegen Türken und Franzosen zu verfahren.

Doch lebte und schrieb noch unter seiner Regierung zu Speier die berühmte Freundin Wieland's, Sophie Gutermann, später als Gemahlin des Trierischen Kanzlers Laroche in Coblenz wohnhaft. Ihre Schriften werden kaum mehr gelesen; doch hat sich ihr Name durch ihr Verhältniß zu unseren großen Dichtern erhalten.

In der Literatur-Epoche, in welcher sie wirkte, machte sich ein allgemeiner Drang geltend, der freien Persönlichkeit, der schönen Seele ihr Recht zu verschaffen. In dieser Zeit räumte man zuerst den Damen in Deutschland das Recht ein, als Schriftstellerinnen aufzutreten. Die bisherigen Dichterinnen waren meist fromme Frauen und Jungfrauen, oft aus den höchsten Ständen, die in der geistlichen Poesie einen gottseligen Trost gegen weltliche Verderbtheit, einen willkommenen Ausdruck ihrer liebedürstenden Seele fanden. Aber eine Generation, deren Losungsworte „Menschenkenntniß und Menschenliebe," deren Prophet Lavater war, mußte wohl geistreichen Frauen eine Stellung anweisen, die sie bisher nicht gehabt hatten. Eine Rahel der Sturm- und Drangperiode war die Schweizerin Julie Bondeli, eine Freundin Rousseau's und Wieland's, abschreckend häßlich, aber allgemein gerühmt als eine Seele voll Tiefe und Klarheit. Solchen Lobsprüchen ist nicht immer zu trauen; junge gefühlvolle Schöngeister legten und legen noch jetzt große Bedeutsamkeit in ihre Freundinnen, weil es schmeichelhaft ist, sich den Vertrauten einer bevorzugten Seele nennen zu können. Briefe von Julie Bondeli und Anderen wurden wie Reliquien herumgezeigt; Leute, die selbst keine Bedeutung hatten, wie Leuchsenring, erlangten Wichtigkeit durch ihren Geschäftsbetrieb mit interessanten Personen. Der Trieb, Bekanntschaften zu schließen und die Seelen gegenseitig zu enthüllen, war enorm; man studirte die Gesichtszüge seiner Freunde und schrieb Abhandlungen darüber. Die neue Erfindung der Silhouetten kam diesen Sympathien zu Hülfe, und machte einen weit tieferen Eindruck als heutzutage die Daguerreotypie. Wer den Drang in

sich fühlte, sein Herz auszuschütten oder ein Evangelium zu verkündigen, ging auf Reisen und stellte sich in Coblenz der Frau Laroche vor, in Düsseldorf den Jakobi's, in Frankfurt der Räthin Goethe. Man knüpfte Liebesverhältnisse mit Mädchen an, die man noch nie gesehen hatte, wie Voß mit Ernestine Boie, Goethe mit Auguste von Stollberg. So zart und ätherisch begann der Frauendienst, welcher später bei Wieland und Heinse so grob sinnlich, ja bei dem Letzteren so empörend gemein endete. Die Briefe geistvoller Damen waren damals Gemeingut, und große Geheimnisse mögen auch nicht darin gestanden haben; wie denn Herr Laroche boshaft genug sagte, die Frauen dürften ihre Briefe nur mit Stecknadeln zustecken, es werde sie doch kein Mensch lesen. Aus jener Zeit stammt eine Klasse von Schöngeistern, von der wir noch heutzutage Exemplare besitzen; junge Männer, die sich in die Häuser einführen, den Frauen schmeicheln, die Sitten und Ansichten reformiren und nebenbei auf irgend eine schöne Seele speculiren, wenn sie nebenbei mit Renten nicht stiefmütterlich versehen ist. Auf ihre erhabene Individualität pochend, glaubten sie den gewandtesten Weltmann auszustechen, mußten aber oft gar demüthig abziehen, wie Goethe's Pater Brei vor dem Hauptmann Balandrino.

Ein offenes Haus, wie das der Frau Laroche, muß damals sonderbare Heilige zu Gästen gehabt haben. Erst kam Basedow mit seinem schlechten Tabak und seinen pädagogischen Plänen, dann Lavater mit seiner Gefühlseligkeit und Pfaffenherrschsucht; heute predigte ein Naturmensch mit Knotenstock und langen Haaren, man solle nur Wasser trinken und auf Stroh schlafen, morgen zeigte sich ein Berliner Aufklärer, der die Vernunftreligion

auf Subscription begründen wollte. Im letzten Jahrzehend hat eine literarische Richtung, an deren Spitze Varnhagen von Ense steht, die „Zustände und Bezüge" jener Zeit zum Gegenstand ihrer Studien gemacht; die Haushaltungsbücher von Goethe's Mutter und die langweiligen Tagebücher der Weimarischen Hofdamen wurden gründlich untersucht. Zuletzt gab man gar die geistlosen und pedantischen Schriften des Majors von Knebel heraus, eines sonst vortrefflichen Mannes, der aber zur Zeit, wo Schiller bereits heimgegangen war, und die romantische Schule ihre Blüthenzeit hatte, noch immer als der letzte Ramlerianer dastand. Platen richtete mit Recht die Worte an ihn:

Was Sie als verrückt bestreiten,
Saugt sich in der Jugend Ohr;
Wie verwandelt sind die Zeiten,
Lieber alter Herr Major!

Als an's Schneiden fremder Federn
Ramler seine Zeit verlor,
O wie war die Zeit so ledern,
Lieber alter Herr Major!

Gottlob, wir haben jetzt bessere Dinge einzusammeln, als die Brosamen von den ästhetischen Thee's des vorigen Jahrhunderts; und der politische Aufschwung des Jahres 1840 hat auch diesem literarischen Unwesen ein Ende gemacht. —

Von Speier aus gelangen wir niederwärts nach dem Theile des Rheins, der mit Recht der Wonnegau heißt. In Worms, der alten Residenz austrasischer Könige, besehen wir das Hünengrab des gehörnten Siegfried, und auf der schönen Au, die man den Rosengarten nennt, seine riesige Lanze. Wo ist der Schatz,

den die Helden der Vorzeit hier in den Rhein versenkten? Simrock beantwortet am besten die Frage:

Uns ist gar wohl erklungen
Ein alt gesprochnes Wort:
Das Lied der Nibelungen,
Das ist der Nibelungen Hort.

In Worms lebte der Name „Nibelung" noch im dreizehnten Jahrhundert; die Stadt Guntersblum soll nach dem König Günther benannt sein, und die Geige, welche das Städtchen Alzei im Wappen führt, erinnert uns an den edlen Helden Volker von Alzei, der im Hunnenlande, wie das Lied sagt, an der Thüre der Könige Nachtwache hielt und mit den Klängen seiner Geige die kampfmüden Herren in sanften Schlaf wiegte. Das Nibelungenlied ist ein kostbares Vermächtniß aus der Zeit, wo große Völker einander zerstörten und jede historische Erinnerung erbleichte. Einige Kunstrichter wollen das Gedicht Gudrun mitsammt seiner langweiligen und überflüssigen Einleitung ebenso hoch und höher stellen, aber die Ungelehrten urtheilen besser. Die Kämpfe des mächtigen Hagen und die Treue der Chriemhilde machen auf die Jugend einen erschütternden Eindruck, und es ist kaum zu begreifen, wie Gervinus die pädagogische Brauchbarkeit des herrlichen Epos so gering anschlagen mag. Die keuschen, ernsten und treuen Nibelungenhelden stehen dem Gefühl und dem Naturell des deutschen Knaben weit näher, als die sinnlich-heiteren Gestalten des Homer. Der zweite Theil unseres Gedichtes in seiner großartigen Abgeschlossenheit spannt und erregt die Jugend mächtiger, als die Intriguen der Juno, wie sie den Jupiter einschläfert, ja selbst als

die Zweikämpfe des Menelaos und Aias. Den Homer zu fassen ist, wie schon Quintilian meint, Sache eines großen gebildeten Geistes; der gereifte Mann, der Weltkenntniß mit ästhetischem Sinne vereint, wird jeden Vergleich der Ilias mit den Nibelungen belächeln. Doch meinte schon Johannes von Müller, dieses Lied könne die deutsche Ilias werden; und der Züricher Maler Füßli, eines der interessantesten Kraftgenies, pries Chriemhildens Rache als das erste deutsche Gedicht. Und diesen Ausspruch erlaubte sich der Ketzer zu einer Zeit, wo Vater Klopstock noch Pabst und Kaiser des deutschen Parnasses in einer Person war; „seine Messiade," sagte Füßli, „hole Gott, und seine altdeutschen Sachen der Teufel." Als jedoch Christian Müller seine Ausgabe der Nibelungen an Friedrich den Großen übersendete, erhielt er ungefähr folgende Antwort: „Mein lieber Getreuer! Ihr macht viel zu viel Wesens aus den altdeutschen Gedichten. Meines Erachtens sind sie keinen Schuß Pulver werth. Das mir zugesendete Exemplar mag demnach nur sein Schicksal auf der hiesigen Bibliothek abwarten. Viel Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König, Friedrich." Man konnte freilich dem alten Fritz nicht zumuthen, ein fremdes Idiom zu studiren, um die barbarischen Gesänge unserer Vorfahren kennen zu lernen. Hat er doch selbst seinen begeisterten Sänger Gleim kaum gekannt und bei einer Audienz recht cavalierement behandelt. Weber in seinen Xenien sucht des alten Helden Feindseligkeit gegen unsere Poesie zu rechtfertigen:

Zürne die Muse ihm nicht! Sein großer Sinn sah auf Thaten,
Und sie brachte ihr nur kaum erst Versprechungen dar!

Uebrigens war ja bereits im fünfzehnten Jahrhundert das Andenken an unsere ächte deutsche Heldensage ganz aus dem Volke gewichen! Zwar wurden in Worms von Seiten des Raths diejenigen Dichter belohnt, die den Siegfried lobpriesen; aber diesen selbst kannte man so wenig, daß man ihn zuweilen gar mit Hörnern auf dem Kopf abbildete. Unser großes Lied wurde höchstens einmal von einem Antiquarius als eine gereimte Chronik über Attila und Theodorich erwähnt. Erst unsere Zeit brachte die Nibelungen zu Ehren. In elf Uebersetzungen liegen sie dem deutschen Publicum vor; Zeune führte eine Lieblingsidee Goethe's aus, indem er eine Bearbeitung in Prosa gab. Die anderen Uebersetzer heißen: Beta, Büsching, Döring, Follen, Hagen, Hinsberg, Marbach, Pfizer, Rebenstock, Simrock. Am meisten Auflagen erlebte die Arbeit von Hinsberg, die allerdings recht lesbar, aber doch allzusehr mit modernem Theaterflitter aufgeputzt ist. Pfizer that sehr wohl, nur so viel am Original zu ändern, als nöthig war, um es für uns mundgerecht zu machen. Die beste Uebersetzung ist von Simrock; aber am klügsten handelt doch, wer den Urtext zur Hand nimmt und sich das Bischen Mühe nicht verdrießen läßt. Th. Scherr bemerkt mit Recht, daß besonders für Schweizer und Süddeutsche die Schwierigkeit nur gering ist.

Worms ist in der Geschichte signalisirt durch den Aufenthalt des Kaisers Max und später Luther's. Hier schoß Max dem Kurfürsten von der Pfalz alle seine Haasen weg; hier besiegte der unbesonnene, romantische junge Fürst den französischen Ritter de Barre, der alle Deutschen zum Kampfe gefordert hatte. Anastasius Grün hat diese Geschichte in seinem etwas langweiligen und schlecht versificirten

„letzten Ritter" weitläufig besungen. Einen ernsteren Kampf focht das Mönchlein Luther aus, obwohl er bei seinem ersten Erscheinen vor dem Reichstage so verkümmert aussah, daß Karl V sagte: „Der könnte mich nicht zum Ketzer machen." Aber das Volk dachte anders, und schon zwei Jahre später nannte ihn Hans Sachs

> die wittembergisch Nachtigall,
> die man itzt heret überall!

Mit innigem Frohgefühl verließ Luther den Reichstag, den er so scheu und beklommen betreten hatte. In Oppenheim am Rhein dichtete er bei einer Flasche Nierensteiner sein Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," mit dem kräftigen Schlußvers:

> Und wenn die Welt voll Teufel wär,
> Und wollt' uns all' verschlingen,
> So fürchten wir uns nicht so sehr,
> Es muß uns doch gelingen.

Luther's Zeitalter war reich an Racen-Menschen wie er. Ungeheure physische Kraft scheint die Heroen jener Generation durchdrungen zu haben; Karl V warf in seiner Jugend die stärksten Ritter nieder; nicht nur viele Fürsten, wie Landgraf Philipp von Hessen, auch die deutschen und italiänischen Künstler, wie Leonardo da Vinci, waren von hohem und athletischem Körperbau. Europa hatte vor der Reformationszeit keine Nationalkriege; die größere Reiselust und die Vermischung der Völker scheint die animalische Menschheit aufgefrischt zu haben. Diese körperliche Kraft hat gewiß viel beigetragen zu dem derben Humor und den kolossalen Schwänken, die damals beliebt waren, und die uns veranlassen, jene Periode als die Flegeljahre oder

noch besser als die rohen Studentenjahre unserer Literatur und Cultur zu bezeichnen. Simson, der große Christoph und der hörnene Seyfried waren Lieblingscharaktere der damaligen Volkspoesie. Auf Hochzeiten trank man Fässer aus und schlachtete wahre Hekatomben; die Fleischer zu Nürnberg und Königsberg machten Würste von zweitausend Ellen Länge, und die Bäcker gaben Bretzeln von dreißig Fuß zu dem colossalen Picknick. Es war das Zeitalter der fahrenden Vagabunden, der Landstürzer, wie man damals die Abenteurer nannte; der Mönch wanderte wie der Handwerksbursche, der Scholast wie der Landsknecht; gleich einem ächten Studenten tobte sich Deutschland aus, mit so ungeheurem Kraftaufwande, daß es nach dem dreißigjährigen Kriege ein ganzes Philisterjahrhundert bedurfte, um sich wieder zu sammeln. Die gelehrte Bildung hat der grandiosen Rohheit ein Ende gemacht, Rabelais und der Mainzer Fichart haben ihr in dem Riesen Gargantua ein treffliches Denkmal gesetzt. Wenn man diesen Charakter des Zeitalters festhält, begreift man leichter den Zug von fröhlicher Derbheit und großartiger Grobheit, der Luther's öffentliches Wirken bezeichnet. Seine heiteren Reime gingen von Mund zu Munde, und manche darunter sind heute noch ebenso passend wie vor dreihundert Jahren, z. B.

Der Juristen Buch
Und der Pfaffen Trug,
Das sind zwei Geschirr,
Die machen die ganze Welt irr!

Er selbst bemerkt in seinen Tischreden, ein Wort oder ein Späßlein zu viel sei kein Unglück. Auch sein Aberglaube hatte

etwas derb Natürliches, und als sein sanfter Freund Philippus todtkrank war, warf Luther in einem kräftigen Gebet „unserem Herrgott den Sack vor die Thür" und erklärte ihm rund heraus, er müsse die Bitte erhören, wenn man je seinen Verheißungen wieder trauen solle. Luther, der dem Teufel ein Tintenfaß an den Kopf warf, handelte jedenfalls einfacher als Melanchthon, der regelmäßig das Horoscop stellte, ehe er irgend etwas Bedeutendes unternahm. Am Tage von Worms legte der Reformator den letzten Rest von jugendlicher Verzagtheit, von banger Superstition ab; mit erhabenem Trotz fühlte er sich als das Werkzeug des Gottes, der schon in der Jugendzeit seinen Freund Alexius an seiner Seite erschlagen, ihn aber geschont hatte.

Als der Gute sank zur Erde,
Fühlte schon der Gottesmann,
Daß er Blitze schleudern werde,
Doch kein Blitz ihn treffen kann.

Wenn also derselbe Luther, der sanfte Familienvater und Mährchenerzähler, der weichmüthige Flötenspieler, der geistliche Sänger, in seinen „für die Sache Gottes" abgefaßten Schriften oft eine cynische Grobheit zur Schau trägt; oder wenn in den Volksliedern dieser Periode dicht neben der zartesten und innigsten Lyrik die gemeinste Trivialität Platz nimmt: so ist Beides aus der strotzenden Lebensfülle jener Zeit zu erklären, wohl auch zu rechtfertigen. Hüten wir uns aber, solche Auswüchse lobenswerth und schön zu finden! Der maßlose Enthusiasmus, welcher gewisse Muster in Bausch und Bogen unbedingt als göttlich preist, hat leider in Deutschland gar oft nicht nur die leichtgläubige Masse

oder den gutmüthigen Neuling, sondern die größten Köpfe irre geleitet. Nachdem Goethe und Tieck einmal den Dichterruhm des Hans Sachs festgestellt hatten, wurden seine geschmacklosen Zank- und Prügelscenen sehr köstlich und originell gefunden. Als Schlegel und F. A. Wolf den Ruhm des Aristophanes populär machten, erkannten die faselnden Lobredner des Griechenthums in jeder Zeile den Göttersohn, den Zögling der Chariten; all die abenteuerlichen Nuditäten, mit welchen der große Komiker offenbar zum athenischen Pöbel herabstieg, wurden als poetische, ja auch als sittliche Nothwendigkeit erklärt. Da jetzt Aristophanes in zwei vortrefflichen Uebersetzungen, von Droysen und Seeger, dem Publikum vorliegt, gekleidet in jenen unwiderstehlichen Reiz der Form, der bei ihm selbst das Gemeine adelt: so könnte er leicht bei unvernünftigem Gebrauche eben so schädlich wirken, wie bisher die Volksscenen und Wortwitze des Shakspeare. Unter der Herrschaft Tieck's wurde ja als Ketzer gesteinigt, wer auch nur ein Wort in Shakspeare's zahlreichen Späßen für albern erkannte. Und doch hat Gutzkow mit Recht darauf hingewiesen, wie Manches in den lustigen Scenen lediglich vom practischen Gebrauche des Globus-Theaters herrühren mag. Diese Ansicht ist noch keine Ketzerei. Im Shakspeare kommt zum Beispiel der abgedroschene Witz vom Hauptschmuck der Ehemänner etwa zweihundert Mal vor. Wenn nun die gute Hälfte davon auf die Rechnung munterer Schauspieler gesetzt werden, deren Improvisationen man später in das Souffleurbuch des Globus aufnahm: so ist damit dem großen Britten sein Lorbeer noch nicht entrissen.

Wie manche forcirte Rohheiten, die sich bei Bürger, Schubart

und Anderen finden, stammen aus dieser falschen Vorstellung von Shakspeare'schem Humor und Luther'scher Derbheit! Was in einer Periode physischer Ueberkraft sich von selbst ergab, sollte in einem schlafferen Zeitalter mit Absicht erzwungen werden; während es doch gerade unsere Aufgabe ist, jene ideale Kunsthöhe zu erstreben, die nur der gereiften Bildung zugänglich ist. In Cultur können wir die Generationen der Vorzeit überragen; an derber Productivität, an Race kommen wir ihnen nicht gleich. Mit Recht hat daher Hegel in seiner Aesthetik den Anfang des Götz von Berlichingen für trivial erklärt:

> Hänsel, noch ein Glas Branntwein, und meß christlich! Mit viel geschimpft, oder wir kommen dir über die Glatze!

Mit Unrecht aber glaubten die neueren Dramatiker, von dem wilden Grabbe bis auf den sanften Michel Beer, in ihre historischen Stücke Volksgespräche oder gar seitenlang ausgedehnte Wortwitze verflechten zu müssen. Am ehesten sind sie noch bei Grabbe anzuerkennen, dessen Geschichtskenntniß großartig war, und der vielleicht eher ein deutscher Tacitus, als ein deutscher Shakspeare hätte werden können. Im Leben mag es originell gelautet haben, wenn er einem schlechten Recensenten fluchte: „Ich wollte, der Kerl müßte an einem colossalen Rasiermesser hinaufklettern;" aber daß dieser Styl ein poetischer Grundton sein dürfe, glauben wir ebenso wenig, als wir den Eulenspiegel oder die Schildbürger für komische Meisterstücke halten.

Summa: Luther war zuweilen ein Grobian, aber bloße Grobheit macht keinen Luther.

In Worms befindet sich nahe bei der Synagoge ein steinerner

Sitz, auf welchem der berühmte Rabbi Salomon Jarchi zu sitzen pflegte. Dieser fromme und subtile Commentator des Pentateuchs wird gewöhnlich Raschi genannt, und die Juden kennen jenen Sitz unter dem Namen von Raschi's Stuhl. Auch glauben Viele, daß Jeder, der sich auf diesen Stuhl niederläßt, aus den Lüften eine Ohrfeige erhalte. Wenn doch jedem Unbefugten, der sich heutzutage auf den Stuhl großer Männer setzt, eine solche unsichtbare Ohrfeige zukäme!

Worms ist der Geburtsort des trefflichen Genremalers Jakob Becker in Frankfurt, eines Zöglings der Düsseldorfer Schule, der aber in seinen technisch vollendeten Bildern eine selbstständige Kraft und seltene Reinheit des Styls entwickelt, ohne jene Sentimentalität und Kokketterie, die uns aus einer Unzahl von Düsseldorfer Bildern anwidert. Solche Akademien sind oft die Pflegemütter der Mittelmäßigkeit, und auf sie möchte man Oehlenschläger's Wort anwenden:

Was werden alle diese Schüler? Schüler!

Freilich ist er gerecht genug, hinzuzusetzen:

Mitunter wackre, gute, seltne Schüler!

Oehlenschläger machte diesen Ausfall auf die Malerschulen in einer Zeit, wo die Romantiker das Evangelium des unmittelbaren Genie's verkündet hatten, welches sich den Stoff mit souveräner Willkühr zu unterwerfen vermag. Diese mißverstandene Lehre hat in der Poesie schon allzusehr die Stümperei begünstigt; in der Malerei wäre sie völlig unerträglich. Einen Naturdichter kann man sich allenfalls noch denken; und weil wir eben in

Rheinhessen sind, können wir bei der Gelegenheit an den wackern Bauer Isaak Maus erinnern, der in diesem Jahrzehend, achtzig Jahre alt, als Dorfschulz in dem benachbarten, durch trefflichen Wein berühmten Bodenheim starb. Und doch kann man nicht einmal denjenigen Poeten, die sich noch jetzt mit dem Namen Naturdichter schmücken, diese Würde zukommen lassen, wenn man nicht etwa Schlegel's Definition annimmt:

Naturdichter heißt ein solcher Mann,
Wenn er von Natur aus gar nichts kann.

In großen Städten reizt die Nacheiferung, der Anblick berühmter Männer, die man auf Promenaden und in Kaffehäusern kennen lernt, sodann der Besuch des Theaters und die Lectüre des städtischen Journals mit seinen poetischen Beilagen, — dies Alles reizt auch Personen ohne Schulbildung, sich in der Sprache zu versuchen, die für uns dichtet und denkt. So ist der Bäcker Reboul in Nismes zur Poesie gekommen, seinen Nachfolger Vorholz in Karlsruhe gar nicht zu erwähnen. Charakteristisch ist für jenen Geist der Nachahmung, daß namentlich die Setzer oft genug als ungeschulte Dichter debütiren. Während der Revolution dichtete der bekannte Retif de la Bretonne in Paris zur Nachtzeit eine große Anzahl von geistvollen, wenn auch oft unartigen und gar zu kunstlosen Novellen, die er jedoch nicht niederschrieb, sondern unmittelbar setzte; ein Mechanismus, der Nichtdruckern fast unbegreiflich ist. Jetzt wird Niklas Müller in Stuttgardt mit Recht sehr gerühmt, obwohl er am liebenswürdigsten erschien, als er noch nicht von seinem Genius überzeugt, nicht von der schwäbischen Schule in Beschlag genommen war, und die

stillen Bilder seiner Seele in glücklicher Verborgenheit malte. In Frankfurt dichtet der Setzer Ludwig Hub recht gute und populäre Lieder, hat sich jedoch daran gewöhnt, mit der Regelmäßigkeit eines Kalenders die vier Jahreszeiten und die Fluctuationen des Wetters poetisch auszurufen. *) Wer in der That als Naturdichter gelten soll, der — wie ebenfalls der Dichter des Correggio sagt, —

Der muß da draußen wild im Freien wachsen,
Zufällig nur vom Schicksal hingesä't,
Zufällig durch ein Wunder reif geworden.

Ein solcher Mann war Robert Burns, von dem ein Vers **) für Lord Byron mehr Werth hatte, als ganze Romane. Eine solche Seele war allenfalls die Karschin, die als Gänsehirtin in Schlesien bei Bauern- und Judenhochzeiten Verse improvisirte, bis ein Edelmann sie nach Berlin brachte, wo sie als deutsche Sappho so berühmt wurde, daß Friedrich der Große ihr zwei Thaler und zwei Oefen von seinem berüchtigten Porcellan schenkte.

---

*) Doch ein ungeschulter Ketzer
Ist oft mehr des Volks Ergetzer,
Als ein Heer gelahrter Schwätzer.
Dies ist —
Anmerkung vom Setzer.

**) Der bekannte Vers:
Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.
Unübersetzbar, trotz Freiligrath und Anderen, die sich mit Glück an den Liedern des Pflügers von Ayrshire versucht haben.

Ein eigentlicher Gewinn für die Poesie ist von Naturdichtern ohne Formenkenntniß, Studium und Weltbildung nicht zu erwarten, obwohl mancher sanguinische Enthusiast ahnungsvoll nach dieser Sphäre hinblickte. In der Musik mag wohl eine Erscheinung wie der verstorbene Gusikow als Curiosität bewundert werden. Aber zur Herstellung eines Kunstwerks reicht Liebe und Begabung nicht aus, am wenigsten in der bildenden Kunst. Goethe spottete mit Recht jener halbitalienischen Schwärmer, deren Kunstcapital in ihren langen Haaren steckt; jener Phantasten, die da predigen, zum Maler bedürfe man nur Genie und Frömmigkeit: das zweite habe Jeder von der Natur, das erste von seiner Frau Mutter. **Pectus est, quod facit pictorem,** wäre eine bedenkliche Maxime. Goethe selbst ließ nur für gute Freunde einige seiner Handzeichnungen lithographiren, und handelte daran klüger als Bettina, da sie ihre musikalischen Compositionen stechen ließ, die zwar ihre Clique als den naturfrischsten Melodieensprudel anpries, von denen aber jeder Sachverständige mit wahrem Schrecken sich abwendet.

„Pfuscherei ist Sünde;" dies sollten auch die Maler beherzigen; und fromme Pfuscherei doppelt Sünde, nicht nur gegen die Kunst, sondern auch gegen die Religion.

Jakob Becker, der harmlose Künstler, ist durch eines seiner lieblichen hessischen Bauernbilder in die heftigste religiöse Polemik eingeflochten worden. Obwohl am Rhein geboren und erzogen, nimmt nämlich derselbe die landschaftlichen Motive meist von der Lahn und aus Oberhessen. Diese sehr begränzte Sphäre hat er bis jetzt zu verlassen verschmäht, behandelt sie aber auch

mit musterhafter Wahrheit und Poesie. Wer in jenen Gegenden wandert, findet die Gestalten, Sprache und Costüm unschön, und würde kaum glauben, daß man diesen faltigen Stumpfröcken und kurzen Jacken so viel Reiz, diesen etwas groben Zügen so viel Innigkeit und Ausdruck abgewinnen kann. Becker's „Bauernfamilie, betend vor einem Heiligenbilde," wurde in Magdeburg und Halle ein Gegenstand des Zankes. Die deutschen Jahrbücher kämpften etwas Nicolaisch gegen diese „verkehrte Richtung," diese sogenannte Apotheose des Aberglaubens an. Jetzt lebt Becker, von solchen Streitigkeiten unangefochten, in Frankfurt, welches schon Goethe rühmt

Als eine Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht.

Wenigstens stehen, nach mancherlei Kämpfen, jetzt in den Sälen der dortigen Gemäldegallerie Overbeck's Triumph der Religion und Lessing's Huß ruhig neben einander.

Endlich ist Worms noch die Vaterstadt des Dichters Götz, dessen einst berühmte „Mädcheninsel" jetzt wohl Niemand mehr liest, — und der Stammort der Dalberge. Ein Dalberg wäre wohl noch zu finden, aber kein Kaiser theilt mehr den Ritterschlag aus.

VI.

Das goldene Mainz führt ein Rad im Wappen, und Gerning behauptet, dasselbe bedeute eigentlich ein doppeltes Bischofskreuz, von einem Nimbus umgeben. Nun, den Episcopal-Nimbus hat die herrliche Rheinstadt verloren, und so mag sie nur das Rad beibehalten, als Symbol jener Dampfkraft, deren

Getriebe sie vielleicht ihre zukünftige Bedeutung, als Königin des Mittelrheins, verdankt. Man erzählt, Erzbischof Willegis sei eines Wagners Sohn gewesen, und man habe ihm das Rad zum Spott an seinen Palast gemalt. Er aber war ebenso klug als der Töpferssohn Agathokles, und nahm das Rad zum Wappen nebst dem Spruche:

Willegis, Willegis,
Denk' woher du kommen sis!

So erzählt August Kopisch die Geschichte, ein Lyriker, dessen sangbare Verse in den Rheinlanden besonders durch Wilhelm Speier's treffliche Compositionen populär wurden, der aber in neuester Zeit sich und seinen „Vater Noah" mit Toasten und Trinksprüchen abzunutzen scheint.

Mainz ist in seinen Beziehungen auf die Epochen der Weltgeschichte vielleicht die merkwürdigste deutsche Stadt. In den ältesten Zeiten war es ein Sammelplatz römischer Waffen; in den neueren ein Heerd kosmopolitischer Ideen. Dazwischen liegt die ganze Kaisergeschichte mit ihrem Glanz und ihrem Sturze; liegt ferner eine mächtige Reihe von Erzbischöfen, welche ihrer Stadt die Bedeutung eines deutschen Klein-Roms gaben. Sanct Bonifacius, der erste in dieser Reihe, mag sich hier besser als in dem rauhen Hessen und Thüringen gefallen haben. Karl der Große kann vielleicht hier, wo die uralte Heldensage noch im Volke wurzelte, wo die Bauern von Siegfried und Dietrich sangen, den Plan zu seiner Sammlung alter Lieder gefaßt haben. Einer Tradition zufolge hat er diese unschätzbaren Rollen später zum Besten der Armen verkaufen lassen, und Voß ruft ihm deßhalb

einen feierlichen Fluch nach. Nahe bei Mainz, in Nieder-Ingelheim, starb der deutsche König Lear, Ludwig der Fromme, verrathen von drei Kindern, unter die er sein Alles getheilt hatte. Zu Mainz lehrte und schrieb der Erzbischof Rhabanus Maurus, das Wunder seiner Zeit, der die Nothwendigkeit der sieben freien Künste aus der Bibel bewies. Sein Schüler war der treffliche Mönch Otfried, der Verfasser des „Krist," einer gereimten evangelischen Geschichte. Mit unsäglichem Fleiße und rührendem Eifer machte er die rauhe Sprache schriftgerecht, die damals noch gar nicht gewohnt war, das Joch der Grammatik und das Gebiß des Alphabets zu tragen. Damals verglichen die Italiener den deutschen Kirchengesang mit dem Gerumpel eines Güterwagens auf einem Knüppeldamme.

In der Ebene zwischen Mainz und Oppenheim lagerten die deutschen Völkerschaften, welche den Salier Konrad zu ihrem Kaiser wählten. Diese großartige Scene hat Uhland in seinem Ernst von Schwaben dargestellt, eine Schilderung, die auf keiner Bühne und in keiner Anthologie für Schulen fehlen sollte. Ernst von Schwaben ist eine ächte historische Tragödie, ohne platte Witze, ohne Volksgewäsch und Anachronismen, den Kampf eines edlen Willens gegen das Schicksal oder gegen den Gang der Welt mit griechischer Einfachheit darstellend. Hätte nicht die sanfte Seele des Dichters jede heftige Leidenschaft entfernt, hätte er namentlich das Böse, wo es in die Handlung eingreift, etwas dreister geschildert, hätte er nicht zu schwach aufgetragen: so müßte dieser „Ernst" auf der Bühne großartig wirken. Zuerst aber müßten unsere Schauspieler dieses glockenreine Versmaß sprechen lernen;

denn Uhland hat unseren fünffüßigen Jambus völlig umgearbeitet, indem er ihn fast durchweg zehnsylbig, mit männlicher Endung gebraucht. Hierdurch wird dieser dramatische Rhythmus durchaus rein, fest und zum Kothurn geeignet, während sonst die Jamben in ihrem saloppen Gange den Dichter gar leicht zu wässerigen Phrasen und überflüssigem Geschwätz verführen. Was den politischen Gehalt der Uhland'schen Tragödie betrifft, so operirt dieselbe nicht so heftig und geradezu auf die Kämpfe des Tages, wie etwa Prutz' „Moritz von Sachsen.“ Aber sie ist ein herrlicher Commentar zu den Worten des Prologs:

„Das eben ist der Fluch der bösen Zeit,
Wo Freiheit und Gesetz darnieder liegt,
Daß sich die Besten und die Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm.“

Möge Uhland selbst die herbe Wahrheit dieser Worte niemals empfinden! Fast aber möchte man glauben, daß dem so sei. Denn seit Jahren ist er von der politischen, seit Jahrzehenden von der poetischen Bühne zurückgetreten, und die einzelnen Lieder, die wir zuweilen noch von ihm lesen, haben zwar sämmtlich den alten Reiz, die keusche und strenge Form, den reinen Uhland'schen Klang; aber leider tragen sie das Gepräge bitterer, fast hoffnungsloser Mißstimmung. Mit Kummer liest der Vaterlandsfreund die „Wanderung,“ worin der große Dichter gewisse deutsche Zustände im schärfsten Tone geißelt, mit dem bezeichnenden Schlusse:

Als ich mir das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wenn einst das Heil gekommen,
Dann zieh' ich wieder aus!

Es wäre jedem Verehrer Uhland's wichtig zu erfahren, ob ein Gedicht: „der arme Gaul," das unter seinem Namen in unzähligen Abschriften cursirt, wirklich von ihm herrührt. Es enthält die Geschichte eines Feuerrosses, das sonst in Freiheit nur Einen Ritter trug, das aber jetzt im Stall eingesperrt ist.

„Nur wenn einmal ein Fremder naht,
Führt man es vor aus Gnade,
Man putzt es mit dem besten Staat
Und macht mit ihm Parade." —

In derselben Ebene bei Mainz, wo der salische Konrad gewählt wurde, feierte am Schlusse des zwölften Jahrhunderts das deutsche Kaiserthum einen zweiten Glanz- und Ehrentag. Hier hielt Friedrich der Rothbart einen großen Reichstag und Ritterschlag, geschmückt mit jeglicher Pracht der Wirklichkeit und der Poesie. Der Zudrang der Fremden war so ungeheuer, daß vor den Thoren eine zweite Stadt aus Hütten und Zelten entstand. Hier erschien Friedrich nicht in rauhem Harnisch und Helmsturz, ein einfacher schwäbischer Kriegsmann, wie ihn Lessing trefflich malt, sondern im Feierkleide, mit freundlichem Lächeln, den Becher in der Hand oder den Falken auf der Faust. Hier mochte er wohl an seinen Freund, den wackeren Mainzer Erzbischof Christian, denken, der mit einem ganzen Gefolge von Frauenzimmern nach Italien zog, und als der renommirteste Haudegen seiner Zeit in einer einzigen Schlacht ein paar Dutzend Feinde mit seinem Streitkolben niedersäbelte. Solche Tage bildeten Höhenpunkte in der deutschen Geschichte, und belebten lange Zeit hindurch die Erinnerung und die Phantasie. Mit Stolz rühmen

die damaligen Dichter, daß es doch nur Einen deutschen Kaiser gebe, dem Fürsten den Wein schenken oder Könige den Lehenseid leisten. Selbst der König von Frankreich gestand gerne, daß dem deutschen Kaiser Keiner überlegen, ja Keiner gleich sei.

Grabbe schildert in seinem Barbarossa jenen Festtag von Mainz, und läßt bei dieser Gelegenheit den Heinrich von Osterdingen als Dichter der Nibelungen auftreten. Osterdingen, der im Mittelalter so berühmt war und von dem wir so wenig wissen, läßt sich eben zu jedem Einfall brauchen. Auch die Mainzer, nicht zufrieden, den Frauenlob besessen zu haben, wollten den Osterdingen zu ihrem Landsmanne machen; sie haben nämlich ausgeklügelt, daß ein Gebäude, genannt der „Afterring," das Stammhaus des halb mythischen Dichters sei. Jedoch hat dieser Versuch außerhalb der Ringmauern von Mainz wenig Beifall gefunden. Immer besser, die Mainzer suchen durch solche Ansprüche ihren Local-Patriotismus zu bethätigen, als, wie bisher Sitte war, durch Erinnerung an Napoleons Gunst. Bis Anno 1840 erzählten sie nur allzugern, daß „der Kaiser" einmal gesagt habe: **J'aime les bons habitans de Mayence**; eine Phrase, die er wahrscheinlich auch in Eltville, Wallnf und Schierstein anwandte. Die Rheinhessen und Rheinbayern rühmten sich halbe Franzosen; und als auf einer Schulprüfung in der Pfalz ein Lehrer fragte: Was haben wir der Obrigkeit zu verdanken? Wer hat uns die neue Landstraße gebaut? — riefen alle Knaben einhellig: Das hat der Napoleon gethan! Daß die Rheinländer keine Franzosenfresser sind, wäre ihnen zwar um so weniger übel zu nehmen, als sie öffentliches Recht und Geschwornengerichte aus

dem Nachbarlande erhalten haben; doch ist es jedenfalls zu stark, daß ein Herr Müller noch in diesem Jahrzehend ein Liederbuch herausgab für die Veteranen der großen Armee! Jedoch hat sich dieser Uebelstand in neuester Zeit gebessert, die Rheinhessen haben sich mit ihrer loyalen und wohlwollenden Regierung befreundet, ja, Mainz ist der Ort, von wo aus nächst Köln am meisten der Ruhm des Niklas Becker und seines mit großem Unrecht geschmähten Rheinliedes verbreitet wurde. Die jetzige Mainzer Journalistik könnte zur Begründung eines freien vaterländischen Strebens nicht unbedeutend mitwirken, da hier die Censur auf sehr einsichtige Weise und jedenfalls weit humaner verwaltet wird, als unter der eisernen Napoleon'schen Knechtschaft, welche wie ein Alpdrücken auf der Presse lastete.

Mainz hat tüchtige Gelehrte, signalisirt sich aber in der deutschen Welt mehr durch Gastlichkeit und Frohsinn, als durch Arbeit des Gedankens. Von alter Zeit her war es ein beliebter Ort für große Zusammenkünfte, und wie unter Konrad und Friedrich die Völker zahlreich hierher zogen, so taucht gewiß noch heutzutage kein neuer Verein auf, bestehe er nun aus Naturforschern, Druckern, Rabbinen, Philologen oder Carnevalshelden, ohne einmal hier Quartier zu nehmen. Die geistliche Herrschaft verlangte keine puritanische Strenge, und unter dem Krummstab war gut leben. Von rheinischen Clerikern stammte der treffliche Syllogismus: Es gibt zu viel Wein, um ihn in der Messe zu verbrauchen, zu wenig, um die Mühlen zu treiben; bibamus! Auf manchen Mainzer Kirchenfürsten läßt sich Schwab's Schilderung anwenden:

Ein Ritter war's, ein Sänger fein,
Ein geistlicher Herr zugleich;
So achtet er die Erde für sein
Und auch das Himmelreich!

Wohlstand und geistige Bildung stärken den freien Bürgersinn, und so wurde von Mainz aus durch den Waltboten Arnold von Bassenheim der rheinische Städtebund gegründet. Diese ehrenwerthe Erinnerung ist aus dem Gedächtniß unserer Rheinländer ziemlich verwischt, und wenn von ihrer Vergangenheit die Rede ist, werden gewöhnlich nur Gutenberg und Frauenlob citirt. Wer wegen des ersteren den Stolz der Mainzer etwas demüthigen wollte, könnte sie daran erinnern, daß einer ihrer Regenten zuerst in Deutschland, vierzig Jahre nach der Druckerfindung, die Censur einführte. Aus der Rivalität der Straßburger und Holländer machen sich die Mainzer nicht viel, und der witzige Localdichter Lennig läßt einen Rheingauer Bauern über den Haarlemer Anspruch also räsonniren:

Man hat mir auch gesagt, die Holländer da unten,
Die sagten gar, sie hätten's erfunden.
Was geb' ich auf das Holländer Gekrisch!
Von jeher handeln die ja mit faulen Fisch!

Was Frauenlob, seinen Ruhm und sein Denkmal betrifft, so ist es Unrecht, über ihn seinen poetischen Nebenbuhler, den wackeren Mainzer Schmidt Barthold Regenbogen, ganz zu vergessen. Heinrich von Meißen war bekanntlich Doctor der Theologie, und verdankt seinen Namen wahrscheinlich den zahlreichen Liedern, in denen er die heilige Jungfrau lobpries, besonders dem Antheil, den er an dem Streite über die Bedeutung der Wörter Weib

und Frau genommen. Er erklärte die letztere Bezeichnung für die edlere, weil man den Namen Weib auf die Mutter Christi nicht anwenden könne. Es scheint nun, daß der berühmte Frauenlob mit gelehrtem Hohne auf die Poesie des Handwerkers Regenbogen herabgesehen hat, und durch diese Geringschätzung wurde der letztere tief verwundet. Mit Empfindlichkeit vertheidigt er die Gottesgabe, die er in seiner Seele fühlte, gegen den übermüthigen Feind. Er gesteht zu:

Ich Regenboge,
Ich was ein Smit;
Auf hartem Ambose
Gewan gar kümberlich min Brot!

„Aber," fährt er fort, „eigentlich bin ich geboren, um weiße Händchen und ein müßiges Leben zu haben; ich darf mich erkühnen, vor Fürsten und dem reichen Kaiser zu singen; Herr Frauenlob! Eure Kunst kommt der meinigen nicht gleich." Hat er auch seine Verse mühsam zusammengeschweißt, so lebte doch ein göttlicher Funke in ihm, und eine Mahnung der Zeit in seiner Opposition gegen den gelehrten Theologen.

Die Meistersänger nannten den Frauenlob als den ersten ihrer zwölf alten Meister. Die Zahl zwölf war eben beliebt, und nach dem Vorbilde der Apostel erhielt Karolus Magnus zwölf Pärs und Arthus zwölf Ritter der Tafelrunde. Gewiß haben die bürgerlichen Sänger im Heinrich von Meißen mehr den Domherrn als den Minnedichter anerkannt. Denn zu ihrer Zeit war schon längst der zarte Preis der Minne einer neuen Weltanschauung zum Opfer gefallen, und Hans Rosenblüt hatte in

seinem Gedichte „die Liebe und der Pfennig“ nachgewiesen, wie bei jeder Collision im Leben die Münze den Sieg über die Minne davonträgt. Der Deutsche liebte, ehrte und beschützte sein Weib, aber der himmlische Enthusiasmus, der dreifach destillirte Blüthenthau war nur in den Büchern. Bei uns gab es keine provençalischen Liebeshöfe, welche unter dem Präsidium einer Dame über Fragen discutirten, wie folgende:

„Ist Derjenige strafbarer, der die wirklich empfangene Gunst einer Dame ausplaudert; oder der eine solche Gunst erlügt?“

Unsere Väter erlaubten sich nicht einmal in ihrem züchtigen Sinne, die Namen ihrer Holden im Liede zu nennen; was der Franzose ohne Umstände that. Bei uns sind erst im vorigen Jahrhundert statt der herkömmlichen Laura, Phyllis oder Chloe die reellen Augusten, Luisen und Emilien in die Lyrik eingeführt worden. Wenn unter den ehrbaren Bürgern einer etwa im „Rosmarinston“ oder „Flammenton“ von der Liebe sang, so wurde gern als Entschuldigung vorgebracht, auch Simson und König Salomon seien verliebt gewesen. Die zünftigen Dichter untersuchten ängstlich die ehrliche Geburt jedes Kandidaten, und warnten ihn vor dem Singen auf der Gasse, vor Possen und Schwänken, kurz vor Allem, was an Volkspoesie streifte. Wir dürfen wohl annehmen, daß unsere Leserinnen von Frauenlob schon viel gehört und wenig gelesen haben. Wir schließen demnach dieses Kapitel mit einem seiner Lieder, verwahren uns jedoch, wenn manche Erwartungen getäuscht werden, vor jeder Verantwortung. Der Ruhm, die Frauen gepriesen zu haben, hat seinen

Namen, der sonst mit vielen besseren nur in gelehrten Handbüchern leben würde, ein halbes Jahrtausend hindurch im Munde des Volkes erhalten; wir preisen ihn glücklich, und sprechen mit Rückert:

Wir rathen jedem Dichter an,
Zu schreiten auf derselben Bahn
Des Frauenpreises, wer fortan
Ein gleiches Denkmal will empfah'n!

Lob des Weibes.

(Im zarten Ton.)

Weib, Glückeshort und Wonnespiel,
Weib, Freudenziel,
Du zarter Spiegel jeder Süße, wie ich dich nennen will:
Weib, Wurzel aller Seligkeit,
Viole jeder Güte, der nie vergeht die Wirksamkeit:
Weib, Tugend viel
Hat dir der Herr gegeben!

Weib, würdevolles Ehrendach,
Der Treue Bach,
Der sanften Hoheit Preisgemach;
Weib, Mannes liebe Genossenschaft,
Weib, segensreiche Friedenskraft,
Der Milde Fach,
Wonach die Edlen streben!

Weib, minniglicher Tugend treuer Garten;
Weib, aller Ehren höchste Warte,
O Weib, dein Lob erhält nie Scharten!
Drum wohl dir immer, Weib,
Du Leidvertreib,
Geehrter Leib,
Führ stets dein weiblich Leben!

VII.

Frauenlob's Ruhm ist für Mainz eine bloße Zufälligkeit; eine wirkliche, tief eingreifende Wirkung auf deutsche Verhältnisse gewann jedoch die von der Natur und der Geschichte begünstigte Rheinstadt am Schluß des vorigen Jahrhunderts. Hier wurden von unabhängigen Männern jene Theorieen verarbeitet, die leider mehr der französischen Invasion, als der deutschen Freiheit vorarbeiteten. Hier bildete in Goethe's Jugendzeit Heinse, der raffinirte Bekämpfer bürgerlicher Moral, seine Ansichten aus; von hier aus schrieb er an Klinger eine Reihe von Briefen, die zwar bloß das Schach- und Billardspiel betrafen, aber doch in der rapiden Kürze des Styls, in ihrer Gedankenhast den Sturm und Drang jener Epoche ahnen lassen.

Hier lebten, in den Zeiten der französischen Revolution, der treffliche Sömmerring, schon in seiner Jugend ein Weiser, der edle Kosmopolit Georg Forster, der ihnen gleichgesinnte Huber, Vater eines zahmeren Sohnes. In dem Kreise dieser Männer herrschte ein so bestimmter und practisch entschlossener Ton, daß wir es natürlich finden, wenn Goethe, in dem Jahr wo er die Campagne nach Frankreich mitmachte, sich in Mainz nicht behaglich fand. Freilich hätte Forster am Tage der Schlacht bei Valmy sich nicht, wie Goethe, damit beschäftigt, akustische Bemerkungen über das Kanonenfieber niederzuschreiben. Damals war in viel schlimmerer Weise als jetzt die Seele vieler Deutschen zwischen Vaterlandsliebe und Freiheitslust getheilt; und Mancher, der sein ganzes Leben der Ehre Deutschlands gewidmet hatte, flehte den Segen des Himmels

für die republikanischen Waffen an. Klopstock, der Vernichter der Fremdherrschaft in unserer Literatur, wurde Ehrenbürger unter der großen Nation, und dankte dafür dem antik-rauhen Roland in einem Briefe, worin er zwar nachdrücklich gegen die Septembriseurs sprach, im Uebrigen aber ganz und gar mit der neuen Freiheit sympathisirte. Ja, ein so derber Deutscher, wie Bürger, konnte beim Anfange des Kriegs den Franzosen zurufen:

Wie war mein freies Herz entbrannt,
Selbst gegen Hermanns Vaterland
Tyrtäus euch zu sein!

Eine ähnliche Stimmung in Mainz bildete für Cüstine die trefflichste Avantgarde. Die clubbistischen Umtriebe wurden hier mit einem theils furchtbaren, theils lächerlichen Ernst getrieben; und wenn ein noch am Rheine lebender Greis, Dr. Hoffmann in Geisenheim, die Schätze seiner Erinnerung eröffnen wollte, wir würden die merkwürdigste Kehrseite der großen Umwälzung kennen lernen. Wenn selbst Johannes von Müller für das Gotteswerk der Revolution schwärmte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß ein Mainzer Nachtwächter ausrief: Lobet Gott den Bürger!

Obschon aber mit Mainzer Clubbisten später die Gefängnisse von Königstein bevölkert wurden, obschon der Enthusiasmus für Napoleon die drei Julitage überdauerte, hat doch keineswegs die rheinische Vorliebe für französisches Wesen auf einer tiefen Gleichheit der Principien beruht. Sie ging vielmehr hervor aus der leichtblütigen Natur unserer Strombewohner, aus der Abwechselung, welche durch die Kriegsjahre in unsere Verhältnisse gebracht wurden, aus der Nahrung, welche der lebhafte und erregbare

rheinländische Geist in den französischen Institutionen fand, vor Allem in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. Dazu gesellte sich noch die locale Anhänglichkeit an Napoleon, der die Stadt heben wollte, und von dem die Mainzer noch ein Andenken haben, nämlich das hölzerne Modell einer Rheinbrücke auf der Stadtbibliothek. Jetzt ist die Stimmung anders; mit Unerschütterlichkeit und gutem Erfolge hat besonders die Mainzer Zeitung unter Andree's und Bölsche's Leitung das vaterländische Element vertreten.

Wir schließen für diesmal unsere Skizzen, die wir nur für Das geben, was die Engländer einen chit-chat nennen. Sollte jedoch, „wer stillem Deuten nachzugehen sich bemüht," hie und da etwas Tieferes erkennen, so sind wir dafür herzlich dankbar. Wir scheiden mit zwei ernsten Wünschen:

Erstens: mögen am Rhein, der der berühmteste Hort unserer Vergangenheit, zugleich aber der edelste Bürge unserer Zukunft ist, die leidigen Kämpfe der Nationalen und Liberalen völlig schwinden; mögen Vaterlandsliebe und Freiheitslust vielmehr sich unauflöslich verbinden.

Zweitens: die deutschen Städte mögen über dem Räderwerke der Industrie, dem sie ihre Zukunft einzig zu verdanken glauben, den Dienst des Schönen nicht vergessen, den poetischen Keim nicht mißachten, der von den edelsten Kräften gehegt wurde in einer Zeit, wo kein anderer Same in Deutschland zu pflegen war. Alles, was in unsern Landen emporblühen mag, jede Stufe, die wir erreichen werden, hat die Poesie vorgefühlt und vorbereitet, während Ihr noch gar nicht ahntet, daß irgend Etwas sich ent-

wickeln werde. Das ist, wie L. Wihl in einem ausgezeichnet schönen Liede sagt, der Segen des Dichters:

> Er kann die grünen Locken
> Im Reif der Bäume sehn,
> Und sieht aus Schneesflocken
> Den Frühling auferstehn!

Und nun lebe wohl, freundlicher Leser! Sollten die Umstände es vergönnen, so setzen wir wohl einmal unsere literarische Rheinfahrt fort und ziehen stromabwärts, nicht im brausenden Dämpfer, sondern im langsam hingleitenden Nachen, aus dem man zuweilen aussteigt, um sich an den Ufern anspruchlos umzusehen, und auch von entfernteren Dingen vertraulich zu schwatzen.

